all. rev.
701. - 1
Pinkerton

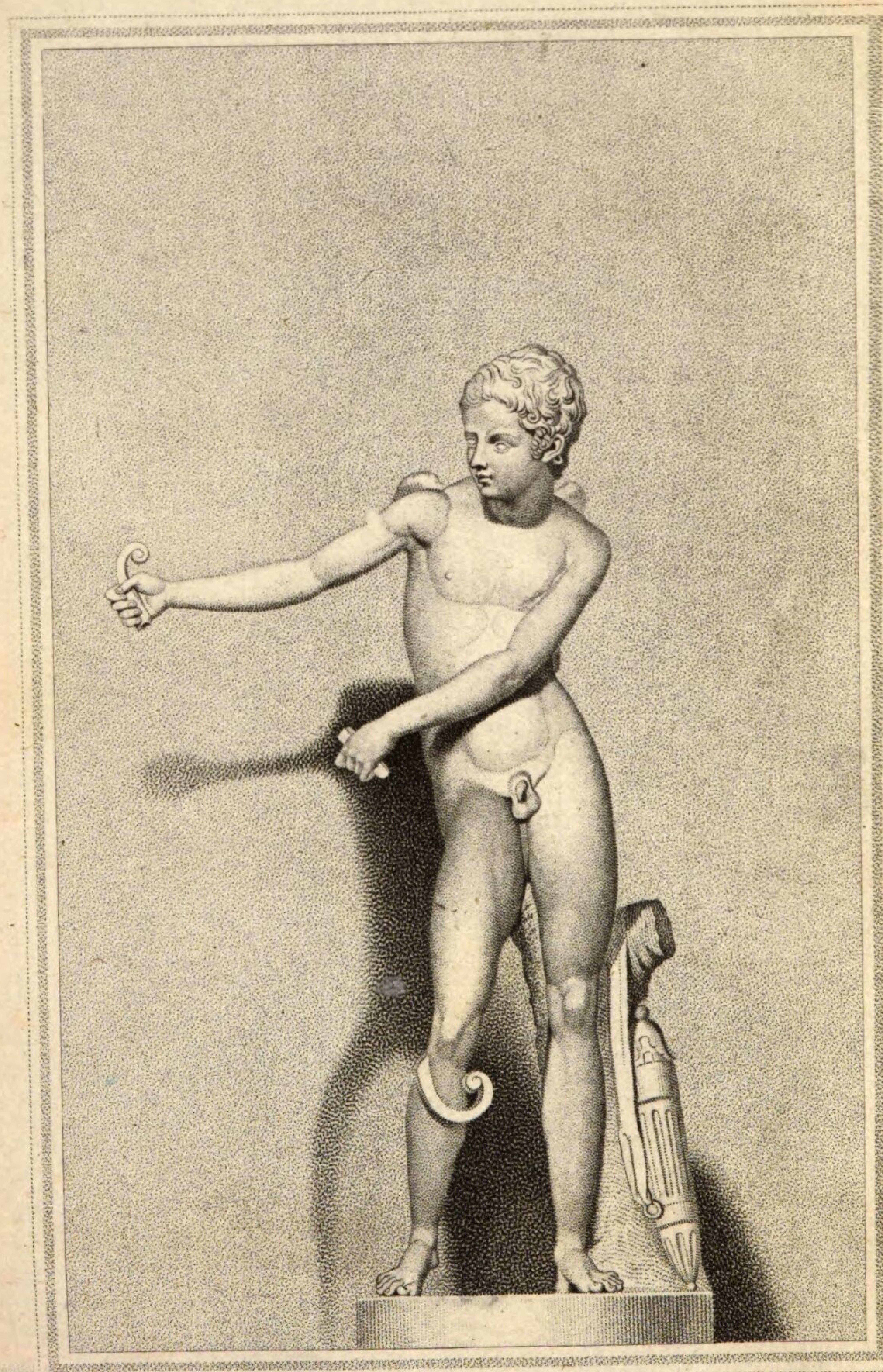
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36623525110014

<36623525110014

Bayer. Staatsbibliothek

R



dell Sc.

ANSICHTEN

DER

HAUPTSTADT

DES

FRANZÖSISCHEN KAYSERREICHS

vom Jahre 1806 an.

VON

PINKERTON, MERCIER UND C. F. CRAMER.

R

ERSTER BAND.

Mit Kupfern.

AMSTERDAM, 1807.

IM KUNST- UND INDUSTRIE-COMPTOIR.

(Warmoesstraat Nro. 2.)

223. D.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt
des ersten Bandes.

Seite

Vorrede, von Cramer - - - - 3

I. Capitel — von Pinkerton.

Allgemeine Ansichten von Paris - 21

II. Capitel — von Cramer.

Farbe und Ufer der Seine - - 32

III. Capitel — von Pinkerton.

Die Gegenden um Paris - - - 46

IV. Capitel — von Cramer.

Wasserleere um Paris - - - 59

V. Capitel — von Pinkerton.

Französische Gesellschaft - - - 64

VI. Capitel — von Cramer.

Dehmuth und Uneigennützigkeit der Pariserinnen - - - - - 75

VII. Capitel — von Pinkerton. Seite
Die Boulevards - - - - - 84
VIII. Capitel — von Pinkerton.
Neologie - - - - - - 91
IX. Capitel — von Cramer.
Straſsen - Nahmen - - - - 102
X. Capitel — von Pinkerton.
Die Nationalbibliothek - - - 107
XI. Capitel — von Pinkerton.
Der Louvre - - - - - 123
XII. Capitel — von Pinkerton.
Der Pflanzengarten - - - - 144
XIII. Capitel — von Pinkerton.
Zustand der Litteratur - - - 165
XIV. Capitel — von Cramer.
Romane; Bernardin de St. Pierre; französische Geschichtschreiber - - 183
XV. Capitel — von Pinkerton.
Die National- oder kayserliche Buchdruckerey, Buchdrucker und Buchhändler - - - - - - - 200
XVI. Capitel — von Cramer.
Buchändler - Ehrlichkeit. Büchertrödeley. Preise der Geisteswaare - - - 219
XVII. Capitel — von Pinkerton.
Betrachtungen über Rousseau's Schriften 227

XVIII. Capitel — von Cramer. Seite

Rousseau vertheidigt - - - - 243

XIX. Capitel — von Pinkerton.

Der Luxemburger Pallast - - - 256

XX. Capitel — von Pinkerton.

Fortsetzung der Betrachtungen über Rousseau's Schriften - - - - 278

XXI. Capitel — von Mercier.

Die Quartier-Uhren - - - - 303

XXII. Capitel — von Pinkerton.

Die Steinbrüche von Paris - - - 315

XXIII. Capitel — von Pinkerton.

Das Musäum der Nationalkunstwerke 320

XXIV. Capitel — von Mercier.

Die kleinen Augustiner - - - 338

XXV. Capitel — von Cramer.

Ausgestochene Augen - - - - 351

XXVI. Capitel — von Mercier.

Das Musäum - - - - - - 355

XXVII. Capitel — von Mercier.

Das Medaillen-Cabinet auf der Nationalbibliothek - - - - - - 362

XXVIII. Capitel — von Pinkerton.

Gelehrsamkeit und gelehrte Gesellschaften 373

XXIX. Capitel — von Mercier.

Antikenmanie in den Meubeln - - 384

XXX. Capitel — von Pinkerton. Seite
Der Zustand der Wildheit, in Widerspruch gegen Rousseau's Lehrsätze betrachtet 395
XXXI. Capitel — von Mercier.
Der künstliche Arm - - - - 423
XXXII. Capitel — von Pinkerton.
Gemählde-Ausstellung von 1804 - 426
XXXIII. Capitel — von Mercier.
Die Abtragung der Kirchen - - 434
XXXIV. Capitel — von Pinkerton.
Mineralogie der umliegenden Gegenden von Paris - - - - 437
XXXV. Capitel — von Mercier.
Juweelenkram - - - - - 453
XXXVI. Capitel — von Pinkerton.
Betrachtungen über den französischen Nationalcharacter - - - - 470

Ansichten

der Hauptstadt

des

französischen Kayserreichs

vom Jahre 1806 an.

Vorbericht.

(Von C. F. Cramer.)

Die Beschreibungen der Merkwürdigkeiten lebendiger und lebloser Gegenstände, die entweder feststehend, oder in unendlichen Gestalten abwechselnd, ändernd, sich einer den andern drängend, verdrängend, das neuere Babylon, Ninive, Athen, Rom — (wie man die immer mehr Weltbeherrscherinn werdende Hauptstadt des französischen Kayserreichs nur nennen will! —) auszeichnen, haben sich, seit der Zeit, wo, nach Mercier, unter uns Deutschen, Schulz zuerst ein lebendiges

Gemählde davon aufstellte, so sehr vermehrt, daſs man die virgilische Bitte an die Schäfer: „den Bach zuzudämmen, weil die Wiesen genug getrunken haben" *) wohl mit Fug an diejenigen ergehen lassen könnte, deren Schreibekitzel sich noch ferner an die Abconterfeyung unserer Göttinn wagen möchte, die, als eine Messaline in ihrer ganzen Nudität, oder als eine Vestalin in reinem einfachen Gewande, oder (und am häufigsten!) als eine römische Aezia in ihren geschniegeltsten Pompons, so unzählich vielen Mahlern und Gurkenmahlern gesessen hat. Nur von jenen ersten zu reden; so haben die Campen, die Reichardte, die Kotzebue, die Meyer, (und wer nennt die Nahmen der Deutschen alle, die unter die guten Mahler gehören, oder zu

*) *Claudite jam rivos, pueri; sat prata bibere.*

gehören wenigstens Anspruch machen,) Tableaux in gröfsern und kleinern Dimensionen davon geliefert; deren keines zu verachten ist, und deren oft selbst nur flüchtig aufgefafste Züge, von der Heerschaar der die Herreisenden nach dem Paradiese der Erde Beneidenden und die Göttinn selbst von Angesicht zu Angesicht zu sehen Wünschenden, mit Heifshunger angeschafft und verschlungen werden. Ausser diesen gelegentlichen Artisten, die, gewissermaafsen als Zugvögel, blofs sich hier aufhaltend, oft vor lauter Geniessen nicht recht zum Beobachten, besonders nicht zu genauer Verificirung des Beobachteten zu gelangen die Zeit besitzen, giebt es noch verschiedene hier etablirte, sich dem Schildern *ex professo* widmende Mahler; worunter man den Doctor Friedländer, (einsichtsvollen Director einer ganzen Schule von jungen Zeichnern von Talent, für die cotta-

schen Miscellen,) die Emissarien der Journale der Mode, und des London und Paris, betitelten; endlich, wenn man will, auch den Uebersetzer gegenwärtiger Reisebeschreibung zählen kann; der ehemals in der Zeitschrift: Frankreich, und jetzo in seinen Individualitäten, gleichfalls mit Pinsel- oder Quaststrichen zu dem Gemählde nicht sparsam ist. Man kann also denken, daſs bey einer solchen Menge geschäftiger Pinsel, die ganze Gestalt der Göttinn überhaupt, so wie jede ihrer Mienen und Züge; ihr Gang, Haltung und Stellung; ihre Aufführung, Thun und Treiben; ihre Kleidung, Putzstücke, Atours aller Art, hinlänglich dem weitaufklaffenden Auge des deutschen Publicums bekannt, und beynahe schon zum Eckel geworden seyn müssen; da so vielen vereinigten Hinblicken und Darstellungskräften einer solchen Concurrenz, schwerlich eine der

Sehens- und Merk-Würdigkeiten der Kayserstadt entgangen seyn kann.

Es muſs ferner aus dieser Concurrenz das Uebel entstehn, daſs, da alle diese Pinsel sich an einer und derselben Person üben, es unvermeidlich ist, im Anschauen so vielfacher Abbildungen davon, nicht immer stets wieder auf Züge zu stoſsen, die man wo anders schon gesehn; die schon frühere Pinsel spätern weggeschnappt; und die wir dann unter dem schimpflichen Nahmen von aufgewärmtem Kohl, Rediten und Reminiscenzen, nur gar zu leicht zu verurtheilen geneigt seyn werden. Dieſs würde in der That einen Vorwurf ausmachen, über den man bey keinen künftigen Versuchen leicht wegkommen könnte, wenn nicht einestheils das Gemählde selbst im höchsten Grade unter die *Tableaux mouvants* gehörte, deren tägliche Aenderungen und Abwechselungen, stets zu auch wenig-

stens einigen neuen Bemerkungen und Berichtigungen alter, Gelegenheit geben; und wenn, anderntheils, es nicht überhaupt bey allen möglichen Gemählden eines und desselben Gegenstandes, interessant wäre, die verschiedenen bessern oder schlechtern Manieren der Mahler und ihrer Schulen, bald der ryparographischen holländischen, bald der idealisirenden italienischen, bald der galanten, leichten und zierlichen französischen, zu beobachten; und uns an dem Anblicke ihrer Mannigfaltigkeiten selbst zu weiden. Da es also hier mehr noch auf das Genie Derer, die den Pinsel führen, als auf die Diversificirung des Gegenstandes ankömmt: so wird man diesen sämmtlichen Gemählden eben diejenige Entschuldigung wahrscheinlich zu Gute kommen lassen, die man von jeher, den eben so oft wenigstens gezeichneten, gemahlten, gebildhauten, poussirten, und in Kupfer gestochenen

Madonnen, Susannen, Lucretien, Bathseba's, und selbst Potiphars wollüstigem Weibe nicht versagt. — —

Unter den erwähnten Nationen, wo auch die Deutschen seit ihren Rubensen und Raphael-Mengsen etc. nicht schlecht figuriren, hat es sehr grofse Mahler gegeben; und nur die Engelländer, (selbst ihren Kneller verdanken sie uns!) standen in Absicht auf die Kunst noch zurück. Diese ihre Inferiorität in der eigentlichen sinnlichen Mahlerey, scheint sich auch — der Himmel weifs, aus welchen Ursachen? — wenigstens in Absicht unsers gegenwärtigen Subjects, auf ihre intellectuelle und moralische Mahlerey erstreckt zu haben. Sie haben sich daher in diesen letzten Jahren, wo wegen ihrer hartnäckigen Feindschaft gegen Frankreich, sie von Besuchung der hiesigen Academien gewissermafsen ausgeschlossen gewesen sind, fast nur mit Kupferstichen,

die sie von einigen unserer deutschen guten oder schlechten Abbildungen von Paris gemacht, behelfen müssen. Einem einzigen nur ihrer notablen Künstler, Nahmens Pinkerton, den die Kriegsgefangenschaft hier überraschte, und der sich durch eine auch ins Französische übersetzte statistische Geographie etc. vortheilhaft bekannt gemacht, hat die fast allen seinen Landesleuten so verhaſste, und dennoch so gierig beäugte Schöne gesessen; und er sein davon verfertigtes Gemählde kürzlich, unter einem ähnlichen Titel, *) wie unser weltberühmte Dramatiker, in London aufgestellt. —

Mein Freund Wilibald, Pflegevater meiner Individualitäten, glaubte daher, (und vielleicht nicht mit Unrecht,) daſs dieses Gemählde eines Engelländers, durch die Besonderheit

*) *Recollections of Paris. By J. Pinkerton. In two Volumes. London.* 1806.

seiner ziemlich freyen, und gleichwohl die Eigenschaften dieser Nation an sich tragenden Manier: grofsentheils gesunde Beobachtungskraft, bey sehr gehaltener Mässigung verständiges Urtheils! eines deutschen Kupferstiches nicht unwehrt; und es überhaupt verdienstlich sey, den Engelländern ihre gegen Deutschlands Kunstwerke beobachtete Aufmerksamkeit gewissermaafsen zu vergelten. Er trug mir dieses Geschäft auf; verlangte von dem Angesiedelten in Paris die Verschleyerung oder Berichtigung allenfalls einiger Züge, wo der Pinsel des Engelländers ausgeglitten seyn kann; oder, wo die nachfolgende Zeit durch ihren schnellen Strudel Veränderungen und Zusätze nothwendig gemacht hat; bat mich endlich sogar, von dem Meinigen noch hinzuzuthun; und Pinkertons Gemählde mit einigen (wie ich es für gut finden würde,) Verzierungen oder *Hors-d'oeu-*

vre's zu vermehren. — Wenn ich (wünschte er weiter,) den ersten grofsen Vorläufer aller dieser Mahler, — „*notre maitre à nous tous!*" — Mercier, dazu bewegen könnte, mir sein Attelier zu öffnen, das, des Reichthums seines alten und neuern Gemähldes von Paris ungeachtet, dennoch mit nichten an dahin gehörigen Arbeiten und Capiteln erschöpft seyn müsse: so (meinte er) würde diese Vereinbarung eines Engelländers, Deutschen und Franzosen, eine vielleicht nicht unpikante Sache seyn, und an jener ursprünglich hauptsächlich brittischen Zeichnung wenigstens nichts verderben. —

Ich habe seinem Verlangen gewillfahrt und von Mercier, (da dessen Freundschaft gegen mich mir nichts abschlagen kann,) die Gewährung von Wilibalds Wunsche erhalten. Ich selbst habe mich zwar (ich gestehe es) ein wenig davor gezogen, meine kleinen

Schildereyen, neben länger zu leben bestimmten eines so berühmten Künstlers, auszuhängen, und dem Muthwillen der unerbittlichen Critik preiszugeben; mich auch daher auf eine nur kleine Anzahl eingeschränkt. Indefs im hiesigen vor kurzem eröffneten Salon, hängen neben Giraudets, Gros und Anderer Meisterstücken in der Geschicht- und Schlachtenmahlerey, gleichfalls geringe Versuche der Eleven Davids, Regnaulds und anderer Primaten der Kunst; und der Wohlwollende wird mir wenigstens, in jedem Fall, das Verdienst der Nachgiebigkeit in den Willen eines Pflegevaters auf mein Kerbholz schreiben. —

Mehr, da nun jedem Leser das Urtheil über Pinkertons Darstellung (dem ich nicht vorgreifen will) anheim gestellt werden mufs, brauche ich ihr wohl als Vorbericht nicht vorauszuschicken; und begnüge mich, ihm dasjenige anzuhängen, was der Britte bey

Aufstellung seiner „Erinnerungen" für sein Publicum zu bevorreden für nöthig geachtet hat.

„Da viele der Begebenheiten, sagt er, die sich während des Verfassers Aufenthalte zu Paris zutrugen, von einer grofsen Wichtigkeit und Eigenheit sind; und nicht allein für Frankreich, sondern für die ganze Welt, und besonders unser Vaterland, das höchste Interesse haben: so ist er, nach seiner Zurückkunft, von Vielen gebeten worden, einige, mit Betrachtungen ihrer Ursachen und Wirkungen untermischte Nachrichten darüber mitzutheilen. Er hofft, dafs seine Zeichnung von dem gegenwärtigen Zustande von Paris, genauer als die mancher flüchtiger Reisebeschreiber zu seyn befunden werden möge, die nach einem Aufenthalte von Einem oder zween Monaten, und ohne dafs sie Gelegenheit gehabt, sich in französischen Gesellschaften gehörig umzusehen, oftmals sichs anmafsen

zu beschreiben, was sie weder erblickt noch verstanden haben. Als ein Liebhaber der Wissenschaften, der in Paris vor seiner dortigen Ankunft nicht unbekannt war, wurde der Verfasser mit sehr edler Gefälligkeit aufgenommen, und genoſs der allergastfreundschaftlichsten Aufmerksamkeiten; er hatte folglich jede Gelegenheit zu vertraulichem Umgange mit Franzosen jedes Ranges. Der Leser erwarte indeſs hier keine Anecdoten über Privatpersonen, keine Veruntreuung häuslicher Geheimnisse, die nur zu häufig die neuern Reisebeschreiber sich mit Verletzung jedes Gesetzes der Gastfreundschaft, des Anstandes und der Schicklichkeit zu Schulden kommen lassen; und die sehr nachtheilig für die Freyheit und Gunst werden, auf welche sonst nachfolgende Reisende würden haben rechnen können. Aus einem solchen, die Litteratur durchaus entehrenden Verfahren, kann man sich

auch nicht den geringsten Nutzen versprechen; da die Leser andre unterrichtende oder unterhaltende Anecdoten mit eben so grofsem Vergnügen aufnehmen werden, ohne dafs dabey Nahmen öffentlich blofsgestellt, oder die Gastfreundschaft entweiht zu werden brauche.

Da der Verfasser dazumal, als er sich in Paris aufhielt, nicht die Absicht hatte, seine Bemerkungen der Presse zu übergeben: so fafste er sie auch nicht in die Feder auf; was überdiefs für ihn zu einer Zeit gefährlich hätte seyn können, wo die reisenden Engelländer, bis auf wenige Ausnahmen, als Kriegsgefangene zurückgehalten wurden, und er, ob man ihn gleich als einen Gelehrten, von dem einige Werke übersetzt und günstig aufgenommen worden waren, Achtung bezeugte; sich dennoch wie die Uebrigen gewärtig seyn mufste, vorgefodert, und seine Papiere von der

Polizey durchsucht zu sehen. Allein seine Neugierde trieb ihn nichtsdestoweniger an, sorgfältig den Character eines Volkes zu studiren, unter dem sich so merkwürdige Dinge zugetragen hatten, und ferner zuzutragen fortfuhren, daſs die Geschichte davor erstaunt und ihren Griffel fast sinken läſst, wenn sie Begebenheiten von Jahrhunderten in den Lauf einiger wenigen Jahre zusammengedrängt sieht; und eine lange Erfahrung hatte ihn gelehrt, sich ein wenig auf die Genauigkeit seines Gedächtnisses verlassen zu können. Unterdessen gesteht er, daſs sein Werk dennoch Spuren dieser gezwungenen Umstände an sich tragen kann, und deshalb auf die Nachsicht seiner Leser Ansprüche machen muſs.

Da er sich jederzeit sorgfältig davor gehütet hat, seine Feder irgend einer Parthey zu widmen, oder sie von Einflüssen des Augenblicks regieren zu

lassen: so glaubt er mit einigem Rechte sich des Characters eines reinen geschichtlichen Darstellers anmaſsen zu können, und hofft wenigstens so vollkommen unpartheyisch geschrieben zu haben, als es die menschliche Schwäche nur immer zulassen will. Unter leichtere Materien, und der vertraulicheren Gattung, hat er es gewagt, auch noch einige von einer ernsthafteren Beschaffenheit zu mischen; in Absicht derer er wünscht, daſs sie zeitige Feindseligkeiten und flüchtiger aufgenommene Beschreibungen überleben mögen. Die Anbetung, welche die Jacobiner Rousseau'n widmeten, hat ihn veranlaſst, einige der leitenden Behauptungen dieses excentrischen Schriftstellers zu erörtern, dessen Beredsamkeit zwar die Einbildungskraft entzündet, allein die Vernunft und richtige Kenntniſs verdunkelt. Man thut wohl nicht unrecht daran, wenn man ihn als den regierenden Engel

jenes anarchischen und democratischen Sturms betrachtet, der so furchtbar in diesem Lande gewütet hat; und die Hergänge haben sehr mächtig bewiesen, daſs er ein Engel der Finsterniſs war. Die Betrachtungen über einen Handlungstractat mit Frankreich, empfiehlt man einer ernsthaften Aufmerksamkeit; wie sie aber auch aufgenommen werden mögen, so kann der Verfasser davon wenigstens die Reinheit seiner Absichten dabey verbürgen.

Nach den vielen neuern über Paris erschienenen Nachrichten ist es unmöglich, viel Neues vorzubringen; gleichwohl wird man finden, daſs manche der hier gesammelten und behandelten Materien, nicht in den Werken flüchtiger Reisebeschreiber vorkommen; und selbst bey den alltäglichsten hofft man, daſs es an neuen Ansichten nicht ganz mangeln wird, so wie auch anderwärts oft Miſsgriffe früherer Erzählungen stillschweigend

verbessert worden sind. Man behauptet nicht, gegenwärtiges Werk könne eines von denen seyn, auf das sich ein ausgezeichneterer litterarischer Ruhm gründen liefse; indessen schmeichelt man sich, der Leser werde es nicht leer an Unterricht, Unterhaltung, und sogar Neuheit finden; vor Allem aber, es werde nicht verkannt werden, dafs es in wohlwollender Absicht und mit dem Wunsche, das Beste der Menschheit zu befördern, aufgesetzt worden sey.

Erstes Capitel.

Allgemeine Ansichten.

Paris liegt auf einer Ebene, durch welche sich die Seine, auf die angenehmste und mahlerischste Weise, schlängelt. Dieser Fluſs, der mit Recht für einen der schönsten in Frankreich gilt, ist von einer hellen seegrünen Farbe; eine Besonderheit, die die Wirkung, welche die schönen Brücken und Quays auf das Auge machen, noch erhöht. Man bemerkt an ihr diese Farbe nicht eher, als da, wo sie und die Marne sich vereinigen; und man alsdann deutlich sieht, daſs das Grün letzterem Strome eigen ist; da oberhalb dieses Zusammenflusses die Seine ein braunes und modriges Aussehen hat; derweil jene Farbe

der Marne unvermischt, eine ziemlich lange Strecke durch, sich gleichbleibt. Die nördliche Seite der Ebene wird von einer Reihe angenehmer, in einen halben Zirkel zusammenlaufender Anhöhen begränzt, die Menil-Montant, Mont-Martre u. s. w. heifsen, und meist aus Gyps oder Alabaster bestehen, der, gebrannt, bekanntlich den Cement für die Pariser Gebäude hergiebt. In den Steinbrüchen derselben sind verschiedene merkwürdige Fossilien gefunden worden, deren nähere Beschreibung wir für ein anderes Capitel aufsparen. Jener Gyps, oder Alabaster, dient nicht blos zur Ausschmückung der Pariser Häuser, sondern gröfstentheils auch zu ihrem Bau; da grosse gehauene Steine bey weitem nicht so allgemein gebraucht werden, als man es sich gewöhnlich vorsellt. Die kalkartigen Bausteine, aus denen die vornehmsten Hotels aufgeführt werden, werden aus Brüchen auf der Südseite von Paris gewonnen, und, um den sie bedekkenden Boden zu schonen, vermittelst einer Welle ans Tageslicht gefördert, an der ein senkrecht stehendes, von den Arbeitern umgedrehtes Rad befestiget ist. Die alten Steinbrüche befinden sich ausserhalb der südlichen Gränzen der ursprünglichen Cité, und bilden

eine Art von Catacomben mit engen, sehr regelmässigen Gängen.

Es ist weltkündig, dafs dieses berühmte Emporium von Frankreich ursprünglich sich auf ein kleines Eyland in dem Flusse einschränkte, welches noch heutiges Tages gleichsam eine vollkommen in der Ausdehnung der neuern Gränzen eingeschlossene Stadt ausmacht. Auf dem Mittelpunkte dieser Insel liegt die Kirche Notre-Dame und das Palais de Justice, die Residenz der Monarchen in alten Zeiten. Auch darf hier das Hotel-Dieu nicht vergessen werden; ein Hospital von der allerübelst gewählten Lage, das die Cité und den Flufs ungesund macht; und in dessen Nähe kürzlich die Morgue oder das Behältnifs verlegt worden ist, wo die Leichname der Selbstmörder und anderer durch Zufall umgekommener unbekannter Personen ausgesetzt werden, damit ihre Freunde und Verwandten sie reclamiren können. Auf dem südlichen Quay dieser Mittelpunkts-Insel wohnen viele Gold- und Silberschmiede, indefs der nördliche verschiedene Läden von Verfertigern optischer Instrumente enthält. Gegen das östliche Ende zu, auf einem dreyeckigten Platze, der nach dem Pontneuf zu ausgeht, und Place Dauphine

heifst, befindet sich ein dem in der Schlacht bey Marengo gebliebenen General Desaix errichtetes Denkmal; auf dem das von einer Victoria bekränzte Brustbild desselben prangt; jenes und diese von etwas mehr als gewöhnlicher Leibesgröfse. Diefs Denkmal ist von einer edlen und classischen Ausführung. —

Schon der Kayser Julian hat der Stadt Paris als seiner Lieblingsresidenz erwähnt. Man hat aus seiner Beschreibung geschlossen, dafs das Clima zu seiner Zeit um ein Beträchtliches kälter gewesen seyn müsse, als es jetzt ist. Aber da er ebensowohl von dem in der Gegend wachsendem Weine, wie von dem Winter spricht: so scheint die Veränderung doch ziemlich unbedeutend zu seyn. Man hat angenommen, dafs der Pallast der Thermen oder Bäder, zu welchem das Wasser durch die Leitung von Arcueil geführt worden sey, seine Wohnung gewesen; indefs scheinen die Ueberbleibsel dieses Pallastes nicht von römischer Bauart zu seyn, da sie, wenigstens zum Theil, denen von einigen Kirchen in Süd-Engelland gleichen, die aus Trümmern abgetragener römischer Gebäude verfertiget worden sind; die Steine derselben liegen nicht in regelmässigen Schichtungen classischer Architectur, sondern

sind unordentlich und mit einer Verworrenheit zusammengefügt, die entweder Eile oder Mangel an Geschicklichkeit verräth. Auch ist die hohe und geräumige Halle derselben nicht in römischem Stile, sondern mehr von gothischer Gestalt; so dafs diese Thermen wahrscheinlich ein Werk der Merovingischen Königsrace seyn mögen. Allein die Alterthümer von Paris sind niemals gehörig auseinandergesetzt worden; und es ist nicht unmerkwürdig, dafs man noch keine gute Beschreibung dieser berühmten Stadt besitzt. Die, welche man davon in sechs Foliobänden kennt, ist reich an Weitschweifigkeit über unbedeutende Kleinigkeiten, indefs die übrigen gewöhnlichen, in Einem oder ein Paar kleinen Bändchen, nichts als kurze Uebersichten der Sehenswürdigkeiten enthalten. Eine gutgeschriebene und hinlänglich unterrichtende Topographie mit Abbildungen der merkwürdigsten Gegenstände, in etwa Einem oder zwey Quartbänden, wäre ein Nationalbedürfnifs, dessen Abhelfung noch immer zu erwarten ist.

Als noch Paris, damals Lutetia, die Hauptstadt der Parisier, eines nicht der bedeutendsten gallischen Stämme, ausmachte,

war diese Insel hinlänglich geräumig und durch zwey Zweige der Seine gegen Angriffe gesichert; allein man muſs bedauern, daſs, wie sie späterhin zur Hauptstadt von Frankreich ward, man sie nicht nach der südlichen Ebene von Charenton, ostwärts an den Zusammenfluſs der Seine und Marne hinverlegte, so daſs der eine dieser beyden Flüsse die östliche, und der andre die südliche Seite der Stadt begränzt hätte.

Der Boden, auf dem Paris steht, ist von sehr mannigfaltiger Beschaffenheit. Auf der Südseite des Flusses finden sich die häufig mit Muschelschaalen vermischten Bausteine; die nördliche Seite, so weit als die in den Schluchten von Mont-Martre sich erhebenden Straſsen reichen, besteht bis zu einer beträchtlichen Tiefe aus Schwemmsande, auf den denn der oben erwähnte Gyps von Mont-Martre folgt. Es ist eine in der Geologie wohl bekannte Eigenheit, daſs die Ufer der Flüsse oftmals aus verschiednen, von irgend einer natürlichen Unzusammenhängendheit herrührenden Substanzen, bestehen; je nachdem das Wasser sich leichter oder schwerer einen Weg bahnte. Aber in der Theorie der Erde trifft man auf mancherley Schwierig-

keiten, die wahrscheinlich der beschränkten Wissenschaft und Erkenntnifs des Menschen stets unauflösbar bleiben werden. Die in Mont-Martre ausgegrabenen Knochen gehören, wie, der Meynung des berühmten Naturforschers Cuvier nach, allgemein angenommen wird, verschiednen Gattungen von verschiedner Gröfse, eines jetzt nicht mehr vorhandnen vierfüssigen Thieres an, das dem americanischen Lapir ziemlich nahe kam. Die zu Grignon, auf der Westseite von Versailles, in einem Sandbette unter einer Lage von dichtem Kalksteine entdeckten Fossilien, zeigen mit dem Erdboden vorgegangene Veränderungen an, die die Theorie bis jetzt noch vergebens aufzuklären strebt. —

Das Clima von Paris unterscheidet sich von dem Londner hauptsächlich durch die gröfsere Sommerhitze, die hier in den offenen Weinbergen die Trauben zur Reife bringt; was in Engelland durchaus nicht geschieht. Aber der Wein in den Gegenden nahe um Paris ist so schlecht, dafs er zum Sprichworte geworden ist; nur gemeines Volk und das Gesinde in den Häusern trinkt ihn; die Eigenthümer verkaufen ihn ungefähr um 3 Sols die Flasche (*la chopine*).

Surene, ein angenehmes Dorf, eine halbe Lieue westwärts von Paris, ist am meisten seines schlechten Weines wegen im Mifsruf; so dafs überhaupt der von der schlechtesten Art, *vin de Surene* genannt wird. Eine Volkssage berichtet: dieser Wein sey zu Heinrich IV. Zeiten so vortrefflich gewesen, dafs der schmausliebende König ihn aus Liebhaberey gewählt; allein wahrscheinlich mufs man darunter einen andern weissen Wein eben dieses Nahmens verstehen, der unfern von Orleans wächst. Die Wärme des Clima übrigens ist im Durchschnitte des ganzen Jahrs sich ungefähr zu Paris und London gleich; da die gröfsre Kälte des Winters dort in dem Verhältnisse der gröfsern Hitze des Sommers mit in Anschlag kommen mufs. In dem Winter 1802 — 3 war die Seine in Paris über vierzehn Tage lang gefroren, und die Kälte höchst schneidend; aber die beyden nachherfolgenden Winter glichen den milden Wintern in London; dagegen aber waren die beyden nächsten Sommer kalt und regnigt. Ich habe fast immer gefunden, dafs es in der Gegend der Stadt, nahe bey Mont-Martre, kälter als in irgend einer andern war; diefs wahrscheinlich nicht allein wegen

der höhern Lage, sondern auch wegen der der Sage nach kalten Natur des Gypses oder Alabasters, der den Boden dieses Quartieres ausmacht.

Man rechnet die Bevölkerung von London gegen 860,000 Seelen, und die von Paris unter 600,000. Gleichwohl giebt die Volksmenge und das Gedränge der Wagen in den hier engern Strafsen dem, was man in London sieht, nichts nach. Den Hauptunterschied aber bemerkt man in der umliegenden Gegend; eine oder ein Paar Lieuen weit von Paris kommen die Landstrafsen einem Engelländer wie verlassen vor, und nur selten begegnet man einzelnen Fuhrwerken darauf. Einer der überraschendsten Züge von Engelland für einen Fremden ist die beständige Circulation der auf allen Richtungen von und nach der Hauptstadt hinreisenden Menschen, die man wahrscheinlich zwey Ursachen zuschreiben mufs: Dem Umstande nämlich, dafs London ein grofser Handelshafen ist; und dem andern, dafs die Engelländer das Reisen lieben; da hingegen ein Franzose sich nur ungern von einem Orte zum andern begiebt, und eine Reise als ein mühseliges Geschäft scheut. Den auffallenden

Contrast, so aus stillen, fast einsamen Landstrafsen sich plötzlich in das laute Getöse und Gedränge von Paris hineinversetzt zu sehen, und sich unter einem Gerumpel von Fuhrwerken aller Art und Gattung zu befinden, mufs man erfahren haben, wenn man sich einen Begriff davon machen will.

Die bey den Unbequemlichkeiten und der Enge der Strafsen gröfsere Pracht der pariser Häuser und öffentlichen Gebäude, als wir sie in London kennen, wird einem Engelländer besonders dann sehr bemerklich, wenn er nach einem langen Aufenthalte in Paris nach Hause zurückkehrt. Nachdem er gegen seine pariser Freunde mit dem Reichthume und dem Vorzuge der Hauptstadt seines Vaterlandes, als der ersten Europa's, grofsgethan hat, findet er sich nicht wenig verwundert, daheim wieder in einer gleichsam weiten niederländischen Stadt zu seyn, mit kleinen, reinlichen, gleichförmigen Häusern aus Ziegelsteinen erbaut; statt dafs er in Paris überall auf glänzende Steinmassen, oder Gebäude, die diese wenigstens nachahmen, von unendlicher Mannigfaltigkeit zierlicher Baukunst stiefs.

London ist gewöhnlich in Dampfwolken

eingehüllt; nichts Aehnliches aber wird man in Paris gewahr, ausser in dem Augenblicke, wenn des Morgens Feuer in den Häusern angemacht wird; so, daſs, wer auf die Stadt von einer benachbarten Anhöhe herunterblickt, wenn die Sonne scheint, von dem weissen Glanze der Häuser und Thürme wie verblendet wird. In Paris herrscht ziemlich allgemein ein Vorurtheil gegen den Gebrauch der *Steinkohlen*; man meint, daſs sie sehr ungesund und den Lungen schädlich wären. Der Rauch des Holzes, der dem Hausgeräthe weit nachtheiliger ist, weil er es bräunt, wird in offener Luft kaum sichtbar; indeſs der *Steinkohlendampf* die umgebenden Gegenstände schwarz macht; wovon die schwarze Farbe der Londonschen Cathedralkirche einen sprechenden Beweis abgiebt. Die Pariser Gebäude hingegen sind von einer solchen blendenden Weisse, daſs des Sommers das Auge davon sich ganz ermüdet findet, und sich an einer milderen Farbe auszuruhen sucht.

Zweytes Capitel.

(Von C. F. Cramer.)

Farbe und Ufer der Seine.

Grün, oder braungrün ist freylich gewöhnlicher Weise die Farbe der Seine; indeſs bey irgend trübem oder Regenwetter, im Frühlinge und Herbste besonders, so gelb, so leimicht, daſs der trojanische Ξανθος, und die goldne Leine, an deren Ufern ich einige meiner schönsten . . ., die Jahre des Bundes! verlebt, nicht gelber und garstiger gewesen seyn und seyn kann. Wer von den reizenden Ufern der Seine bey französischen Dichtern, die ihre Herrlichkeit um die Wette besingen, gelesen hat, der träume sich auch ja nicht etwa diese Ufer in der Nachbarschaft von Paris schön; sie sind vielmehr so nackt,

kahl und öde als möglich; sie könnten und sollten freylich mit Bäumen und Alleen gebordet seyn, wie z. E. die Grachten in Amsterdam — und es ist billig das Erstaunen aller darüber Nachdenkenden, wie es möglich gewesen, daſs eine solche Menschenmasse, die schon ein Jahrtausend beynah in der unendlichen Stadt zusammengehockt, so wenig Sinn für die einfachsten Genüsse der *Comforts of Life* gehabt, eine solche Bepflanzung so gänzlich zu versäumen. Allein die französischen Monarchen verschwendeten Millionen an Versailles und andre Lustörter ihres individuellen Vergnügens, ohne irgend auf das arme Volk Rücksicht zu nehmen, und die Ausschmückung des groſsen Mittelpunktes ihres Reiches sich angelegen seyn zu lassen. Wollte Gott, Paris hätte einen einzigen Mann unter der langen Reihe seiner Despoten gehabt, der nur den zehnten Theil so viel für die Natur- und Gartenausbildung seiner Hauptstadt gethan, als der Burgemeister Müller, in der kurzen Zeit seiner Verwaltung, für das kleine Leipzig! Eine Stadt, wie diese, arcadisch, mit neuester englischer Empfindung verschönt, findet sich in ganz Frankreich nicht; und ich ge-

stehe es, in meinem kleinen einseitigen ländlichen Geschmack, gebe ich Paris in dieser Rücksicht, selbst mit seinem prächtigen tausendmal gefeyerten Tuilleriengarten, sammt allen dessen Statuen etc., dem des Luxemburg, Tivoli, Bourbon, D'Idalie, (als diese noch Eigenthum des Publicums waren — die *Champs Elysées* indeſs ausgenommen! die ein sehr lustiges, nur regelmäſsiges und wasserleeres Wäldchen sind;) für das liebliche Leipzig weg, mit seinen mannigfaltigen Alleen um die Stadt, das pleissebewässerte Rosenthal, die Winklerschen, Apelschen, Richterschen, Löhrschen, Trierschen Gärten, alle so gastlich dem Besuchenden gewidmet, mit ihren Mannigfaltigkeiten von Alleen, englischen Parthien, regelmässigen und unregelmässigen Hecken, Wiesen, Teichen, Wasserstücken u. s. w. Ich habe den Leipzigern immer gesagt, wenn ich mich Frühlings in den Messen, die ich besucht, mehr unter den tausendfältigen Blüthen herumtrieb, unter denen man, nach Werthers Wunsch, „zum Maykäfer werden möchte“ als in den staubigen Läden der Buchhändler: sie wüſsten nicht, wie glücklich sie sind! Also noch einmal: wollte

Gott, statt Ludwigs des XIV. und XV. (der nun vollends für Paris nichts that) hätte hier der Burgemeister Müller regiert; er war in seiner Jugend ein Dichter, und hat das empfindungsvolle Liedchen (in den Beyträgen) gemacht, das mit der Strophe anfängt:

Du kehrst zurück, umringt von Scherzen,
O Lenz, der Erde bester Freund;
Noch findest du mich voll von Schmerzen,
Die ich dir eh'mals zugeweint. —
An jedem deiner frohen Tage
Sang ich im Thal ein Lied an dich;
Stets untermischt mit dieser Klage:
Kein göttlich Mädchen liebet mich!

er hätte, da er auch ein Freund der Baukunst war, sicher nicht, zum Spectakel für die ganze Welt! den Louvre unausgebaut gelassen; daſs er, so wie auch Versailles, bisher einem schönen, nur halb aus einer schmutzigen Larve ausgekrochene Schmetterlinge glich; noch den Quay längs des Pont de la Concorde bis zu den Invaliden, mit Steinen unausgesetzt; an dem man im schönsten Sommer oft bis an die Knöchel im Morast und Schlamm watete; der daher eine Wohnung der Frösche war, und nicht mit Unrecht

den Nahmen des *Quays de la Grénouillère* führte; was jetzt nicht mehr auf ihn anwendbar ist.

Dieser Vorwurf des Nichtsthuns für Paris wird jetzt von der Regierung Napoleons, *a quo major rerum nascitur ordo!* *) aufs kräftigste abgewandt; und man sagt warlich nicht zu viel, wenn man behauptet, dafs Er in den wenigen Jahren seines Scepterführens für die Beherrscherinn der Welt mehr als alle Bourbons, Valois und die Fürsten der übrigen Racen, an Verschönerung, Verprächtigung, Gesundmachung, Wässerung etc., während eben so vieler Jahrhunderte der verschiedenen Dynastien gethan. Wenn es so fortgeht, wird man mit nicht zu grofser Uebertreibung die Worte Svetons von August: *Lateritiam invenit, marmoream reliquit!* **) auf ihn anwenden können.

Um indefs auf die Seine - Ufer wieder zurückzukommen, mufs ich doch zur Steuer der Wahrheit hinzusetzen: dafs auf der einen

*) „Mit dem eine gröfsere Ordnung der Dinge anhebt."

**) Er fand Rom aus Ziegelsteinen gebaut, und hinterliefs es marmorn.

Seite vom Dorfe Issy an, bis hin nach Meudon, und hernach längs Sevres und St. Cloud hin, diese Ufer wirklich sehr reizend, durch die Alleen des Parks, durch die sich amphitheatralisch erhebenden Häuser und Villa's, und hernach vier Lieues weiter, von dem Pavillon de Jonquiere an, bis nach Malmaison, Bougival, Lucennes, dem Dörfchen *Marly la Machine*, und St. Germain *en Laye*, mit ihren Landsitzen, Waldungen und Weinbergen, aufs äufserste romantisch und bezaubernd werden. Nur dafs man bis dahin im Schweisse seines Angesichts erst einige Meilen weit gehen mufs! Auch auf der entgegengesetzten Seite, wo die Seine sich nach St. Denis wendet und schlängelt, findet sich, wenn man, anstatt die kahle Landstrafse dahin zu wandeln, seitwärts durch die Barriere Clichy, nach des einstigen Herzogs de Nivernois Landsitze, und St. Ouen, (Madame de Stael jetzt zugehörig,) links geht, und, nach der himmlischen *Vallée de Montmorency* strebend, den Flufs verfolgt, eine vortreffliche Aussicht über die Seine hinaus, auf eine ganze unterliegende Landschaft von Dörfern. Hier fand ich einst in einem kleinen höchstbescheidenen Bächlein, das in den Mutter-

strom hineinrieselt, ein ganzes Beet von den schönsten Vergiſsmeinnicht, die mir nicht mindere Freude gewährten, als der Fund der Zeitlosen, (*colchicum autumnale*) den ich vor sieben Jahren . . besang. Es sind die einzigen Exemplare dieses Blümchens der Liebe, die ich auf meinen weiten Excursionen in den Gegenden um Paris getroffen habe; und, obwohl ich sie, die *Myosotis scorpioides*, die wahrscheinlich diesen unschönen giftigen Nahmen (skorpionenähnliches Mäuseohr!) von der Aehnlichkeit ihrer unaufgeblühten Knospen mit einem Scorpionenschwanze her hat, in den hiesigen Fluren gefunden, war es mir doch noch nicht so gut geworden, ihrer je wo ansichtig zu werden. —

Aber — noch einmal! nicht die Seine, nahe bey Paris, kann die Deshouliere gemeint haben, als sie das liebliche anacreontische Lied an ihre Schafe dichtete:

Sur les près fleuris,
Qu' arrose la Seine,
Cherchez qui vous mène
Mes chères brebis; etc.

und, da ich so oft das garstige Leimwasser derselben von dem Pont-Neuf und andern

Ponts herunter gesehen, konnte ich mich niemals des Lachens enthalten, wenn ich die himmlische Ariette aus Sedaines und Schulzens Aline sang, wo St. Phar den Ganges mit ihr vergleicht, der, Augenzeugen nach, eben so gelbes Wasser wälzen soll, und in der er den Liebenden „Freuden" verspricht: „eben so rein als sein Gewässer!"

Sur les bords charmans de la Seine
Si quelque belle excite vos régrèts,
Pour l'oublier, livrez vous aux attraits
D'une nouvelle chaîne!

Des régrèts la trace profonde
Doit s'éfacer sous des nouveaux desirs;
Le Gange sur ses bords vous offre des plaisirs
Aussi purs que son onde!

So viel bleibt gewiſs, daſs die Seine bey Paris sich gegen die Elbe bey Hamburg, gegen die Garonne bey Bourdeaux verhält, wie ein kleines uncultivirtes Bauermädchen gegen die Königinn von Saba in aller ihrer Pracht; und gleichwohl soll, nach Mercier's Erzählung, einmal ein Pariser Badaud bey dem Anblicke der letztern naserümpfend gesagt

haben: „Hm! *c'est un assez beau fleuve pour un fleuve de province, que la Garonne!*"

Der Mont-Martre hat seinen Nahmen von den Märtyrern, die dort begraben liegen sollen; eigentlich: *Mons Martyrii*, oder *Mons Martyrum* — daher auch die Strafse, die dahin führt, *la Rue des Martyrs* heifst. —

Die Häuser in Paris werden entweder aus grofsen, in den hiesigen, von unserm Verfasser in einem andern Capitel weitläufig beschriebenen, Steinbrüchen gewonnenen Bausteinen, (*pierres de taille*) oder von kleinen Bröckeln und Bruchstücken eben dieser in ihren Zwischenräumen dann mit Gyps ausgefüllten Steine gebaut, die *Moëllons* heissen. Ihr durchaus ebener und anfangs gelber, nachher schwarzgraulich werdender Anstrich, giebt ihnen aber allen das Aussehen einer gleichförmigen Steinmasse; ob sie gleich, nach der Verschiedenheit dieser Materialien, gar sehr auch von verschiedener Festigkeit, Dauerhaftigkeit und Preise sind. Werden diese Häuser blos mit einer mit Ocker vermischten Tünche angestrichen: so heifst diefs *badigeonner les maisons;* bey einem dichtern Auftragen und Ausspickung mit Gyps aber: *récrépir* oder *mettre à neuf*. Die *Badigeon-*

neurs machen eine eigne Classe von Mahlern aus; oder wenn man will, Mauerleuten. Man nennt niemals die gewöhnlichen Mahler, die bey uns eine Zunft bilden, oder Anstreicher von Häusern, Kutschen etc. *Peintres,* wie bey uns; sondern entweder verächtlich: *Barbouilleurs*, oder mit einem Zusatze: *peintres en bâtimens.* — Holzwerk wird bey den Häusern hier nur zu ihrem innern Ausbaue angewandt; daher denn auch bey Feuersbrünsten gewöhnlicher Weise der Kasten unversehrt stehen bleibt. Diese grofse Begünstigung der Natur, eine feste Materie in der Erde zu finden, die anderwärts durch Menschenfleifs in Ziegelbrennen herbeygeschafft werden mufs, gewährt Paris den unschätzbaren Vortheil, dafs Feuerschäden, vergleichungsweise gegen andere Städte, etwas äufserst seltenes sind; wozu denn auch der ungefährlichere Gebrauch der Camine als der Oefen, und die natürliche Verständigkeit und Besonnenheit des Gesindes und der gemeinen Leute in Vorsicht mit dem Feuer; und endlich die vortrefflichen Anstalten mit den *Pompiers*, viel beytragen; es braucht kein Wächter des Nachts den *Citadins* zuzurufen:

„Bewahrt das Feuer und auch das Licht,
„Damit dem Nachbar kein Schade geschicht; —“

und man hat es jener Seltenheit der Feuersbrünste zuzuschreiben, wenn man in Paris entweder gar keine Brand-Assecuranzen findet, (die sich selten erhalten können,) und in die kein Polizeygesetz einzusetzen zwingt; oder wenigstens sieht, daſs, weil auch, ohne solche Versicherung, Gelder auf Häuserhypotheken geliehen bekommen werden können, man sie so selten benutzt. Nie wird man daher hier auch davon hören, daſs Eigenthümer ihre Häuser selbst anzünden, die Brandprämie dafür zu gewinnen, und auf eine solche für den Nachbar etwas gefährliche Operation, als auf einen sehr erlaubten Gewinn und nützlichen Erwerbzweig, speculiren. In Orten, wo die Häuser aus Holz erbaut werden und Assecuranzkassen in Flor sind, verhält sich das anders; und ich erinnere mich, einmal in Holstein in dem Städtchen Neumünster von einem sehr ehrlichen und unschuldigen Hausbesitzer gehört zu haben, der zu dem Besorger der Assecuranzen des Orts gekommen sey, und ihn naiv gebeten habe: sein Haus als nicht mehr

vorhanden in den Cadaster einzutragen. „Aber wie?“ erwiederte ihm dieser; „euer Haus, mein lieber Mann, steht ja noch.“ — „Wol!“ war die treuherzige Antwort: „aberst, Herr, Middeweken brenne ick af!“ — (aber, Herr, Mittwochen brenne ich ab!)

Um ganz genau in seiner Topographie der Quays zu seyn, hatte Pinkerton anführen müssen, dafs in dem Mittelpunkte der Stadt sich die Seine in zwey, hernach wieder zusammenfliessende, Arme zertheilt; die also eigentlich vier parallele Quays bilden, deren erster *Quay de la feraille* heifst, wo altes Eisenwerk verkauft wird, und zugleich an gewissen Tagen der Woche ein Blumenmarkt ist, der jedoch dem Amsterdammer und Haarlemmer weit nachstehen mufs; der zweyte der *Quay des Lunettes*, wo die Optiker . . .; der dritte, der *Quay des Orfèvres*, wo Juweliere und Goldschmiede wohnen; und der vierte, der *Quay des Augustins*, oder *de la Vallée*, oder *de la Volaille.* — Dieser ist fast mit lauter Buchläden garnirt, und macht zu gleicher Zeit den Geflügelmarkt von Paris aus; ein tausendfältig sich regendes Gewimmel von lebendigen Tauben, Hüh-

nern, Calecuten, Endten, Capaunen, Poularden, die ihre eben so zahlreichen abgeschlachteten und gerupften ausliegenden Gefährten in ihrer fröhlichen klabasternden Beweglichkeit nicht stören — ich pflege es immer die Ornithologie von Paris zu nennen. — Unter den Inseln hätte, obgleich auch die Cité eine ausmacht, deren Inselgestalt man aber wegen der auf den Brücken gebauten Häuser kaum gewahr wird, nicht die mehr als Insel ins Gesicht fallende *Isle de St. Louis* vergessen werden müssen, welche ehedem, nebst dem *Marais*, die Hauptwohnung der Herren von der Robe war; und die weiter hin gelegene *Isle Louvois*, die gröſste Niederlage des Pariser Brenn- und andern Holzes, und der *Chantiers* für den unermeſslichen Feuerungsverbrauch der Stadt.

Dem Weine um Paris wird auch ein gar zu übler Leumund gemacht. Denn, der Krätzerartigkeit des Surener Rebensafts oder *Piquette*, und anderes solches Scheidewassergetränkes, das jenseits des Mont-Martre, um Argenteuil, und in Montmorency wächst, und das nur die *Palais ferrés* der Karrnschieber und *Crocheteurs* ergötzt, zwar weit das Wort zu reden entfernt, würde Pinkerton, wenn

er die Beschaffenheit der Geschenke des Gottes Liber mit Localkenntnissen und Kennerzunge untersucht hätte, gefunden haben, dafs in nicht mehr als einer Entfernung von vier Lieues davon, bey den Dörfern Andresis und Chanteloup, ein Wein wächst, von dem in guten Jahren die *Pièce*, (250 Bouteillen) oder der *Muid* (300 Bouteillen) so theuer als guter Bourgognewein, d. h. bis an 150 L. zu stehen kommen; da man hingegen jenen Krätzer für 30 bis 50 L. kauft. Auch sind die Weine etwas weiter hin zu Triel, und der weisse auf der Höhe von *Evêquemont*, schlechterdings nicht mit so stolzem Zahne zu verachten. —

Drittes Capitel.

Die Gegenden um Paris.

Frankreich hat überhaupt für das Auge eines Engelländers ein gewisses Ansehen von Nakkendheit, da die Felder durch keine lebendigen Hecken abgetheilt sind, und Wälder nur in gröſseren Abständen darin vorkommen. Gleichwohl ähnlicht nicht allein die Gegend um Paris der um London, sondern übertrifft sie auch wohl noch an Schönheit und Mannigfaltigkeit. Bey Charenton findet sich in der Vereinigung der Seine und Marne eine sehr mahlerische Insel auf letzterem Flusse. St. Cloud, in einem gleichen Abstande, auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, ist ein sehr lieblicher Flecken; der Pallast daselbst beherrscht die Ansicht von Paris, und ist mit

einem weiten Park umgeben, der Spatziergänge von groſser Mannigfaltigkeit und sehr ausgedehnten Aussichten enthält. Südwärts ist die Gegend meist flach, und hat nur wenige bemerkungswerthe Züge; aber die Wasserleitung von Arcueil und der Wald von Meudon, besonders die Ansicht von einem Thurme, nahe bey dem östlichen Ende desselben, verdient bemerkt zu werden. Diese schönen Lagen sind indessen nicht ganz in der Nähe der Stadt; dahingegen nach Norden zu Menil-Montant mit seinen Weinbergen, Mont-Martre mit seiner ausgedehnten Aussicht auf die Ebene von St. Denis auf der einen, und auf Paris von der andern Seite, der Pré St. Gervais, dessen verwickelte und schattige Spatziergänge liebliche Zuflucht vor der Sommerhitze gewähren, alles höchst interessante Anblicke ausmachen, die man als Spatziergänger zu Fuſse erreichen und geniessen kann.

In einem gröſseren Abstande in derselben Richtung findet man die romantischen Wälder und das Thal von Montmorency, in einer heimlichen Lage, mit einem mahlerischen kleinen Landsee (*Etang de Montmorency*); gleichfalls Gegenden, wo man sich auf hundert

Meilen weit ab von einer getösevollen Hauptstadt zu seyn träumt.

Naturschönheiten scheinen überhaupt keinen grofsen Eindruck auf die Franzosen zu machen. Ein Mann von vielem Geiste hier, sagte einmal, als ich mit Enthusiasm von der Schönheit der Seine gegen ihn sprach, die vor seinem Garten vorbeyfliefst, ganz kalt zu mir: „er sähe nichts weiter daran, als dafs „das Wasser im Winter braun und im Som„mer grün sey.“

Bey einer nähern Betrachtung dieser Gegenden ist das Schlofs von St. Cloud zugleich das angenehmste und das wichtigste. Diese Residenz des Hauptes der französischen Regierung wurde während der Revolution ziemlich beschädigt; der König hatte es sechs Jahre vorher vom Herzoge von Orleans gekauft, und der Königinn ein Geschenk damit gemacht. Zu St. Cloud war es, wo Heinrich III. von einem fanatischen Mönche ermordet ward, als er dort sein Lager, Angesichts von Paris, aufgeschlagen hatte, in der Absicht, die Stadt zu belagern, die damals eben so abergläubisch war, als sie nachher freygeisterisch geworden ist. St. Cloud war auch die Bühne der Ausschweifungen des Herzogs-Regenten; wodurch

seine Regierung so stark gegen die fromme Ludwigs XIV. während dessen Beherrschung durch Madame de Maintenon, abstach. Jezt wird von hieraus über die Schicksale Europa's verfügt und entschieden; obgleich auch Ausruhen von ernsteren Arbeiten in Vergnügungen, daselbst nicht unbekannt ist. —

Das Innere des Schlosses, in das man auf einem allmählichen Abhange hinaufsteigt, ist in dem neuesten Geschmacke ausgeziert; die Gemächer glänzen von Weiſs und von Gold, und seidne Tapeten von den reichsten Farben und den einbildungsvollsten Mustern, verschönern sie. In dem Ameublement derselben, das in gleich keuschem und edlem Stile ist, entfaltet sich die ganze Geschicklichkeit der französischen Künstler. Die Gemählde, die man darinn sieht, sind nicht zahlreich; man sieht dort eine erträgliche Copie der *Madonna della Sedia* von Raphael, wovon das Original in Florenz sich befindet; und ein sehr interessantes Portrait in Lebensgröſse, (fast das einzige vorhandne,) von der französischen Kayserinn; ihr Gemahl hat dem August darinn nicht nachgeahmt, daſs er die Abbildungen seiner Gemahlinn, Familie und Freunde vervielfältigen lassen. In dem Park werden ver-

schiedene merkwürdige Thiere in mannigfaltigen Bosquets und Einhegungen unterhalten; und auf der höchsten Spitze desselben ist kürzlich ein Obelisk errichtet worden, mit einer Abformung in *terra cotta*, von dem bekannten, die Laterne des Demosthenes genannten atheniensischen Gebäude.

Dieser edle Park steht für das Vergnügen des Publicums offen; und einige Pariser Familien pflegen im Sommer hier auf der einen Seite in St. Cloud, und auf der andern in Sevres sich Wohnungen zu miethen; der reizenden Spaziergänge dieses schönen Aufenthaltes zu geniessen. An besondern Festtagen springen hier die Wasser in einer ziemlich majestätischen Höhe, doch in einem jezt verworfenen Geschmacke, für die Pariser Spiefsbürger; und im Monate September lockt der Jahrmarkt von St. Cloud, der drey Sonntage hinter einander dauert, viele Zuschauer bäurischer Tänze und der Fröhlichkeit der Landleute hierher. Zahlreiche Cabriolets oder von Einem Pferde gezogener Chaisen, für vier Personen eingerichtet, vorn noch mit einem Sitze für den Fuhrmann, halten stets auf dem Quay der Thuillerien, Gesellschaften von Lustwandlern nach St. Cloud und andern nach der Ge-

gend zu gelegenen Orten zu führen. Besonders am Sonntage, dem der Fröhlichkeit und Zerstreuung gewidmeten Tage, geben die zahlreichen Gruppen von Menschen aus allen Farben und Ständen, den sie von den Terrassen der Thuillerien Ueberblickenden eine angenehme Unterhaltung. —

Auf der andern Seite des Parks von St. Cloud, liegt der Flecken Seves oder Sevres; der noch immer wegen der daselbst befindlichen Porzellainfabrik merkwürdig ist. Die schönsten dort verfertigten Muster sind für die kayserliche Tafel bestimmt, oder werden zu Geschenken an Fürsten und ausgezeichnete Fremde gebraucht. Die Vasen sind oftmals von einem auserlesenen Geschmacke und gröſster Schönheit; man zeigte uns eine Schüssel gewöhnlicher Gröſse, die auf zwanzig Guineen geschätzt wurde; sie stellte eine Schlacht, in dem ganzen Geiste Collots, und in den schönsten Tinten von Email vor: selbst in kleinen Gegenständen herrscht ein Geschmack, und eine Phantasie, in der sich die französische Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit ausdrücken. So zeigte man uns z. E. ein Stück Porzellain *en Biscuit*, wo aus einem Bette von lichtem Blau ein allerliebstes Mädchen sich

erhob, die ihr Hemd abgestreift hatte, und mit angestrengter Aufmerksamkeit nach einem gewissen kleinen hüpfenden Thierchen forschte, das wohl bisweilen die Schönen zu besuchen pflegt; indefs zu gleicher Zeit hinter den Vorhängen des Betts ein kleiner boshafter Schalk von Cupido als wahrer Urheber des Stiches hervorblickte. Unser Herumführer, ein schon recht ehrbarer Greis, machte uns diefs mit einem Lächeln bemerklich: *Voilà, Messieurs*, sagte er, *elle croit que c'est une puce; et c'est .. l'Amour!*

Glücklicherweise werden auch für den guten Fortgang der Manufactur, zu einem gemäfsigten Preise, alle für den gewöhnlichen Hausbedarf gangbaren Artikel in ihr verfertigt. Der gegenwärtige Director ist ein Mann von grofsen Fähigkeiten, und äufserst verbindlich gegen Fremde. Diejenigen, die die Manufactur besuchen, läfst man die ganze Verfahrungsart beym Machen des Porzellaines sehen. Der dazu gebrauchte *Kaolin* oder der decamponirte Feldspath, und die *Petunse* oder der natürliche Feldspath, werden beyde aus der Nachbarschaft von Limoges gebracht. Der *Kaolin* ist, wie man weifs, eine weisse feine Thonart, mit einigen Theilen von Quarz und

Glimmer vermischt, die durch Zerstofsen und Durchsieben gereinigt werden. Die zweyte Substanz ist ein weisser reiner Feldspath, der mit einigen Theilen von Quarz und Glimmer einen Granit ausmacht. Diese Materien werden in eigends dazu errichteten Wassermühlen zerstampft und alsdann erst in die Fabrik geschafft. Zahlreiche Mahler sind hier beschäftigt, und die Methode, den Cobalt aufzulegen, der das schöne Sever Blau bildet, wird einem mit grofser Offenheit und Genauigkeit erklärt.

Nicht fern von Seves liegt das Landhaus Belle-Vue, das vormals die Wohnung einer der königlichen Tanten war; jezt aber (so dreht sich das Glücksrad der Dinge,) die Wohnung eines Fournisseurs abgiebt. In Versailles findet man ein sehr schönes kleines Modell dieses Landhauses und der angränzenden Gegend.

Auf dem Wege von Paris nach St. Cloud liegt der weitherrschende Hügel, den Einige den Mont-Valerien, Andere den Calvaire nennen, weil eine „Schädelstädte", das heifst, eine Reihe von Stationen für eine feyerliche Procession, die die Leidensgeschichte vorstellt, einst dort befindlich war. Auf der

südöstlichen Seite dieses Hügels erstrecken sich Weinberge bis zu den Dörfern Surene und Puteaux; auf der andern Seite bis Nanterre und Ruelle hin; auf welchen obenerwähnter Wein wächst; nahe an der Spitze liegt das Landhaus des wohlbekannten Merlin von Thionville, welcher sich itzt sehr aus der Gesellschaft zurückgezogen hat. Im Sommer 1804 war ein Project auf der Bahn, die alte Schädelstädte und die Stationen wieder herzustellen, und eine schöne Procession von in Weiſs gekleideten Mädchen wallfahrtete, in Hofnung, der strenge Republicaner würde sich von ihrer Jugend und Gottseeligkeit rühren lassen, mit ihrem wehenden seidnen Fähnlein nach dem weiland heiligen Orte zu; mit demüthiger Bitte, durch das Gehege durchgelassen zu werden; allein der Barbar erschien in eigner Person, und churfürstete sie zurück, indem er den Pilgrimmen zurief: „Weg, weg! „Ihr Schwärmerinnen; wir leben nicht mehr „in den Zeiten der Ligue!“ — Die Lage dieses Landhauses wäre höchstlieblich, wenn es ihm nicht an Wasser gebräche; und der gute Curé von Surenne, der dieses Mangels gegen mich erwähnte, sagte bey der Gelegenheit zu mir: „der Ort tauge nur für die Mönche, die ihn

„ehedem inne gehabt hätten,“ — „wie?“ hätte ich ihm antworten mögen, „ehrwürdi„ger Herr, wollen Sie etwa damit sagen, daſs „die Patres niemals Wasser trinken?“ — Den Nahmen Mont-Valerien soll der Hügel von einem römischen Senator haben, der sich vor uralten Zeiten dort aufgehalten; er bildet einen angenehmen Anblick, wenn man ihn aus dem Thuilleriengarten ins Gesicht faſst, besonders in dem Augenblicke, wo die Sonne hinter dem Gipfel desselben untergeht. Das Schauspiel würde noch reizender seyn, wofern ein Schloſs oder Landhaus mit einem flaggenden Wimpel auf dem Gipfel desselben erbaut wäre.

Mont-Martre ist ein anderer berühmter Hügel um die Stadt; aber, die schon erwähnten Aussichten und Steinbrüche ausgenommen, finden sich nichts als Windmühlen, ein schlechtes unordentliches Dörfchen und ein neuer Gottesacker darauf; der, nach der liederlichen Weise, wie man in Frankreich die Begräbnisse besorgt, pestilenzialische Ausflüsse bis in eine beträchtliche Entfernung hin verbreitet. Auf einem Thürmchen darauf befindet sich auch der Haupttelegraph ausserhalb Paris; er empfängt seine Signale von dem auf dem Louvre

befindlichen a). Läge dieser Hügel in der Nachbarschaft von London: so würde er sicher mit zahlreichen Landhäusern und Tavernen bedeckt seyn, und einen Lieblingsspaziergang der Städter ausmachen. Unterdeſs findet man doch verschiedene Ginguetten oder Weinhäuser darauf, in denen das gemeine Volk sich mit wohlfeilem Krätzer, einem Salate und Tanzen was zu gute thut. Noch sieht man Ueberbleibsel von den Schanzwerken darauf, die das Volk anzulegen angefangen hatte, um Paris gegen den Angriff der Preussen in dem Feldzuge von 1792 zu vertheidigen.

Menil-Montant, das unmittelbar nach den Abhängen vor der Barriere de Pantin folgt, wo *Combat des Taureaux* ist, (eine armselige und sehr unblutige Nachahmung der spanischen Stiergefechte und Wiener Thierhatze,) hat nur wenige, rings von Weinbergen und Weingärten umgebene Häuser; es ist mit Steinbrüchen unterminirt, bey einem von denen sich vor nicht langen Jahren ein unglücklicher Zufall ereignete. Es ist ziemlich häufig Sitte in Paris, Hochzeiten in irgend einem öffent-

a) Jezt ist dieser Telegraph auf dem Louvre weggenommen worden.

lichen Hause der Nachbarschaft auszurichten. In solchen findet sich denn immer ein langer Saal zum Essen und zum Tanzen, für die Gesellschaft eingerichtet; und die daran befindlichen *Ecriteaux* kündigen diese Bestimmung durch die Worte: *Ici on fait nôces et festins* an; die Fensterläden u. s. w. sind, wie oft auch in den gemeinsten Schenken, in denen man kaum ein Stück Brodt erhalten kann, mit vielversprechenden Abschilderungen von Fischen, Pasteten, Hasen und andern leckern Victualien beklext. In einem von diesen Häusern in Menil-Montant hatte sich ein glückliches Paar versammelt, nach der Trauung mit zahlreichen Freunden und Bekannten den übrigen Tag zu verschmausen. Nach eingenommnem Mittagsmahl ward, da das Wetter schön war, vorgeschlagen, auf einem Rasenplatze vor dem Wirthshause zu tanzen; unter dem sich unglücklicher Weise ein mit so weniger Vorsicht ausgehöhlter Steinbruch befand, daſs er nur von einem leichten Boden bedeckt war, der die ungewöhnliche Last so vieler sich darauf Versammelnden nicht aushalten konnte. Mitten in dem fröhlichen Reigen wurden auf einmal Bräutigam und Braut und ohngefähr

zwanzig andre Personen in einem Augenblicke verschlungen; und aller geleisteten Hülfe ungeachtet, war die Tiefe des Abgrundes so groſs, und der nachschiessenden Erde so viel, daſs fast nicht Einer lebendig wieder herausgebracht ward.

Viertes Capitel.

(Von C. F. Cramer.)

Wasserleere um Paris.

Der ehrliche Pater, den der protestantische Engelländer so boshaft abführte, und für den von keinem iconoclastischen Merlin was zu besorgen mehr ist, (denn so viel ich weiſs, hat er doch sein Besitzthum itzo verkauft, und es den Gottesmännern überlassen,) hatte in seiner Bemerkung übrigens Recht. —

Ueberhaupt ist die ganze Gegend von Paris, (die Seine, die kleine Riviere de Bievre, den Rouillon, unbedeutende Bäche! ausgenommen,) sehr wasserleer, und einer der schönsten Zierden der Natur beraubt. In den Thuillerien sind nur einige kleinliche Bassins durch Kunst hervorgebracht; wie viel schöner wären die

Champs Elysées, wenn's *campi irrigui* wären! Aber man hat bisher noch nicht den Geist gehabt, Quellen und Bächlein aus der nahbelegenen *pompe à feu*, von *Chaillot*, hinein zu leiten, dem entsetzlichen Staube ein wenig die Stange zu halten, der alle Bäume Elysiums bepudert. Von Valenciennes und Lille bis Paris, sieht man von Wasser keinen Tropfen; auſser daſs man bey Pont St. Maxence, (auch schlechtweg Pont genannt,) über den bekannten Fluſs fährt. Der berühmte *Etang de Montmorency*, dessen Anmuth Pinkerton gutmüthig lobt, ist eigentlich nichts als ein kahlufrigter Fischteich; nur weniges gröſser, als der nicht ferne davon zwischen Epinay und La Barre belegene, mit ein paar Weiden bekränzte ... Endtenpfuhl! (möchte ich sagen)... der Ferme: Coquenard. Solche Landseen, die man wahrhaftig mit einem Dichter das „spiegelhelle Auge einer Gegend“ nennen kann, wie .. ich will nicht der Genfer, Thuner, Zürcher etc. .. Schweitzerseen! erwähnen, .. sondern nur wie der waldumlockte Plöner-, Eutiner-, Selentersee in Holstein, ... wären hier zu Lande — Naturwunder! In Montmorency selbst, dem Städtchen! hoch belegen; eben dieselbe Wasserlosigkeit, als

auf dem Mont-Valerien; alles Trinkwasser etc. dort, muſs aus einem benachbarten Dorfe Andilly auf Eselsrücken hinauf gebracht werden; bey einer Feuersbrunst wäre das Städtchen verloren; in dürrer Sommerzeit hat man des Wassers kaum zum Kochen genug. Diese Noth an Liquidem wird dort noch vermehrt, weil der itzige Besitzer des Schlosses des Städtchens, das ehedem der Marschall von Luxembourg inne hatte, und Rousseau durch seine Bewohnung und in seinen Confessions verewigte, den armen Montmorencern das Schöpfen aus der beynahe einzigen Quelle in seinem Park verwehrt; dessen Schatten jezt jedermann egoistisch verschlossen ist; eine Festung! die selbst durch kein Trinkgeld an den Portier forcirt werden kann. Man erzählt im Städtchen: des Herrn eigne Mutter hätte einmal davor abziehen müssen, da sie unangemeldet in Abwesenheit des Sohns, der einer der neuern Crösusse, ein Agent de Change ist, davor angekommen sey: „strenge Ordre, auch keinen Hund einzulassen!“ Das war freylich zu des guten Herzogs von Luxembourg Zeiten ganz anders; Jedermann ging nach Herzenslust darinn spazieren; und viele Einwohner des Orts hatte Er sogar die Faveur

besonderer Schlüssel zu Nebenthüren des Parks zugestanden. So ist es jetzo fast mit allen um Paris befindlichen Parks der ehemaligen Adlichen, Vornehmen und Grofsen beschaffen, die seitdem an bürgerliche Besitzer, aus der *Banque* etc. gekommen, und Jenen .. freylich Aristocraten, entrissen worden sind; deren Erziehung aber ihnen liberalere Grundsätze eingeflöfst hatte. Die neuen Eigner sind lauter Herrn in Leipzig; in dessen Garten man auch nicht mehr darf; mögen die künftigen Souveraine der Winklerschen, Löhrschen, Apelschen etc. nie dessen Beyspiele folgen! *Il y a*, sagte Mercier einmal zu mir, *cette différence entre les Riches de l'ancien régime, et les nouveaux riches: ils sont tous durs; mais ceux-là étoient de marbre; polis; — ceux-ci sont faits de granit.*" — Wie wahr habe ich die Erfahrung der Zukunft geahndet, als ich 1794 in der Vorrede zu meiner Uebersetzung von Sieyes: „*Qu'est ce que le tiers-état?*" die ich — (noch mufs ich drüber lachen!) — einem Adlichen widmete, der mein herzlicher Freund war und ist, jene Worte niederschrieb:

„Ihr wifst meine Meynung: dafs das „Dogma als Dogma, — von der Glück-

„seeligkeit an, des Glaubens an einen „Gott, bis zum Unglück und der Narrheit „des theoretischen Atheisms, — kei- „nen weder rechtfertigt noch verdammt; da „unsre wunderbare eingeschränkte Natur, „auch die wunderbarsten Contraste von „Theorie und Praxis verträgt.“

„Ihr wiſst meinen Glauben: daſs der Un- „bevorrechtete um nichts weniger stolz, rach- „gierig, herrschsüchtig, unterdrückungslustig, „als der Bevorrechtete ist, sobald nur die „Lage, in welche die menschliche Gesellschaft „seine Leidenschaften bringt, ihm Spiel- „raum genug dazu giebt.“

„Ihr schlieſst also: es war mir bey Allem, „was ich kriegerisch geernstet und ge- „scherzt, — diesseits und jenseits! nur um „Verengerung des Spielraums, durch „allmählich entstehende bessere, weise, „sociale Einrichtungen zu thun! —“

Schlimm! schlimm! daſs es hier so hat kommen müssen! Aber, sonderbar, wie einem doch die Ideencombination von der Wasserlosigkeit bis auf die Materie von der Herzlosigkeit der Parvenus von Roturiers, und die zurückgewünschte Liberalität der Herzöge von Luxembourg bringt!

Fünftes Capitel.

(Von Pinkerton.)

Französische Gesellschaft.

Es ist wohlbekannt und allgemein anerkannt, daſs das gesellschaftliche Leben in Frankreich angenehmer als in irgend einem andern Lande der Welt ist. Die gewaltsame und blutige Revolution des letztern Jahrzehnts, hat aber gar sehr die Bande der Freundschaft und sogar die des vertraulichen Umgangs von Verwandten untereinander zerrissen. Die Herrschaft des Schreckens hat ein solches gegenseitiges Miſstrauen hervorgebracht, daſs fast Jedermann auf seinen Nachbar mit zweifelhaftem und eifersüchtigem Blicke schaut. Diese Eifersucht wird nicht wenig dadurch vermehrt, daſs seit jener Zeit der Besitz fast aller und

jeder Bedienungen, Stellen und fast jede bürgerliche Lage, das wandelbarste Ding von der Welt ist *); und die Innhaber derselben beynahe eben so vieler beharrlichen Aufmerksamkeit und Listanwendung bedürfen, sich in einer Stelle zu erhalten, als es gewöhnlicher Weise Bewerbern kostet, zu einer zu gelangen.

Ungeachtet aller dieser Hindernisse indeſs, schwebt über der französischen Gesellschaftlichkeit ein gewisser Zauber, den man nicht leicht irgendwo anders antrift. Dieſs kommt nicht bloſs in groſsem Maaſse von der äuſsersten Urbanität her, die der Nation durch den beständigen Umgang mit Frauenzimmern zu eigen geworden ist, da die französischen Weiber von solcher freyen und ungezierten Unterhaltung und ausgesuchten Grazie in allen ihrem Wesen sind, daſs es kein Wunder ist, wenn die Männer gleichfalls zu einem hohen Grade von Politur haben gelangen müssen.

*) Indeſs hat diese Pest für die Gesellschaft, diese leichte *amovibilité des Places* doch sehr unter der gegenwärtigen Regierung abgenommen. Nie hat man z. E. in Frankreich weniger Ministerveränderungen gesehen.

Welcher Hafs auch bisweilen zwischen Nebenbuhlern oder sogar Feinden vorhanden seyn mag, die sich etwa in einer Gesellschaft zusammenbefinden: so wird doch in Frankreich nichts seltener gesehen werden, als jene bösartigen Hiebe, die man sich anderwärts wohl beybringt, weil man weifs, dafs unser Gegner nicht darauf werde antworten dürfen; indem er eine Blösse gäbe, wenn er sie auf sich beziehen wollte, und dadurch gewissermafsen die Gerechtigkeit der Sticheley anerkennte. Defshalb aber eben werden hier dergleichen Angriffe für eben so tückisch wie grausam angesehn; Jedermann betrachtet sie als niedrige Giftmischerey, zu der kein Mann von einiger Männlichkeit und Muth sich erniedrigen wird.

Weil man itzt in Paris sehr spät zu Mittag ifst, sind die ehemals so zauberreichen Soupers zu einer beynahe unbekannten Sache geworden. Beym Nachtische also, vornehmlich in der halben Stunde, wenn der weisse Champagner oder *vin rosé*, im Glase sprudelt, entfalten die französischen Damen ihre anziehendsten Reize. Alsdann zeigen sie sich eigentlich als eine Art von Schauspielerinnen; necken die Männer; greifen sie an, oder scheinen sich gegen Angriffe zu vertheidigen; und das bald

mit glänzendster Unterhaltung des Witzes und der Laune; bald mit angenommener Unschuld und Naivität; bald mit verfeinertster Leichtfertigkeit; immer aber so, daſs sie sich genau dem Character, den sie vor sich haben, anschmiegen. Selbst ihre Blicke werden so ausdrucksvoll und leidenschaftlich alsdann, daſs die Schalkinnen stets, neuere Circen! die Zauberruthe über uns zu schwingen scheinen.

Diderot hat irgendwo unsern brittischen Schönen eines Wesens und Anscheines von Stolz, Kälte und Verächtlichkeit bezüchtiget; auch ist es kein Wunder, wenn verschiedne unserer Landsmänninnen solche Eindrücke auf Franzosen gemacht haben; denn man kann mit Recht von ihren Weibern behaupten, daſs sie einen vollkommnen Abstich mit unsern an lebendiger Wärme, Anziehendheit und sogar angenommener Demuth bilden. Ein französisches Frauenzimmer nimmt sich immer gegen jeden Fremden, als ob es sie glücklich machen würde: seines Umganges zu geniessen. Nie wird es fehlen, daſs ihr Auge nicht zu ihm sage: „Lieber Herr, reden Sie doch mit mir!“ Beständig und innig ihres Geschlechtes sich bewuſst, betrachtet eine Französinn die Gesellschaft der Männer als den höchsten Gipfel

ihrer Glückseeligkeit. Uneigennützig in ihrer Eingenommenheit (*Engouement*), folgt sie nur dem Triebe der Natur, nicht den Eingebungen des Eigennutzes. Und nicht selten geschiehts, daſs sie eben so fest in einem Herzensbündnisse beharrt, als warm sie sich darinn eingelassen hat. Besonders sind die Frauenzimmer im südlichen Frankreich, deren Einwohner vielleicht Abkömmlinge der alten griechischen Colonien seyn mögen, wegen ihrer Anmuth, wegen des unendlichen Ausdruckes ihrer Augen, und der Wärme ihres Temperamentes berühmt. Man kann sagen, daſs eine schöne Lioneserinn einer der bezauberndsten Gegenstände in der Natur ist; und die griechischen Grazien scheinen gerade so weit hin sich nach dem nördlichern Europa verirrt zu haben. Gleichwohl sprechen die Franzosen oft mit Entzückung von den Italienerinnen und Spanierinnen, als von noch göttlichern Geschöpfen. Die berühmteste Schönheit von Paris, Madame Tallien, ist eine Spanierinn; und verschiedene Generale haben Italienerinnen zu ihren Geliebten.

Diese weibliche Bezauberung, dieser Unterschied im Character und Aeuſserem von unsern Landsmänninnen, diese gröſsere Frey-

heit im Betragen bemerkt man schon, wie man nur zu Calais ans Land tritt. Eben so in Abbeville, in Amiens; — ein reisender Engelländer wird sogleich von der Neuheit dieser Scene angezogen. Gewifs auch tragen die französischen Weine dazu bey, Liebesempfindungen zu erregen, und können als eine Ursache der zu jeder Zeit beobachteten Besonderheit, der Fröhlichkeit, des Muthwillens, und der Wollüstigkeit der französischen Männer betrachtet werden; Eigenschaften, wodurch sie so mächtig die weiblichen Personen aller Länder an sich ziehen und verführen. Die phlegmatischen flämischen Schönen, die sonst gewohnt waren, Huldigungen der Tobaksflamme zu empfangen, und sich von dem doppelten Rauche der Pfeife und falscher Versprechungen benebeln zu lassen, sind jetzt, nachdem zwischen ihrem Lande und Frankreich eine engere Verbindung entstand, eben so zahm, eben so „*apprivoisées*" geworden, als die zierlichsten *petites maitresses* von Paris. Auch fehlt es ihnen keineswegs an Anlage und Geist zur Intrigue, wie ich denn das aus einer authentischen Anecdote ersehen habe, welche mir in Paris erzählt wurde, und, so viel ich mich erinnere, in Namur vorgefallen ist. Ein

junges Frauenzimmer dort, von guter Familie, hatte einen Liebhaber, dem sie häufige Rendezvous gab, und zu dem Endzwecke eines Correspondenzcanales bedurfte. Ein Friseur, (wie denn diese Herren Mercure nicht unhäufig Liebesbotschaften ausrichten,) wurde von ihr erwählt, der Zwischenträger des Briefwechsels zu seyn; aber die Wachsamkeit eines Vaters, der Wittwer war, und stets ein Auge auf die Aufführung seines lieben Töchterchens hatte, mufste hintergangen werden; und das war denn eben kein leichtes Stück Arbeit. Sollte man es sich wohl vorstellen können? die Perücke des alten Herrn ward gewählt, eine Briefcapsel abzugeben. An dieser Perücke trug er einen Haarbeutel, den die Tochter gewöhnlich des Abends abzunehmen pflegte, wenn der Vater sie rief, ihm die Nachtmütze zu bringen. Es ward also abgekartet, dafs die Donzelle jedesmal sicher ein Billet ihres Schäfers darinn fand, was der Friseur des Morgens hinein practizirte, und das, ohne irgend ein Arges daraus zu haben, der Vater den ganzen Tag mit sich herum geschleppt hätte. Sie konnte es nun mit aller möglichen Bequemlichkeit lesen, und ihre Antwort darauf den folgenden Morgen wieder hineinstecken, die

der Friseur alsdann dem Schmachtenden überbrachte.

Von dieser kleinen Abschweifung (falls es eine ist,) wieder zurück zu kommen: es darf nach dem Vorhergesagten, wohl Niemand Wunder nehmen, wenn ein reisender Engelländer hier sich gleichsam ins alte Cypern, oder nach Rom, zu dem Feste der Göttinn Flora, versetzt glaubt, wo Hetären öffentlich nackend auf der Bühne tanzten. Unser Yorik-Sterne, obgleich seines Handwerks ein Geistlicher, scheint gänzlich von diesem Zauberschwindel ergriffen und besiegt worden, und hier zu der Schlüpfrigkeit von Ideen gelangt zu seyn, die seine Geistesproducte auszeichnet.

Unterdessen stelle man sich doch ja nicht etwa vor, wie nur allzuoft unerfahrene Reisende es thun, — als ob die französischen Schönen ihre Gunstbezeugungen, ohne vorgängige Wahl, Schwürigkeitmachen, und auch wohl Herzenshingebung, an den Ersten Besten verschwendeten. Man könnte unzählige Beyspiele von selbst jungen und schönen Frauenzimmern anführen, die die Heiligkeit des Ehebettes in Ehren halten, und ohnerachtet aller bezaubernden Freyheit ihres Aeussern und selbst ziemlich viel für andre Männer

empfundener Freundschaft, Muster mütterlicher Zärtlichkeit und Gattinnentreue sind. „Nein, mein guter Herr, mein Mann würde „sicher den Tod daran nehmen, und ich nie„mals das Bewufstseyn überleben, solch ein „Unglück veranlafst zu haben“ — war die Antwort, die einmal eine Pariser Dame einem ihrer Bewunderer ertheilte, der sehr lange Zeit um ihre Liebesgunst geworben hatte. Die Erfahrungen, welche die Pariserinnen während derjenigen Zeit der Revolution, wo hier die ungebundenste Freyheit oder vielmehr Sittenzügellosigkeit herrschte, eingesammelt haben, dafs sich bey ihr doch am Ende noch mehr Dornen als Rosen finden, hat sehr stark dazu beygetragen, die eheliche Treue wieder in Achtung und Würden zu setzen.

Unterdefs ist die allgemein unter den Männern herrschende Meynung von der Tugend des weiblichen Geschlechts, ihren Damen freylich nicht sehr günstig. Ich habe einmal in einer grofsen Gesellschaft, und ohne dafs dem Vorbringen widersprochen worden wäre, behaupten hören: von hundert Pariser Weibern hätten wenigstens neunzig ihre *amans* oder *amoureux*, das heifst, Begleiter, die ihre Liebhaber schon sind, oder es wenigstens noch

zu werden denken. Ein junger Mann, dem man wegen eines Liebesverständnisses mit einer verheiratheten Frau einen Vorwurf machte, „da er doch eben im Begriffe stünde, „selber in ein Ehebündnifs zu treten," antwortete: „*Hé bien! il faut passer par là!* — Die resignationsvolle Ellipse: *il faut l'être...* *)" ist keine ungewöhnliche Anmerkung verheiratheter Männer, die über dieses Unglück als über ein sehr alltägliches Begegnifs nur lachen; und in der That möchte auch wohl, alles Vorurtheil bey Seite gesetzt, einem ein Zweifel aufsteigen, ob nicht einige Gerechtigkeit, in ihren Anmerkungen, über unsere Processe in Puncto: *crim. con.* .. seyn könnte. Sie betrachten gefoderte Geldbussen, als einen, eines Mannes von Empfindung völlig unwürdigen, Handel mit der Ehre seiner Frau; und glauben, dafs man lieber zum Degen oder zum Pistole greifen müfste, wenn man sich über eine solche Kleinigkeit überall in Hader einlassen wollte.

In dem neuen Civilcodex wird die völlige Unvereinbarkeit des Characters (*l'incompatibilité du caractère*) als ein Hauptgrund zur

*) *Cocu* .. nämlich!

Ehescheidung erlaubt. Und allerdings, da die Absicht der Ehe vor Gott und Menschen niemals die gewesen seyn kann, daſs sich ein Paar gegenseitig das Leben elend machen solle, dürfte es scheinen, daſs es auch keinen gültigeren Grund zur Trennung geben könne. Milton suchte umsonst diese Einrichtung in unsre englischen Gesetze einzuführen; die keine andre Ursache als die Untreue zur Ehescheidung stattfinden lassen; worüber in Frankreich aber nur allzuhäufig gelacht wird. In eben diesem Geiste und zufolge derselben Kenntniſs der menschlichen Natur, erlaubt der französische Codex einer Frau, um die Ehescheidung anzusuchen, wenn der Mann ein Dienstmädchen oder Beyschläferinn in demselben Hause mit seiner Gattinn unterhält; und freylich kann dieſs auch wohl nicht anders, als wie eine für weibliche Gefühle zu mächtige Schmach und Beleidigung, betrachtet werden.

Sechstes Capitel.

(Von C. F. Cramer.)

Demuth und Uneigennutz der Pariserinnen.

Incedo per ignes suppositos cineri doloso! *)... möchte ich wohl sagen, indem ich ein Paar Commata des eben durchgelesenen Hymnus auf die französischen und besonders parisischen Damen zu beleuchten mich waghalsen mufs! —

Aber die Wahrheit ist noch gebietrischer, als auch der eingewurzeltste Hang zur Galanterie!

Das mufs ich gestehn, einen galantern, oder auch nur halb so galanten Engelländer,

*) „Ich gehe auf Feuer, das trügerische Asche bedeckt.

als Pinkerton, habe ich noch nie gesehen, . . . ist mir in meinen Wegen und Papieren nicht vorgekommen! *Rarissima in terris avis!* *)

Man möchte sagen: er hätte selbst wohl eine Pariserinn oder Lioneserinn, während seines Aufenthaltes in dieser Hauptstadt, zur Maitresse gehabt, die ihm nach Engelland gefolgt sey, und während der Schreibung seines Capitels dabey präsidirt — oder wenn das denn nicht, daſs er wenigstens ernstlich darauf denkt, nächstens wieder zurückzukommen, und darum sich in voraus bey ihnen einen . . „weissen Fuſs" machen gewollt, als treuester Champion des Geschlechts in die geheimste Gunst des Boudoirs aufgenommen zu werden.

Auch sey es von mir sehr weit entfernt — *à Dieu ne plaise!* — ihm über irgend etwas von Alle dem Lieben und Guten, was er von ihnen gesagt und gerühmt, den Krieg zu erklären; besonders aber auch nur aufs allerentfernteste ihre Zauberey, schwarze Kunst, Circe- Alcinen- und Armida-schaft; das

*) Ein höchst seltener Vogel auf Erden!

Fesselnde ihrer Gestalt, Umganges, Tons, Gangs, Reizes, Instruction, Natürlichkeit, Schalkhaftigkeit, auch wohl bey Individuen! ihrer Herzensanhänglichkeit und Hymenstreue — in Zweifel zu ziehen! —

Nur, wenn er von der Demuth der Erobrerinnen spricht, deren jede, in Paris zumal, das, dem Sprichworte nach: Hölle für die Pferde, Fegfeuer für die Männer, und Paradies für die Weiber ist, despotischer als irgendwo über den Mann, den Herrn der Schöpfung! commandirt, und nicht selten Entscheidung über alles *Scibile, ex Tripode!* giebt — — so kann man nicht leicht umhin, dafs sich einem nicht ein wenig die Lippe zu . . lächeln verzieht.

Zum Paladin der fleckenlosen Keuschheit der . . Million, (von einzelnen Phönixinnen kann ja die Rede nicht seyn!) so wie der völligen Entfernung vom *Interrêt,* diesem: *Roi de la terre!* wie Voltaire ihn genannt, und ihrer Unbestechlichkeit durch *Cadeaux,* hätte ich mich, so weit die allgemeine Erfahrung das lehrt, nun auch eben nicht gemacht. Ich fürchte gar sehr, dafs ihre eifrigsten Bewundrer und Kenner, wofür man wohl Crebillon, Richelieu,

Rousseau, Marmontel, La Clas, Mirabeau ausgeben darf, als einen grofsen *blanc-bec* mich ausgehöhnt haben würden.

Ich glaube gar sehr mit jenem Franzosen: „dem man in einer grofsen Gesellschaft nicht widersprach," es werde auf solche anachoretische Kloster- und Christentugenden, als Demuth und Abstinenz sind, unter hunderten von ihnen nicht von zehnen . . . ja vielleicht nicht von fünfen! Anspruch gemacht. — Und . . aufdringen mufs man seine *Encomia* doch nicht!

Um aber doch nicht ganz Blasphemator zu seyn, der schlechterdings die Existenz von Penelopen läugne, selbst unter den glänzendsten Gottheiten der Stadt, will ich lieber mit eines Eingebornen Worten und Erzählung von ein Paar Thatsachen, meinem periclitirenden Freunde Pinkerton, über eine seiner Behauptungen zu Hülfe kommen, der es am meisten an Wahrscheinlichkeit gebricht. Wer, der nicht auch mit sagt: „*Il faut passer* „*par là!*" hört und liest nicht von . . Penelopen gern? und überdiefs kann die sehr pikante Anecdote ins künftige vielleicht manchem reisenden Britten, Russen und Deutschen zur nützlichen Warnung gereichen,

und ihm ein Polarstern seiner Vermögensanwendung seyn:

„Herr S***, (erzählt diese in Deutschland gewiſs unbekannte Geschichte, obgleich ein Kikak von Deutschen der Gegenstand davon ist,) „Abgeordneter einer gewissen Hansee-„stadt bey der französischen Regierung, hatte „eine äusserst lebhafte Zuneigung für Madame „R*** (Recamier?) gefaſst. Er war der Mey-„nung, zu Folge des alten Verses:

„*Munera, crede mihi, placant hominesque Deosque;* *)

„wäre wohl das beste Mittel, ihr seinen Hof „zu machen, das, ihr ein reiches und prächtiges „Geschenk darzubieten. Es waren damals die „Mantelets Mode, und er wendete sich deſs-„halb an seinen Vertrauten, Herrn M**, mit „dem Auftrage: sich in den Pariser Läden „umzusehen, und ihm, was es nur *en fait de* „*mantelets* darin Reichstes und Elegantestes „gäbe, zu kaufen.“

„Der Vertraute begiebt sich zu Madame „Bertin, ehemalige Modenhändlerinn der Kö-

*) Durch Geschenke (das glaub'!) erobern sich Menschen und Götter.

„niginn. Dort findet er eine Spitzencommis- „sionairinn, die ihm verspricht, die Wünsche „des Abgeordneten zu erfüllen. Wirklich „führt sie ihn auch zu einer alten Dame, de- „ren ganzes Vermögen in einigen Stücken „Spitzen von der ersten Qualität bestand, „die sie aus der Verlassenschaft der Königinn „an sich gebracht hatte.“

„Funfzehnhundert Louisd'or sind der Preis, „über den man einig wird; und hundert Louis- „d'ors Aufgeld werden für die Commissionai- „rinn als Douceur oben in Kauf einbedungen. „Man bringt das Paquet dem Käufer; er läſst „sich ganz leise ein Paar Wörtchen über den „sehr theuren Preis entfallen; aber man ist „äusserst in Leidenschaft; die Augen werden „darüber zugedrückt; es ist ein Geschenk, „wird gesagt, eines Königes nicht unwerth! „Der Abgeordnete, so revolutionair er auch „ist, fühlt den Werth der Ungleichheit der „Stände; seine Eigenliebe flöſst ihm königli- „ches Groſsmüthsgefühl ein. Jetzt kömmt es „nur noch darauf an, einen geschickten und „getreuen Hermes zu finden. Er wirft die „Augen auf Madame M**, deren Andacht „und guter Sittenruf auch dem eifersüchtig- „sten Ehemann zu keiner Furcht Gelegenheit

„übrig läſst. Sie wird zu einem Frühstück „eingeladen, und das Geheimniſs ihr eröffnet. „Madame M** bezeigt anfangs einigen Wider- „willen; die Rolle, die man sie spielen lassen „will, bringt ein wenig ihre Eigenliebe ins „Gedräng. Unterdessen . . . sie kann ihrer „besten Freundinn einen groſsen Dienst lei- „sten; sie willigt endlich ein, und nimmt das „Paquet nebst dem anonymischen Briefe an.“ —

„Madame R** empfängt den Brief und das „Paquet. Verunwilligt, als Gegenstand eines „so öffentlichen Schrittes zu erscheinen, oder „vielmehr, voll Eifer, ihre eheliche Treue zu „beweisen, schlägt sie das angebotene Mantelet „aus, und antwortet ungefähr in folgenden „Worten:“

„Ich bin sehr dankbar (*sensible*) für das „edelmüthige, mir geschehene Anerbieten; „allein ich muſs dem Unbekannten erklären, „daſs ich nicht gewohnt bin, Geschenke an- „zunehmen. Mein Mann gehört nicht zu „den Reichsten; aber wenn mich einmal die „Lust anwandeln sollte, ein Mantelet zu „besitzen, wird er keine Schwierigkeit ma- „chen; mir einen zu geben.“

„Es würde wohl unmöglich seyn; die „Schaam und den Aerger des Abgeordneten, „bey Empfang dieses Briefes, ausdrücken zu „wollen. Was soll er itzt mit dem Mantelet „anfangen? Ihn für seine eigne Frau behal- „ten? Man verschwendet aber nicht sechs- „zehnhundert Louisd'ors für seine Frau. Das „Kleinod ist nun einmal *pour la Banque* *) „bestimmt. Madame R** hat das Geschenk „abgewiesen; vielleicht wird Madame B..... „F..... (Boyer Fonfrede?) es annehmen. — „Gehn Sie, sagt er zu Madame M**, sehen „Sie zu, ob ich bey dieser Dame glücklicher „seyn werde? — Seine Hoffnung wurde „nicht getäuscht; Madame B..... F..... ant- „wortete dem Abgeordneten Folgendes:"

„Ich weiſs nicht, von wem ich die „Ehre habe, dieſs kostbare Paquet zu er- „halten; ich stelle mir vor, daſs es von „einem unserer Correspondenten herkömmt, „der wahrscheinlicher Weise meinem Manne „groſse Verbindlichkeiten schuldig ist. Ich „werde ihn sogleich davon benachrichti-

*) Für eine Banquiersfrau. —

„gen; und ich danke dem Uebersender in
„unser beyder Nahmen."

„Wer verwundert war, als er dieſs No-
„tabene erhielt, war unser Liebhaber. In
„seiner Verzweiflung ergriff er die Parthey,
„einen groſsen Ball in seinem Hause zu geben.
„Die beyden Damen fanden sich darauf ein;
„Madame B..... F..... trug an dem Abende
„das famöse Mantelet; und indeſs alle An-
„wesenden um das Geheimniſs wuſsten, war
„der Abgeordnete der Einzige, der seinen
„Schmuck nicht wiedererkennen durfte." —

Siebentes Capitel.

(Von Pinkerton.)

Die Boulevards.

Es trifft sich oft im Laufe der menschlichen Dinge, daſs Gegenstände zu etwas ganz Anderem nützlich werden, als wozu die erste Absicht sie bestimmt hatte. So sind oft die Wälle vormals befestigter Städte, die durch die neue Methode des Angriffs und der Vertheidigung unbrauchbar wurden, in Spaziergänge für die Einwohner umgeschaffen worden, die um so viel mehr Annehmlichkeit gewähren, da man darauf nicht bloſs, ihrer höhern Lage wegen, einer heilsamen und reinen Landluft, sondern auch von der einen Seite herunter der mannigfaltigsten Aussichten auf

die Stadt und ihre Gebäude, und von der andern, auf die umliegenden Gegenden, Wiesen und entfernten Hügel geniefst. Diefs findet sich z. E. bey den lieblichen Wällen der Stadt Brüssel, die jeder Reisende unter seine angenehmsten Erinnerungen aufzeichnen wird.

Die Boulevards oder Bollwerke*) von Paris, haben diese Vortheile nicht, da ihre flache Lage keine weite Aussicht zuläfst. Sie sind vielmehr nur breite Strafsen, oder, wenn man will, Landwege mit Trottoirs und Häusern bald nur auf der Einen, und bald auf beyden Seiten derselben. Der südliche Pariser Boulevard macht die wirkliche äufsere Gränze dieses Theils der Stadt Paris aus; man sieht auf der einen Seite desselben Gärten, und hat an der

*) Unser Verfasser ist im Irrthum. Das Wort *boulevard* hat mit dem Bollwerke nichts gemein. Es ist zusammengesetzt aus *boule* und *verd*, und diese Strafsen, die nie irgend etwas von Befestigten an sich hatten, führen diesen Nahmen davon, weil einst an einer der Stellen, die sie durchlaufen, wie auf den englischen *bowling-greens*, das Kugelspiel auf Rasen gebräuchlich war.

andern freyes Feld; wobey es zugleich an daran erbauten Tavernen und angelegten Theegärten nicht fehlt. Der nördliche Boulevard der Stadt wird indeſs bey weitem am häufigsten besucht; und besonders derjenige Theil desselben, welcher vor kurzem den Nahmen *le petit Coblence* erhalten hat, weil sich zur Zeit der Revolution hauptsächlich die Royalisten darauf zu versammeln und sich auf Stühlen zu lagern pflegten, die man für einen Sol miethet, unter einander ihre Hoffnungen und Gefahren zu erörtern. Ein anderer sehr von Menschen wimmelnder Theil des Boulevards ist der: *du Temple*, der sehr breit und mit mehrern Reihen junger Bäume besetzt ist. Hier pflegten zur Zeit der Monarchie die Pariser Damen ihre prunkvollen Kutschen und Phaetons, mit Gold, Liebesgöttern und Blumenwerk ausgeziert, zu zeigen. Jetzt, die drey Tage der Spazierfahrt nach Longchamp ausgenommen, giebt es keinen besondern dazu bestimmten Ort, wie unser Hydepark ist; und der Sonntag wird gewöhnlich von Allen, die vom *bon ton* seyn wollen, auf dem Lande zugebracht.

Der nördliche Boulevard erstreckt sich von der östlichen Seite von Paris bis zur Bastille,

die jetzt zu einem Zimmerplatze geworden ist, und nahe an den Fluſs gränzt, über den bald eine neue, zu dem *Jardin de Plantes* führende Brücke erbaut seyn wird. Auf der andern Seite endigt sich dieser edle Boulevard südwärts an der Seine, wo sie die *Place de la Revolution* begränzt, und man eine Aussicht auf die unvollendete Magdalenenkirche hat, woselbst die Gebeine des unglücklichen Ludwig XVI. in lebendigen Kalk eingescharrt wurden. Die freystehenden, breiten und unbedeckten Säulen dieses Gebäudes bilden einen Vorhof, der Ehrerbietung erweckt. In der Nachbarschaft desselben soll, zufolge der unter gesetzlichem Ansehen bekannt gemachten Actenstücke des Moreau'schen Processes, dieser General einer Unterredung mit Pichegrü gepflogen, und in die Wiedereinsetzung der Bourbons beynahe gewilligt haben.

Die nördlichen Boulevards geben fast zu allen Jahrszeiten einen angenehmen und gedrängtvollen Spaziergang ab. Die Fuſswege sind hier nicht durch Pfosten und Geländer, (*garde foux*) wie in Engelland, sondern bloſs durch Bäume und kleine Gräben von dem breiten Wege abgesondert. Man findet häu-

ſig Läden und Schoppen von Brochürenverkäufern, Obstweibern, Krämern aller Art und Meublehändlern darauf; auch immer, besonders auf dem Boulevard *du Temple*, Harlekin-, Scaramuz- und Bajazzobuden, den davor stillstehenden Müssiggängern einige Sols abzunehmen. An Glücksrädern, deren herauskommende Nummern die in den nächsten Zahlenlotterien gewinnenden angeben sollen, fehlt es gleichfalls nicht; jedes Mittel der Kunst und erfinderischen Witzes sieht man hier angewandt, ein Stückchen Brodt zu erhaschen. Vom Thore St. Martin an, bis zu der Straſse d'Angouleme, ladet eine Menge immer starkbesuchter kleiner Volksbühnen, unter denen das Theater St. Martin das beträchtlichste ist, die Schauspiellustigen ein. Der *Cadran bleu* ist eine bekannte Taverne dieses Boulevards, die viele kleine Zimmer enthält, wo manche sogenannte *parties fines*, das heiſst: *Tête-à-Tête's* von liebenden Paaren vorfallen, die da selbander zu Mittage essen, ehe sie Abends die aufzuführenden Stücke besuchen.

Auch gehen allenthalben auf diese Boulevards stattliche groſse Hotels aus, unter denen, nahe an dem Thore St. Antoine, die ein-

stige Wohnung Beaumarchais, dieses witzvollen Proteus, bemerkt werden mufs; der bald Gelehrter, bald Commissionenausrichter, bald Zimmerhändler, bald endlich Speculant mit Schiefspulver, und zuletzt Unternehmer einer glänzenden Auflage von Voltairens Werken war, deren Ueberrest ein gewisser Kaufmann Husset an sich gebracht hat, und sie zu herabgesetzten Preisen vertrödelt.

Auf diesem Boulevard an der Ecke der Strafse, die ehemals den sehr revolutionairen Nahmen: Rue des Piques führte, und gegenüber derjenigen breiten, (dem itzigen Quartiere der reichsten Bankiers,) welche erst *Chaussée d'Antin*, hernach *rue de Mirabeau* (weil dieser Volksabgott dort starb,) hiefs, und endlich die Benennung *rue de Montblanc* zur feststehenden erhalten hat, liegt der bekannte *Pavillon d'Hannovre*; so genannt, weil ihn der Herzog von Richelieu aus der in diesem Churfürstenthum erprefsten Beute erbaut; weiterhin Frascati; dann, dem Garten gegenüber, der Garten von Paphos oder Flore, und der *Caffé Turk*, mit zahlreichen heimlichen Lauben; ein Schauplatz bürgerlicher Liebschaften insonderheit. Eine höhere

Classe besucht ersteren, dem *petit Coblence* schief gegenüber liegenden Garten von Frascati, wo man in den Sommernächten von eilf bis zwey Uhr Alles antrifft, was in Paris auf Schönheit, Grazie, Mode, Anspruch macht, mit Eleganz prunkt, und auf Herzenbezauberung ausgeht.

Achtes Capitel.

(Von Pinkerton.)

Neologie.

Es läſst sich vielleicht nicht mit Unrecht von dieser unserer Schrift sagen, daſs sie gewissermaſsen der Stadt, von der sie handelt, und dem Volke gleicht, das sie zu zeichnen bestimmt ist:

J'aime tous les genres hors le genre ennuyeux; und ... um die Langeweile zu vermeiden, welche die beständig fortlaufende Beschreibung am Ende dem Leser machen könnte, sollen also gelegentlich auch Capitel anderes und ernsteres Inhalts eingestreuet werden. Wie man in Paris selbst von einem alltäglichen oder unangenehmen Gegenstande schnell wegeilt, zu einem andern von der gröſsten Nützlichkeit

und Pracht zu kommen, wollen auch wir ein Gleiches uns bey diesem unserm Gemählde erlauben. Ganz nach Montaignes Zügellosigkeit, der in Einem seiner Capitel, das von Stiefeln handelt, nicht ein Wort von Stiefeln sagt, obgleich alle andern Materien unter der Sonne darinn abgehandelt werden, denken wir indessen doch nicht zu trachten.

Es ist zu bedauren, dafs, als man die Titel in Frankreich abschaffte, nicht auch die der Bücher mit in dieser Aechtung begriffen wurden; denn die Anzahl der in Paris oder anderwärts erscheinenden, die eben sowohl ohne allen Titel herauskommen könnten, und wo der Leser eben so gern, nach Art des Hebräischen, von hintenzu zu lesen anfangen möchte, ist nicht gering. Indefs, wie der lustige Graf Hamilton in seinen Erzählungen sagt: *Mon ami le bélier, commencez par le commencement, s'il vous plait*, gehn wir nun ohne weitere Vorrede zum Gegenstande dieses Capitels über, wozu wir .. die Neologie erkohren haben, fort.

Es ist ein Ausdruck, der auf die neuen Formen von Composition eben sowohl als auf die durch die französische Revolution eingeführten neuen Wörter sich ausdehnen läfst. Diese letzteren

sind so zahlreich, dafs ein Lexicon erforderlich wäre, sie zu erklären; und einige derselben, die die Nation seitdem wieder aufgegeben hat, hätten wohl verdient beybehalten zu werden, wenn man hier zu Lande nicht gewohnt wäre, die Reinigkeit der französischen Sprache blofs nach dem *Dictionnaire de l'Academie* zu schätzen; das, unglücklicher Weise, zu bald nach der Periode bekannt gemacht ward, als dieses Idiom zu einiger classischen Bestimmtheit gelangt war. Das berühmte italienische Wörterbuch *Della Crusca* erschien erst im sechszehnten Jahrhunderte; das heifst: zweyhundert und funfzig Jahr nachdem dieser Sprache das Gepräge eines classischen Bestandes, durch den Genius Dante's, Petrarchs und Boccacio's, aufgedrückt worden war. Allein, was das Französische betrifft, so hatten kaum Pascal und Corneille in ihrer Prose und Poesie eine grammatische Genauigkeit verliehen, als schon jenes Lexicon der Academie ans Licht trat; und diesem Umstande mufs man es zuschreiben, dafs die Sprache, in den gesetzmässigen regelrechten Wörtern, die das academische constituirte Ansehen mit einem Pafs auszustatten geruhet hat, ein *tant soit peu* dürftiglich ist. Leider sind hier mehr als

in irgend einem Lande die seynwollenden Grammatici „furchtbare Ziegenböcke“, die mit ihren langen Hörnern gegen Jedermann anrennen, und ihn als „Neuerer“ umstofsen, der mit hinzugefügtem Schärflein dieser Irus-armuth aufhelfen zu wollen sich erfrecht. Wer hat das mehr erfahren, als . . Mercier!

Man kann es nicht leugnen, dafs selbst viele der geistvollesten Eingebornen vollkommen mit der behaupteten Präeminenz ihrer Sprache sich zufrieden bezeigen; so dafs ein Fremder gewaltig anstehen mufs, die Meinung zu äufsern: sie könne noch erweitert und verstärkt werden. Allerdings kann auch eines Fremden Stimme von keinem Gewichte seyn, wenn so viele geschickte Schriftsteller des Landes an ihrer einmaligen Habe und Reichthum sich haben genügen lassen. Zu gleicher Zeit bewirkt der Umstand, dafs diese Sprache in ganz Europa gesprochen und verstanden wird, (ein Vorzug, den die Franzosen sehr wohl kennen, und auf den sie stolz sind,) das, dafs sie überhaupt sehr unaufmerksam auf Alles sich zeigen, was sich fremden Sprachen abgewinnen liesse; woraus denn auch als natürliche Folge entsteht, dafs sie selbst sich nur selten im Stande finden, eine aufrichtige Ver-

gleichung zwischen ihrem eigenen Idiom und dem anderer Nationen anzustellen, unter welchen der ausgebreitete Gebrauch des Französischen, als eine stillschweigende Anerkennung seiner Hervorragendheit, nicht mit Unrecht betrachtet werden könnte. Jene Ausbreitung wird von Einigen sehr ausgemacht auf die Rechnung der classischen Schriftsteller aus dem Zeitraume Ludwig XIV. geschrieben; allein sie reicht sicherlich noch weit über jene Epoche hinaus. Nicht zu erwähnen, daſs sie durch die Eroberung der Normänner und durch die nachherigen englischen in Frankreich, bey uns eingeführt, bereits in sehr alten Zeiten am englischen Hofe gesprochen ward; so weiſs man auch aus einem merkwürdigen Facto, daſs das Französische selbst von den Italienern schon im dreyzehnten Jahrhunderte als eine classischere Sprache, wie die ihrige, betrachtet ward. Denn Brunetto Latini, Dante's Lehrmeister, schrieb sein Buch, (der Schatz von ihm betitelt,) französisch, wie es aus einem Manuscripte erhellt, das ich in den Händen eines gelehrten und geistvollen Freundes gesehen habe. Er bemerkt dabey ausdrücklich: er habe sein Werk in dieser Sprache geschrieben, weil sie zierlicher wäre,

und allgemeiner verstanden würde, als seine eigene. So weiſs man auch, daſs die Italiener von den Provençalen die Formen ihrer Poesie entlehnt haben; daher denn die weit verbreitete Annahme des Französischen, und seine Hervorragendheit auf ein sehr hohes Alterthum Anspruch machen hann.

Viele der von der Academie als veraltert verworfenen Wörter, sind indessen von einer groſsen Kraft und Schönheit; und vielleicht ist durch diese Bemühungen, das Gold zu verfeinern und allen Zusatz davon abzusondern, ihr Metall allzuweich gemacht worden. Ich habe irgendwo behauptet: das Französische strebe nur selten nach dem Erhabenen; dieser meiner Behauptung wurde nicht wenig in Paris widersprochen; und Bosnets *Oraisons funèbres* mir als Stücke angeführt, die viele Beyspiele dieser höchsten Eigenschaft der Composition aufzeigten. Freylich findet sich in diesen Trauerreden auch oft Groſses und Edles; allein das wahre Erhabene der französischen Sprache muſs doch noch lieber in Corneille's Werken gesucht werden. Es fehlt dieser Nation noch immer an einer gut dialectischen Abhandlung über das Erhabene, die diese seltene Eigenschaft in gehörige Abthei-

lungen, nach Maaſsgabe ihrer verschiedenen Arten, Ursachen und Wirkungen brächte. Denn, obgleich Burke das Erhabene nur einer einzigen Gattung von Gegenständen, dem Schrecken-Einflöſsenden, zukommen lassen will, giebt es vielleicht dennoch zehn- bis zwölferley Arten ächtes Erhabenes; als: das moralische, von dem man Muster bey Juvenal findet:

Et propter vitam vivendi perdere causas
u. s. w. u. s. w.;

das schöne Erhabene, welches gar nichts mit dem Schrecken zu thun hat; das Erhabene der Liebe und Andacht; und noch andere Arten, die eine weitere Erörterung darthun und mit Beyspielen belegen könnte."

Die Reichthümer der französischen Sprache, so zum Theil durch die strenge Verwerfung vieler alten Wörter und Redensarten aufgeopfert worden sind, könnten durch die Aufnahme neuer Ausdrücke wieder hergestellt und erweitert werden. Aber so wie es der menschlichen Natur eigen ist, von einem Aeuſsersten zum andern überzugehn: so hat auch die Revolution eine solche Sündfluth von Neuerungen in der Sprache hervorgebracht, daſs Männer von ächtem Geschmacke sich oft durch die

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Annahme unnützer Excentricitäten beleidigt fühlen. Die Lebhaftigkeit und der Ungestüm des französischen Characters hat auch zu diesem heftigen Neuerungsunwesen mit beygetragen. Nicht allein wurde die Sprache der Politik fast gänzlich umgeschaffen, sondern auch die in der neuern Chymie und Mineralogie, von der Botanik und Zoologie nicht zu reden, aufgenommenen Kunstwörter, waren gänzlich Fremdlinge in den zahlreichen Ausgaben des Dictionnairs der Academie. Daher fehlen denn in den neuern französisch-englischen Wörterbüchern vielleicht noch an dreytausend Worte, deren die besten französischen Schriftsteller sich jetzt bedienen, und die unvertilgbarer Zuwachs zu der Sprache geworden sind.

Auf der andern Seite haben aber auch, sowohl vor als während der Revolution, manche Schriftsteller von einem nur anmaſslichen und meteorischen Rufe, manche Wörter einzuführen versucht, die bereits durch den Schwamm der Vergessenheit wieder weggewischt sind. Die heuchlerische Diebssprache (*cant*, *ergot*) der Empfindsamkeit und die declamatorischen Seiten nichtiger Leere, durch eine neue, gleiſsnerische und unwissende Denkweise hervor-

Bayerische Staatsbibliothek München

gebracht, die man Philosophie nannte, haben sich sogar in die geheiligten Pfade der Wissenschaft eingeschlichen, und zu oft die Stelle reines Sinnes, heller Argumentation; und der zierlichen Unterscheidungskraft eingenommen, durch die sich frühere Hervorbringnisse hervorragender französischer Verfasser auszeichneten. Daher sind die besseren Richter in Frankreich wieder allzustreng geworden; gestehen nur die Nothwendigkeit der Aufnahme mancher scientivischen Wörter zu; wünschen aber im Uebrigen Alles auf die Sprache des Zeitalters Ludwig XIV. wieder zurückzuführen. Die Wahrheit liegt, wie gewöhnlich, in der Mitte; und, gleichwie das, was bloſs Neu ist, ohne daſs aus dieser Neuheit ein Vortheil entspringt, durchaus verwerflich ist: so muſs auch auf der andern Seite eine zu groſse Strenge die Sprache desjenigen Reichthums berauben, der ihr ein sehr nützlicher Zuwachs gewesen wäre. Was die Neuerungen im alltäglichen Leben betrift: so kann man anmerken, daſs wenn z. E. der neue Nahme einer Straſse länger gewesen ist, als der alte, man ihn hat fahren lassen und der alte wieder zu Ehren gekommen ist, da im entgegengesetzten

Falle das Entgegengesetzte geschehen. So hat z. E. der *Quay Voltaire* den *Quay des Théatins* verdrängt; allein das gemeine Volk steht noch immer an, zwischen dem alten Nahmen: *Rue Richelieu* und dem neuen: *Rue de la Loi.* Einer der Revolutionairschwärmer schlug einmal vor, Paris in eine *Mappe-Monde* zu verwandeln, die Nahmen aller Straſsen und Plätze umzuändern, und ihnen neue Benennungen, von merkwürdigen Orten und Gegenständen in der Welt hergenommen, beyzulegen; ein seltsames Beyspiel, wie man nach eingebildeten Vortheilen haschen kann, indem man die von einer gröſsern und allgemeinern Nützlichkeit verabsäumt; denn muſs es nicht einem Fremden als ein beynahe unmöglicher Widersinn vorkommen, daſs es kaum eine einzige Straſse in Paris giebt, in der die Häuser regelmäſsig numerirt wären, da doch ein Kind mit einem Stückchen Kreide die ganze schwere Sache hätte bewerkstelligen können? Wenn man z. E. die Zahl 49 oder 125 findet, und weiter fortzählen will: so sieht man sich plötzlich durch 210, 811, oder irgend eine andre unglückliche Zahlenverrückung aufgehalten, die alles weitere Nachsuchen hemmt; und wodurch bey Adressen angegebene Nummern ganz

unbrauchbar werden, wenn nicht irgend ein ins Auge fallender Gegenstand an der Seite, oder dem Hause gegenüber, mit darauf angeführt ist. Die beste Methode hierinn ist ohnstreitig die in den americanischen Städten eingeführte: alle Häuser auf einer Seite der Strafse mit geraden, und die auf der andern mit ungeraden Zahlen zu bezeichnen, wodurch man den Augenblick in Ausrichtung seiner Gewerbe sich auf den rechten Fleck gewiesen sieht.

Der neue Calender stellt gleichfalls ein solches Beyspiel von Neologie auf; man würde ihn bereits verlassen haben, wenn er nicht mit so vielen öffentlichen Acten und Instrumenten in Verbindung stünde. So wie die Kutscher in Paris beständig zwischen den alten und neuen Nahmen der Strafsen und Plätze sich verlegen fühlen: so gehts dem gemeinen Volke gewöhnlich mit dem alten und neuen Calender, und den Wissenschaftsmännern mit den alten und neuen Benennungen von mancherley Substanzen; dahingegen Festigkeit für die Gesellschaft von einem solchen Vortheile ist, dafs ein alter unschicklicher, wohl sogar ein lächerlicher Nahme, nicht selten einer neuern und genaueren Benennung vorgezogen zu werden verdient.

Neuntes Capitel.

(Von C. F. Cramer.)

Strassennahmen.

Pinkertons Beyspiel mit der *Rue Richelieu* ist übel gewählt, und, allen meinen Beobachtungen nach, nicht richtig. Man hört äuſserst selten *Rue de Richelieu* mehr sagen; äuſserst selten auch *Rue Platrière*, statt *Rue de Rousseau* oder *de Jean Jaques;* aber freylich sehr oft noch *Rue de Ste. Anne*, statt *Rue Helvetius* . . . Dieſs letztere . . natürlich! weil Helvetius schon viel wenigern Menschen bekannt ist, als Voltaire und Rousseau. Gewisse Nahmen, womit die verhaſste Schreckenszeit manche Städte umtaufte, als St. Denis in *Franciade*, (man sagte damals: man müsse von dem Nahmen erstlich das St. abschnei-

den, weil die Heiligen abgeschafft wären; zweytens die Sylbe De als adlich-aristocratische Partikel, so dafs nur: die Stadt . . nis bliebe; wie Rabener Gottsched immer nur: Herrn sched nannte; „weil“ (sagte er,) „geschrieben stünde: Du sollst den Nahmen Gottes nicht unnützlich führen,“) *Lion* in *Ville affranchie*, *Mont-Martre* in *Mont-Marat*, *Montmorency* in *Bourg-Emile*, sind ganz mit ihr verschwunden. —

Was nun weiter, der Meinung des Verfassers zufolge, die Lächerlichkeit des Vorschlags von der „*Mappe-Monde*“ betrifft: so wäre es so ganz eingebildeter Vortheil, besonders unter einer Nation, wo Kenntnifs der Geographie nur von einem sehr kleinen Theile der Gebildetern gerühmt werden kann, wohl eben nicht, wenn auch dem gemeinen Manne durch solche unschuldige Mittel sinnlich einige Elementarkenntnisse darinn gelegentlich beygebracht würden; die Idee war gewifs sinnreich; nur — was zu bedauern! — unausführbar, da keine Menfchengewalt noch Ansehen so viele hunderte, dem Gedächtnisse und Munde des gemeinen Mannes einmal eingewurzelte Nahmen, daraus wegschaffen,

und neue dafür an ihre Stelle setzen wird. Mit einzelnen geht es wohl; aber nur mit wenigen; so ist der arme Mensch einmal gemacht! Klopstocks verunglückter Versuch mit Einführung seiner als so vernünftig dem Vernünftigen einleuchtenden Orthographie, hat hievon z. E. in Deutschland einen sehr lebendigen Beweis aufgestellt. Das nach der nämlichen Regel der Sparsamkeit (man mufs nichts schreiben, als was man hören läfst,) von ihm geächtete End - n, in weiblichen Endigungen, (Königin statt Königinn) u. s. w. ist ziemlich allgemein abgeschafft; man schreibt nicht mehr: Hembd, Ambt, statt Hemd, Amt . . . aber wie gesagt: es sind einzelne Schritte . . alle thut der inconsequente Haufen nie zugleich; und, was zu beklagen, ist: dafs selbst bessere Schriftsteller zu diesem . . . Haufen gehören. In dem folgenden Tadel der Confusion in der Häusernumerirung hat der Bemerker Recht; aber — (und so sehr ist Alles hier *Tableau mouvant;* so sehr ist morgen in einer Reisebeschreibung nicht mehr wahr, was es gestern noch war!) er trifft itzt nicht mehr zum Ziel; denn vorigen Sommer hat der *Prefêt de la Police*, Dubois, dem

Mangel abgeholfen, und alle Häuser von Paris sind binnen eines Monates, und zwar gerade nach der americanischen guten Idee, umnumerirt worden — ein grofses Improvement! Wie aber Alles immer nicht gleich vollkommen gemacht wird, so auch hier! Denn erstlich sind die Nummern (fast wie durch ein Kind: mit Kreide!!) sehr undauerhaft auf die Mauern der Häuser gestrichen, so dafs sie in wenig Jahren unscheinbar seyn werden; statt dafs sie auf Blechplatten mit Oelfarbe hätten gemahlt werden müssen: und denn, was auch zugleich dabey hätte so leicht eingerichtet werden können, und nur zufolge des Leichtsinnes unterblieben ist, mit dem Alles nur halb geschieht, hat man vergessen, an den Eckhäusern die Nahmen der Strassen anzugeben *);

*) Kaum war diese Bemerkung niedergeschrieben, als ich in einer Pariser Zeitung las, dafs durch einen neuen Befehl, der die Unternehmung auf Licitation ausbietet, auch diese Bezeichnung der Strafsennahmen vorgenommen werden soll. — Getrost! alles Nützliche geschieht zuletzt; wenn auch nicht immer so geschwind, als es der Liebhaber von Verbesserungen wohl wünschen möchte! (Im September 1806.)

denn viele der n e u e r n haben gar keine; und von den ä l t e r n, die meistentheils in schwarzgewordnen Stein eingehauen sind, lassen sich die meisten kaum dechiffriren. Wie deutlich nehmen sich dagegen die in Hellblau Einem weit entgegenscheinenden Berliner Strassennahmen aus!

In Absicht auf den republicanischen Calender..., so weifs Jeder, dafs sich das: „*tableau mouvant*" auch darinn in seiner Natur erwiesen hat; *helas!* er lebt nur noch in der G e s c h i c h t e. Diese Neuerung war allerdings allen Ausländern verhafst, die die kleine Mühe scheuten, einen doppelten nachsehen zu müssen; was man in Rufsland gleichwohl auch mufs. Es giebt indefs Viele, die die schönen poetischen Nahmen der Monate, (z w ö l f Nahmen waren leicht auswendig gelernt worden;) und die erstaunliche Bequemlichkeit der Z e h n - zählung bedauern, wodurch jedermann, beym Worte *Primidi, Duodi,* u. s. w. angewiesen ward, welchen Datum man schrieb. —

Zehntes Capitel.

(Von Pinkerton.)

Die Nationalbibliothek.

Es sind in Paris drey Gegenstände, von denen man kühn behaupten kann, daſs sie auf dem ganzen Erdkreise ihres Gleichen nicht antreffen *): die weite und schöne, weiland König-

*) Ob — ich will nicht sagen, an alten Tröstern von Büchern und Ausgaben, an Pracht, an Zahl etc. — aber an **wohlverstandner Gemeinnützigkeit**, die Göttingische Universitätsbibliothek, die über **alle** Litteratoren der Erde, ältere und neuere! sich gleich stark, und, zufolge der wohlangewandten Wahl einer solchen **Aristocratie** (im guten Sinne!) von Gelehrten, als die Gesellschaft der dortigen Professoren seit der Gründung der Universität

liche, darauf National-, itzt Kayserliche Bibliothek; der durch die Freygebigkeit der französischen Monarchen gegründete botani-

durch Münchhausen ist, ausgebreitet hat, dahingegen in der Pariser Bibliothek ganze Nationen mit ihren besten Schätzen so gut wie durchaus fehlen, — ob, sage ich, jene nicht dieser von unserm Verfasser für ein „*unrivalled object*" ausgegebenen gleichzustehen verdient, oder sie nicht gar wohl in jener wesentlichsten der Rücksichten sogar übertrifft, — möchte *ich* keinesweges so kühn und rasch, wie der immer nur sein Land kennende Engelländer, entscheiden. — Die Klage, die er über die nicht hinlänglich gemeinnützig eingerichteten Catalogen führt, trifft gleichfalls nicht die vortreffliche Göttingische Sammlung. Jedoch man mufs beklagen, dafs in diesem Punkte noch keine einzige bekannte Bibliothek das leistet, was ihrem Zwecke nach eine Bibliothek leisten müfste. — Wäre ich der Bibliothekar einer solchen Bibliothek, wie die Göttingische oder Copenhagensche, die jener wenig itzt nachsteht, mein erstes Werk würde seyn, einen Catalogen davon, nicht in Folianten, sondern in Octav, mit gespaltenen Columnen, mit der kleinstmöglichen Schrift, zusammengezogenen Titeln,

sche Garten, jetzt *Jardin des Plantes* genannt; und endlich die wundervolle Gallerie des Louvre, mit ihrer unzählbaren Sammlung von

Abbreviaturen allenfalls, auf wohlfeilstem Papier, drucken zu lassen, und jährlich den neuen Anwachs in Mantissen nachzuliefern, bis der vergriffene Catalog einen neuen, mit Einschaltungen der seitdemigen Erwerbe, nöthig machte. Wenn so für einige Thaler oder Ducaten Jedermann den Catalog sich anschaffen, und in seinem Hause handhaben könnte... und dann die Bücher so gestellt wären, wie ich es in meiner Schrift über die Kieler Universitätsbibliothek vorgeschlagen habe, (die einzige vernünftige und gemeinnützige Stellung; so simpel als wie das Stehenmachen von Columbus Ey! die aber eben ihrer Vernünftigkeit und Gemeinnützigkeit wegen niemals wird angenommen werden!!) welch ein Gewinn für die Wissenschaftsoblieger in einer ganzen Stadt und Lande! — „Aber die Kosten eines solchen Catalogs?" — Sie würden sicher bald durch den Verkauf herauskommen. Wenn aber auch nicht: soll denn der Staat gar nichts für die Wissenschaft aufopfern? Und am Ende... Lieber einmal eine Zeitlang mit Ankauf aller neuen Acquisitionen pausirt, und dafür einen solchen Catolog gedruckt!

Gemählden der gröſsten Meister; und im untern Stockwerke, dem Alterthümersaale oder Musäo Napoleon, wo man auf Einen Blick die Medicäische Venus, den Laocoon, den Apollo von Belvedere überschaut, mehrer Statüen nicht zu gedenken, die in jeder andern Gesellschaft, wie diese, als vortrefflich würden angesehen werden.

Die in der Rue de la Loi, nördlich vom Palais Royal ab, gelegene Nationalbibliothek, war vormals der Pallast des Cardinals Mazarin, eines Ministers, der an glänzenden Eigenschaften sehr weit seinem Vorgänger, dem Cardinal Richelieu, nachstand. Das Gebäude hat zwey Höfe, wovon der dem Publico besonders offenstehende Theil den zweyten einschlieſst, der ein länglichtes Viereck bildet. Die Zahl der gedruckten Bände wird jetzt auf 350,000, und die der Manuscripte auf 70- bis 80,000 gerechnet; allein von letzterer hat man keinen vollständigen und neueren Catalog; eine sehr schädliche Nachlässigkeit, da dieser Theil desselben dadurch, wie man es von der Büchersammlung des Vaticans sagte, zu einem Grabe für die Erkenntniſs wird. Es müſste nicht allein ein allgemeiner Catalog aller, in dem noch zur Zeit der Monarchie

gedruckten Verzeichnisse nicht enthaltenen Manuscripte, sondern auch besondre von allen denenjenigen vorhanden seyn, die aus verschiednen andern grofsen Bibliotheken dahin gebracht worden sind, damit ihre Identität vergewissert würde, und Männer von Gelehrsamkeit sich Rathes darinn erholen und sie benutzen könnten. Die Herren Dacier, Dutheil und Langlès (letzterer für die orientalischen Mspte.) sind die Aufseher (*conservateurs*) der Handschriften. —

Die gedruckten Bücher stehen unter der Aufsicht der Herrn Capperronier und Van Prat; Männer von hervorragender Geschicklichkeit in diesem Fache, und der allerverbindlichsten Gefälligkeit. Einen allgemeiner geliebten und geschätzten Mann, als Van Prat, kann man kaum in der Hauptstadt des französischen Reichs nennen; sein äufserst freundliches, keinem Menschen Anstofs gebendes Aeussere, sicherte ihn vor den blutigen Stürmen in der Schreckenszeit; es würde für Satane selbst schwergehalten haben, einem Gelehrten etwas zu Leide zu thun, der gar keinen Feind besitzt. Den Herren Gosselin und Millin ist die Aufsicht über die Alterthümer und Medaillen aufgetragen; sie sind beyde von sehr

bekannten Kenntnissen in ihrem Fache. Millin hat durch Kupfer manche öffentliche Monumente für die Nachwelt gerettet und aufbewahrt, die unter der Wuth der Revolution gesunken waren. Er beschäftigt sich jetzt damit, die Herausgabe einer Sammlung von verschiednen noch bisher unbekannten Alterthümern zu vervollständigen. Viele Pariser Gelehrten versammeln sich alle Mittwochen Abend bey ihm, und finden daselbst die seit ihrem letzten Zusammenseyn erschienenen Bücher und angekommenen Zeitschriften. Zu bedauern ist nur, dafs das Zimmer zu klein für die Gesellschaft ist, und die Zeit der Versammlung etwas spät fällt; da neun Uhr Abends für Gelehrte beynah eine Stunde der Ermüdung ist, besonders wenn sie den Morgen mit Arbeiten zugebracht haben. Mein verehrter Freund, Herr Gosselin, ist nicht allein ein sehr kenntnifsreicher und geschickter Forscher der ältern Erdbeschreibung, sondern auch ein Mann von sehr trefflichem und gastfreyem Character; und, obgleich nicht mehr im Frühlinge seiner Tage, dennoch immer noch einer der schönsten Männer, die man sehen kann; das von ihm von Jeuffroy, dem ersten Künstler zu Paris in diesem

Zweige, verfertigte Bildniſs auf einer Camee, sieht ihm völlig gleich. Auch hat er die ausgebreitetsten Einsichten in die alte Numismatik, und besitzt selbst ein schönes Cabinet von römischen Silbermünzen, nebst einer guten Sammlung numismatischer Paläographie, oder Münzen, die den Ursprung und die ersten Fortschritte der Kunst zeigen. Ich bitte ihn, diesen geringen Zoll meiner Dankbarkeit für seine nützlichen Belehrungen und zahlreichen, mir bey meinem Aufenthalte in Paris erwiesenen Gefälligkeiten freundschaftlichst anzunehmen.

Ausserdem ist hier noch ein groſses Zimmer voll Kupferstichen, die man mit voller Bequemlichkeit benutzen kann. Mit alledem ist diese Sammlung nicht so vollständig, als ich sie zu finden erwartet hätte. Wunder muſs es Einen nehmen, daſs es in einer so groſsen Bibliothek keine Landcartensammlung giebt; man muſs, dieſs Bedürfniſs zu befriedigen, zu dem Archive des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten (*rue Grenelle*), das unter dem Gewahrsam eines sehr geschickten Geographen und zugleich liebenswürdigen Mannes, Barbier de Boccage, steht, und zum *Depôt de la Guerre*, über welches der General Sanson die

Aufsicht führt, oder zum *Depôt de la Marine* seine Zuflucht nehmen, dessen Hauptaufseher Herr Buache ist; gleichfalls ein sehr fleissiger und würdiger Mann, der aber nur ein wenig zu viel in einer Wissenschaft, die ihrer Natur nach nur auf Thatsachen und Entdeckungen beruht, auf Theorien hält. Diese edlen Einrichtungen in der officiellen Wohnung jedes Ministers, machen der Kenntnifs und Liberalität der französischen Staatsräthe unter der Monarchie grofse Ehre, und sind seitdem mit beharrlicher Freygebigkeit und Pracht vermehrt worden; derweil unsere Minister in Engelland keines solchen Vortheiles geniessen, und kein eigentlicher officieller Geograph, selbst bey Unternehmungen angestellt ist, oder zu Rathe gezogen wird, deren Gelingen ganz und gar von einer genauen Bekanntschaft mit dieser Wissenschaft abhängt.

Die Nationalbibliothek wird gleichfalls nach einem von dem beym brittischen Musäum eingeführten ganz verschiednen Plane dirigirt. Gelehrte, von nur irgend einigem Rufe, können Bücher, welche sie wollen, nach ihren Wohnungen geliehen bekommen, ohne irgend auf einige Zeit in Beysichbehalten derselben eingeschränkt zu seyn. Da die Bibliothek von

vielen Werken zahlreiche Ausgaben besitzt: so ist mit dieser Willfährigkeit kein Nachtheil verknüpft, und man hat mich mehrmals versichert, dafs der dabey vorfallende Verlust sich des Jahrs kaum auf zwey Guineen beläuft. Auf der Bibliothek selbst wird des Winters nicht geheitzt, und die Ursache, die man mir davon angab, war: dafs die Bibliothek in dem Falle zu einem Wärmeplatze für alle Arme in Paris werden würde; denn man ist in Absicht auf den dabey verstatteten Zutritt so liberal, dafs wer nur will die Bibliothek besuchen, und von neun Uhr Morgens an bis zwey, jedes ihm beliebige Buch fodern kann; auch sieht man an zehn oder zwölf langen Tischen Leute von allen Ständen und Gattungen, selbst Frauenzimmer und Kinder, mit Lesen beschäftigt; denn laut zu reden oder sich zu unterhalten, ist untersagt. Die Zahl der die Bibliothek Besuchenden kann sich im Sommer wohl auf ein Paar hundert Personen, und im Winter bisweilen bis auf ein funfzig belaufen. In den Manuscriptzimmern trifft man gewöhnlicher Weise weniger Studierende an; selten mehre als zehn oder zwölf.

Wünscht man Bücher mit sich nach Hause zu nehmen: so finden dabey wenig Umstände

statt; und es zeigt sich kein Schatten von Mifstrauen in den dabey genommenen Vorsichten. Der Nahme und der Wohnort dessen, der das Buch borgt, wird in eine dazu bestimmte Strazze eingeschrieben, und die Nummer jedes Theils hinzugefügt, die nachher wieder ausgestrichen wird, wenn man es zurückgiebt. Der Pförtner, der kayserliche Livrée trägt, (flaschengrün und Gold,) darf unterdefs keiner etwas wegtragenden Person erlauben, herauszugehen, ohne dafs sie einen Erlaubnifsschein von einem der Bibliothekare aufzeige, der in folgender Form abgefafst ist: z. E. 18 *Fructidor: Laissez-passer, Van Prat.* — Bisweilen hat dieser auch wohl sogar die Höflichkeit, den Fremden an die Thüre zu begleiten, und dem Pförtner oder den beyden Schildwachen sein: *Laissez-passer!* mündlich zuzurufen.

Ich bin in Beschreibung dieser kleinen Formalitäten ein wenig weitläuftig gewesen, weil sie einen auffallenden Contrast gegen die kleinkreisigen und engherzigen Methoden ähnlicker Einrichtungen bey uns bilden, wo selbst ein wohlbekannter Gelehrter, und wenn er auch an der Herausgabe eines wichtigen und nützlichen Werkes arbeitete, nicht ein

oder ein Paar Bücher mit sich nach Hause bekommen kann.

Für Leute, besonders Fremde, die bloſs die Sehenswürdigkeiten dieser Bibliothek, die Alterthümer, die Manuscripte, u. s. w. in Augenschein nehmen wollen, sind zwey öffentliche Tage jede Woche ausgesetzt. Unter den gedruckten Büchern werden alsdann die ältesten Editionen und illuminirten Handschriften vorgezeigt. Unter den Manuscripten interessiren einem Britten besonders die Briefe von Heinrich VIII. an Anna von Bolen, die aus dem Vatican hergebracht worden sind; sie sind von diesem Könige eigenhändig geschrieben, woran niemand zweifeln kann, der die im brittischen Musäo von ihm aufbewahrten gesehen hat. Die bekannte Handschrift von Homer aus dem zehnten Jahrhunderte, aus der St. Marcus-Bibliothek in Venedig, ein Telemach in Fenelons Originalhandschrift, eigenhändige Briefe von Heinrich IV. und andern französischen Königen, endlich zahlreiche orientalische Sehenswürdigkeiten, sind einige von den Gegenständen, die am gewöhnlichsten vorgezeigt werden.

Man würde zu weitläuftig werden, wenn man sich über die in dem die Alterthümer

enthaltenden Zimmer befindlichen schönen Cameen und Intaglio's, über die weitläuftige Münzsammlung und die zahlreichen andern Objecte verbreiten wollte, die die Aufmerksamkeit des Besuchenden fesseln. In einem der übrigen Gemächer werden die merkwürdigen Fragmente aufbewahrt, die in dem Grabe Childerics, nahe bey Tourney, gefunden worden sind. Unter diesen giebt es bekanntlich viele goldne Abbildungen von Bienen in Lebensgröſse. Unterrichtete Alterthumsforscher zweifeln nicht daran, daſs diese Bienen dem ledernen Sattel-Geschirre seines Pferdes zum Schmuck gedient haben, wie es noch in einigen Theilen der Tartarey üblich ist. Ein seltsamer Zufall wollte, daſs angenommen wurde, sie hätten eine Zierde der Kleider der Merovingischen Könige ausgemacht, und demzufolge wurden ähnliche, statt der ehemaligen Lilien, auf den Krönungsmantel des Kaysers gestickt *). —

Nichts kann auffallender seyn, als allent-

*) Sie geben ein schönes Emblem der Thätigkeit ab; dahingegen die ehemaligen Lilien (*lilia non nent*, die Lilien spinnen nicht,) es vom Gegentheile seyn könnten.

halben in Paris, und in jedem öffentlichen Cabinette, irgend eine Schenkung, irgend ein Denkmal der Siege Bonaparte's anzutreffen; indeſs von Moreau oder andern hervorragenden Generalen der Republik nichts aufzuweisen ist; die Trophäen des Helden leuchten überall jedem ins Auge. Die Aufrichtigkeit muſs eingestehen, daſs nie ein Mann mehr gethan hat, eine Hauptstadt zu verschönern und zu bereichern, als der französische Kayser. Alle Welttheile haben ihm dazu zollen müssen; diese Betrachtung macht man vorzüglich bey dem merkwürdigen egyptischen Calender, auf Papyrus geschrieben, den er noch als erster Consul geschenkt hat, und der, obwohl etwas beschädigt, die Neugier sehr interessirt. Diejenigen Stücke, die aus der Sammlung des Grafen Caylus herrühren, sind nicht von groſser Bedeutung, und der Ruf dieses Antiquars ist vor Kurzem ziemlich gesunken. Seine zahlreichen Bände voll Alterthümer-Untersuchungen sind nichts als ein Chaos von Tand und Kleinigkeiten. Er hat sogar Japanische kleine ausgehauene Götzenbilder für ächte Stücke aus dem hetrurischen Alterthume ausgegeben. Ich weiſs nicht, was aus der groſsen Vase von Porphyr geworden seyn mag, in der er, sei-

nem Verlangen nach, begraben, und die in der Kirche St. Germain L'Auxerrois beygesetzt worden ist. Piron schlug für ihn eine Grabschrift vor, deren consonantenvolle Rauhigkeit den barschen Character des gräflichen Gelehrten ausdrückt:

Ci gît un antiquaire acariâtre et brusque,
Il est corps et ame dans un vase Etrusque *).

Die schöne goldne alte Schüssel, die kürzlich in Frankreich gefunden worden, und rings um mit goldnen Medaillen verschiedner römischer Kayser geschmückt ist, hat Millin bekannt gemacht und beschrieben. Ein merkwürdiger Raub wurde im Sommer 1803 in dem Alterthümercabinette verübt; unter andern entwandten Artikeln befand sich der schöne

*) Die Engelländer müssen gewöhnlicher Weise sehr viel unbewanderter im Französischen seyn, als wir Deutsche es sind; das sieht man aus gar vielen, in unserm Verfasser höchst unorthographisch und sprachfalsch angeführten Bröckchen. Der zweyte Vers dieser Grabschrift wäre doch *par trop* erbärmlich, so. Er lautet, wie man aus Diderots Anführung in seinem Buche über die Mahlerey weifs, folgendermafsen: *Ah qu'il est bien placé dans cette urne Etrusque!*

Agath von St. Denis; er ist aber späterhin in Holland wieder aufgefunden und zurückgebracht worden. Noch eine merkwürdige Begebenheit ereignete sich um dieselbe Zeit. Die Aufseher des Cabinets erhielten einen anonymischen Brief, in dem der Schreiber ihnen kund that: er habe die Absicht gehabt, das Alterthümercabinet in Brand zu stecken, um mit einigen Spiefsgesellen sich der goldenen Münzen und anderer Kostbarkeiten der Sammlung, während der Verwirrung bey dem Feuerausbruche, zu bemächtigen. Zur Bestätigung der Nachricht ward in dem Briefe gesagt: man möchte nur unter dem grofsen Tische in der Mitte des Zimmers nachsehen, man würde ein kleines Tönnchen Schiefspulver, wie ein Stück rother Granit angemahlt, darunter finden. Nach angestellter Untersuchung fand sich auch das Tönnchen. Die Absicht war würklich teufelisch, da viele der bey dem Cabinette angestellten Personen in dem Gebäude wohnten, die ums Leben dabey hätten kommen müssen; und vielleicht die ganze grofse ehrwürdige Bibliothek mit dabey aufgebrannt wäre. Wie das Tönnchen an die Stelle gebracht worden war, liefs sich nicht ausfindig machen; wahrscheinlich war es in

dem Gedränge und Geräusche einer öffentlichen Feyerlichkeit geschehen. Seit der Zeit hat man mehre Sorgfalt für die Bewachung und Insicherheitstellung dieser reichen Sammlung getragen, die sehr gefährlich dem Opernhause gegenüber liegt, und dadurch immer nicht wenig der Gefahr einer möglichen Feuersbrunst ausgesetzt ist; ein Umstand, der hauptsächlich wohl mit zu dem Entschlusse beygetragen hat, sie künftig nach der südlichen Seite des Louvregebäudes zu verlegen; man glaubt, daſs in einem oder zwey Jahren diese wichtige Verpflanzung ins Werk gesetzt werden wird.

Eilftes Capitel.

(Von Pinkerton.)

Der Louvre.

Man streitet sich über den Ursprung des Nahmens dieses Pallastes; wahrscheinlich stammt er aus der alten fränkischen Sprache her. Die Könige wählten ihn zu ihrer Residenz, als sie ihre alte Wohnung in dem itzigen Palais de Justice verliessen. Er bildet ein einen grofsen Hof einschliefsendes Viereck, dessen verschiedene Seiten zu mehrern von einander ziemlich abstehenden Zeiträumen erbaut worden sind, und von welchem ein Theil noch nicht vollendet ist. Aber innerhalb der letzten zwey Jahre ist die Ausbauung davon mit solcher Schnelligkeit fortgerückt, dafs

wahrscheinlich in ein Paar Jahren weiterhin das Ganze fertig seyn kann.

Die nach Osten zu befindliche Antlitzseite desselben, wurde während der Regierung Ludwigs XIV. nach dem wohlbekannten Risse von Perrault gebaut, und wird mit Recht als ein Meisterstück von Architectur angesehen.

Als Catharina von Medicis den Thuillerienpallast unfern des Louvre, aber in einer freyern Exposition, und mit einem Garten dahinter, erbaute, wurde auch der Entwurf gemacht, eine Gallerie von ausserordentlicher Länge anzubringen, die von dem offenen Thuillerienschlosse nach dem befestigten Louvrepallaste zuführen sollte; eine damals nicht unnothwendige Vorsicht, wo bürgerliche Zwiespalte in der Hauptstadt manche gefährliche Tumulte veranlasset hatten. Selbst in der neuern Periode, als der unglückliche zehnte August Frankreichs Monarchie zerstörte, und zu solchen unnützen Gräuln und fruchtlosen Verbrechen führte, fand man, daſs sie zum Theil dieser ihrer alten Bestimmung entspräche. Denn nachdem der König sich in den Convent geflüchtet, entkamen viele der Adlichen und anderer Royalisten, die sich auf Kosten ihres Lebens ihn zu vertheidigen

versammelt hatten, durch diese Gallerie, deren Thüre, vermittelst eines glücklichen Zufalls und wider die Gewohnheit, unverschlossen geblieben war. Diese grofse Gallerie wird jetzt in ihrer ganzen Länge mit Meisterwerken von Gemählden aus allen berühmten Schulen bedeckt.

In der Westseite des Louvre hält das Institut, in einem weiten Saale, seine Versammlungen; die Mitglieder desselben sitzen auf beyden Seiten eines langen und weiten, mit den nöthigen Schreibmaterialien, allerley nach Gefallen aufzuzeichnen, versehenen Tisches; der Präsident in ihrer Mitte, und der Secretair auf der andern Seite demselben gegenüber. Wenn die Mitglieder sprechen oder lesen wollen, stehen sie nicht auf; für Fremde sind Sitze in einigem Abstande hinter ihnen eingerichtet. Die öffentlichen Sitzungen werden in einer weiten und geschmückten Halle gehalten, wo ein Rednerstuhl mit einem Pulpete, und Sitze in amphitheatralischer Form sich aufgestellt befinden. In einer der letzten Sitzungen hielt Cuvier eine beredte Lobrede auf unsern Priestley; es kann keinen Vortrag von gröfserer Deutlichkeit und Bestimmtheit geben, als der dieses Gelehrten: so dafs selbst

ein in der französischen Sprache nicht sehr bewanderter Fremder jedes Wort seiner Rede versteht. —

Hinter dem Zimmer, in welchem sich das Institut versammelt, ist eine beträchtliche Bibliothek, im Winter durch Oefen erwärmt; die, wofern ich mich recht erinnere, von zehn Uhr Morgens an, bis fünf Uhr Nachmittags offen steht; allein sie hat keinen Ausgang nach aufsen zu; man mufs aus ihr durch den Saal des Institutes zurück. Zu dieser Bibliothek kann man leicht den Zugang durch einen Brief eines Mitgliedes des Instituts erhalten.

Dieser Theil des Louvre machte ehedem die Residenz der Könige aus; und man zeigt noch immer das Zimmer, in welchem der Leichnam Heinrich IV. ausgesetzt ward, als er von Ravaillac ermordet worden war. In der Bibliothek sind die Bücher nach ihren verschiedenen Materien aufgestellt; und man zeigt darunter eine sonderbare Merkwürdigkeit: ein Gewand von egyptischer Leinwand, das in einer Catacombe gefunden worden, und wundersam gut erhalten ist. Dieser Stoff scheint von einer ausserordentlichen Dauerhauftigkeit gewesen zu seyn; denn die Tapete von Bayeux, welche die Eroberung der Nor-

mannen vorstellt, und von der Königinn Mathilde, der Gattinn des Eroberers, ausgeführt worden, ist auf Leinwand gestickt, und ward vor wenigen Jahren in einem Zustande ausgestellt, der wenig zu verlangen übrig liefs. Man zeigte sie damals als eine Art von Anspornung zum Einbruche in Engelland; allein die Ausstellung von Mathildens Unterrock würde gerade eben so viele Wirkung gethan haben.

Verschiedne Artisten und andere Pensionairs der Regierung, haben ihre Wohnung im Louvre selbst. David zeigt dort sein Gemählde, den Raub der Sabinerinnen, und läfst sich dafür bezahlen; ein seltner Fall in Paris, wo die Liberalität und Delicatesse in diesem Punkte die Erwartung auch des begehrlichsten Fremden übertrifft. Wenn dieser grofse, aber wilde Artist, der sich so sehr bekannt während der Schreckenszeit gemacht hat, sich selbst in der Menagerie des Jardin des Plantes sehen liefse, würde das wahrscheinlich eine sehr bedeutende Einnahme für ihn seyn können. — Viele andre Künstler und Gelehrten wohnen unter der grofsen Gallerie in Zimmern, denen es aber sehr an Bequemlichkeit fehlt, und in die man durch lange,

steile und finstere Treppen, und aus einem Gemache in das andre hinaufklimmen mufs. In ihren Caminen oder vielmehr Rauchfängen, die aber allzusehr dem Rauchen ausgesetzt sind, kann nicht die geringste Veränderung, ohne die Inspection der Baumeister des Königes oder seiner Nachfolger unter ihren verschiednen Titeln, vorgenommen werden; diese Vorsicht hat man für unumgänglich nothwendig gehalten, um Gefahr von Feuersbrunst vorzubeugen. In den letzten drey Monaten haben alle diese Gelehrten und Künstler Befehl erhalten, ihre Wohnungen zu verlassen; einstweilen sind ihnen andere in dem *College Mazarin*, der Sorbonne, und andern öffentlichen Gebäuden eingeräumt worden. Da dieser untere Theil der Gallerie in Form von hohen Arcaden eingerichtet ist, die Wirkung fürs Auge zu vervielfältigen: so braucht nur das jede Arcade ausfüllende Mauerwerk, mit den dazu gehörigen Treppen, Abtheilungen und Vorzimmerchen weggebrochen zu werden, um eine edle Reihe von offenen Arcaden, oder einen grofsen, unter der ganzen Gallerie fortlaufenden Porticus zu bilden. Indefs wird die Wirkung doch niemals so frappant schön seyn, als wenn das Ganze von massiven Säulen,

statt der ohngefähr acht Fuſs breiten Mauern getragen würde. Dieser Entwurf wird mit der gröſsten Schnelle ins Werk gerichtet, und gewiſs dieser unschätzbaren Sammlung von Gemählden eine doppelte Sicherheit zuwege bringen.

Der Eingang zur Gallerie liegt ausserhalb des Hofes des Louvre, auf der westlichen Seite. Ein Pförtner in kayserlicher Livree ist unten dabey angestellt; und an den nicht öffentlichen Tagen, an welchen nur Fremde und Künstler zugelassen werden, bedarf es der Vorzeigung eines Passes, wenn der Fremde nicht schon bekannt genug ist. Stöcke und Regenschirme werden, wie es auch an andern Belustigungsörtern in Frankreich üblich ist, der Aufbewahrung einer Person zurückgelassen, die, nachdem sie ein Zeichen an sie geheftet, dem Eintretenden ein andres demselben entsprechendes auf einem Kartenblatt oder einem Holztäfelchen giebt, wodurch er das Abgelegte gegen Zahlung von einem oder ein Paar Sols wieder zurück erhält. Alsdann steigt man eine hohe Treppe nach der Gallerie hinauf, oder einige wenige Stufen in die Sammlung der alten Statuen hinunter, die auf dem Erdgeschosse sich befindet, dessen Fronte auf den

sogenannten *Jardin de l'Infante* hinausgeht, und in der sich auch einige noch nicht reparirte und nicht ausgestellte Statuen befinden.

Die grofse Gallerie setzt den Blick in Erstaunen und beynahe Verwirrung, durch die augenblickliche Entfaltung Alles, was in der Mahlerey nur grofs und berühmt genannt werden kann; die Werke jedes Künstlers sind vor sich aufgehangen. Unter denen von Raphael kann man die Transfiguration, die heilige Cäcilia, eine Madonna, die berühmte heilige Familie, die Gemählde von Leo X., vom Grafen Castiglione, u. s. w. u. s. w. nennen.

Die berühmte aus Antwerpen hierhergebrachte Abnehmung vom Kreuze durch Rubens, verliert sich beynahe in der Nachbarschaft solcher Meisterwerke; gegen die erhabene Reinigkeit der Erfindungen Raphaels sticht, welch ein Meisterstück von Gruppe jenes Gemählde von Rubens auch ist, die ächtholländische niedrige Idee des Kriegsknechts, der das Gewand oben mit den Zähnen fafst, ziemlich stark ab; kein strengeres Gottesurtheil hätte veranstaltet werden können, als eine solche Zusammenstellung, in der Alles, was *nur* gut (brav) ist, gleichgültig wird, und alles Mittelmäfsige vollends verbleicht.

Die berühmte Hochzeit zu Cana von Paul Veronese, sieht man in dem Vorsaale der Gallerie, der selbst ein edler Salon mit noch vortheilhafter vertheiltem Lichte ist, da es von oben herein fällt, wie es die Regeln der Kunst verlangen. In der nicht ursprünglich in der Absicht, Gemählde enthalten zu sollen, eingerichteten Gallerie, sind die breiten Fenster nur auf der Einen Seite; eine Einrichtung, die von Kennern und Mahlern gemiſsbilligt wird. Diesen Mangel abzuhelfen, hat man vorgeschlagen, diese Fenster zu vermauern, und andre oben im Dache zu öffnen. Aber die Gallerie ist so weit und tief, daſs auf der westlichen Seite, wo dieſs schon in Ausführung gebracht worden, doch nicht Helle genug ist, so daſs das reflectirte Licht auf der andern Seite doch noch vortheilhafter gewesen seyn würde.

Geht man aus dem Vorsaal, oder dem schon erwähnten Salon, durch eine Thür nach Osten zu, die der von der Gallerie entgegengesetzt ist; so kömmt man in ein langes Zimmer, oder vielmehr einen schmalen über der Halle der alten Statuen gelegenen Corridor. In diesem Gemache sind Originalzeichnungen groſser Meister und schöne Miniaturgemählde

befindlich, unter denen es einige auf Email von Petitot giebt; Gemählde in Crayon, u. s. w. u. s. w. — Dieses Zimmer ist mit kleinen Säulchen von Jaspis, Granit, africanischem Marmor und andern Materien von Werth ausgeschmückt. In der Mitte stehen verschiedene Tische von solcher Wunderschönheit, dafs keine Beschreibung einen anschaulichen Begriff davon machen kann. Man sieht zween der schönsten Laxis Lazuli, den man sonst nur immer in kleinen Stücken findet, die aber hier mit so vieler Kunst zusammengesetzt und eingelegt sind, dafs sie eine einzige Masse auszumachen scheinen. Zwey andre sind von rothem Porphyr; mit Perlen und Perlemutter, Jaspissen und Marienglas so künstlich ausgelegt, dafs sie wohl die vollkommensten Mosaiken seyn mögen, die man nur sehen kann. Auch noch ein oder ein Paar andre Tische von alter Arbeit in eben dieser Kunst, die aber merkwürdiger wegen der Mannigfaltigkeit und der Geduld sind, welche zu ihrer Verfertigung nothwendig gewesen, als wegen des Geschmackes in der Arbeit selbst. Dasselbe möchte man von verschiedenen Gemählden in Mosaik sagen, so man gleichfalls in diesem Zimmer antrifft. Man sieht auch einige von

den ehemals sogenannten Hetrurischen Vasen, von denen aber jetzt anerkannt wird, daſs es griechische sind. Lord Elgin, unser vormaliger Ambassadeur in Constantinopel, entdeckte auf seinen preiſswürdigen Nachforschungen in Griechenland, eine groſse Anzahl dieser Vasen, die jetzo einen Theil seiner Sammlung in Engelland ausmachen.

Auch muſs man nicht zu erwähnen vergessen, daſs in der groſsen Gallerie, ausser zahlreichen Sitzen zur Bequemliehkeit der sie Besuchenden, sich manche Säulen und Halbsäulen von Granit, Vasen von grünem Porphyr, ausgelegte Schränke und Brustbilder finden.

Steigt man in den Salon der alten Statuen herunter: so geht man durch eine Thür in der Mitte, nahe am Ende der Treppe hinein; an feyerlichen Tagen aber wird eine weite Thür an der nördlichen Seite jetzt aufgemacht. Der berühmte Hermaphrodit ist einer der ersten Gegenstände, wenn man an diesem Ende hereinkömmt, und von einer wahrhaftig unnachahmlichen *morbi-dezza.* Eine oder zwey der Colossalstatuen wären freylich viel besser im Thuilleriengarten aufgestellt gewesen; da sie hier nur die Harmonie der Wirkung zerstören, und überdem von einer Arbeit sind,

die sie eignet, in einem weiteren Abstande gesehen zu werden. Weiterhin sieht man den sterbenden Gladiator, oder vielmehr Heerführer der Barbaren und das Brustbild des Facus, von ausgesuchtem Ausdrucke. Still aber! mit Ehrfurcht nahen wir uns der medicäischen Venus! Diese Statue, die jetzt weggenommen worden ist, bis für ihre Aufnahme eine eigne kleine Capelle oder Aufstellungsort eingerichtet worden seyn wird, stand auf einem, mit einem leichten Eisengitterwerke umgebenen Piedestal von gelbem Marmor, so dafs ihr Gesicht nach dem Fenster zugekehrt war, und ihre Rückseite, die man gleichwohl für das Schönste an ihr hält, ein wenig im Dunkeln sich befand. Man könnte überhaupt wohl sich den Tadel erlauben, dafs alle diese Statuen nicht schicklich genug aufgestellt sind; da selbst der Apollo und Laocoon nur von vorn gesehen werden können. Wäre das Zimmer noch zweymal so weit, und stünden die Statuen in gehörigem Abstande von den Wänden, so dafs wenigstens die ächten Kunstliebhaber die ganze Geschicklichkeit des Künstlers bewundern könnten: so würde der Endzweck der Sammlung sicherlich noch besser erfüllt seyn. Die einzige jetzt ganz

sichtbare Statue ist die Venus vom Capitol, in der Mitte eines Nebenzimmers, oder eigentlich Kämmerchens.

Wieder auf die medicäische Venus zurückzukommen, so war der Eindruck, den sie in Paris hervorbrachte, und der nicht ganz den abgöttischen Erwartungen entspricht, die man sich davon gemacht hatte, wohl zum Theil dieser unvortheilhaften Stellung zuzuschreiben. Die Schönheit von Florenz selbst, und die vielen dort auf die Statuen bezüglichen Begriffe, mögen wohl in Italien den Enthusiasm, den sie jederzeit erregte, sehr begünstigt haben. Die französischen Damen, wenn sie bloſs nach ihren Empfindungen reden, geben dem Apollo sehr laut den Vorzug; er scheint durch seine Gegenwart die Venus beynah zu beschämen. Aber ein groſser Künstler unter meinen Landesleuten bemerkte gegen mich, daſs dieſs vielleicht dem höheren Adel und Vollkommenheit der männlichen Form selbst beyzumessen sey, da beyde Statuen ihr Geschlecht in einem vorzüglichen Grade ausdrücken. Indem der Apollo den Muth, den Herrschblick, die Gewalt des Geistes und die unverwelkenden Formen des Mannes darstellt, so athmet die Venus

Fine from defect, and delicately weak *)
Bescheidenheit und ihrer Schönheit Selbstbewufstseyn, und mit einem ähnlichen von Schwäche vermischt. —

Die Wirkung ward ferner auch dadurch vermindert, dafs die Statue ursprünglich in drey Stücke zerbrochen gewesen ist, und in dem Herbringen aus Italien der Cement, da wo die Stücke zusammengesetzt sind, gelitten hatte. Die Damen tadelten die Beine der Venus, die ihnen nicht nach dem neuesten Pariser Schönheitsideale der Mode gebildet vorkamen; vergafsen aber, dafs die griechischen Mädchen keine Strumpfbänder trugen. Unterdessen bemerkten doch sogar einige männliche Richter: sie hätten ein wenig fleischigter seyn können, ohne dafs es ein Eingriff in die muskulösere Völligkeit männlicher Beine gewesen wäre. Ihre Finger sind sicher nicht zu loben; sie sind durchaus zu gleichförmig dünn; aber man meint auch, dafs diese Hände der Liebesgöttinn von neuerer Arbeit sind. Es wurde sogar von Denenjenigen, welche die Schatten abwechselnder Leidenschaften, und das Spiel der

*) „Fein durch Mangel und lieblich schwach."

einen Liebhaber von Empfindung fesselnden Züge bewundern, gefunden, ihrem Gesichte mangele es an Ausdruck. Allein der Meinung vieler Andern nach, hat die durchgängig sich zeigende Zartheit, die in der mediçäischen Venus so stark mit der mehr flamländischen Schönheit der Venus des Capitols contrastirt, die Feinheit ihrer meisten Formen, und besonders ihr schon lange festgesetzter Ruf, solch eine Art gleichsam von Glorie um sie hergegossen, dafs dadurch diese enthusiastische Liebe für diese Statue entstanden ist, die wahrscheinlich von den Alten höchstens in die dritte oder vierte Classe der Kunsthervorbringnisse gesetzt worden seyn mag.

Dicht bey der Venus ist der Laocoon aufgestellt; ein Meisterstück von Genius und Unternehmung. Die furchtbare Situation, in der Vater und Söhne abgebildet sind, kann freylich nicht zu den angenehmen Anblicken gerechnet werden; aber Schmerz ist von dem Loose der Menschheit so unzertrennbar, dafs wir der Meinung Dererjenigen nicht beytreten müssen, die den Künstler hier seiner Wahl des Gegenstandes wegen tadeln.

Beym Anblicke des belvederschen Apolls füllt sich das Auge mit Thränen der Bewun-

derung, und gewifs ward je durch menschliche Kunst keine schönere Statue hervorgebracht. Die unendliche Majestät des Ganzen, die männliche Schönheit des Antlitzes des Gottes, der Unwille in seinem Blicke, die Verachtung an der Unterlippe, sind unnachahmlich. Doch wer könnte nach Winkelmanns Anbetung über diese Statue noch etwas hinzusetzen wollen?

Die Venus vom Capitol befindet sich in der Mitte eines abgesonderten Zimmerchens zur rechten Hand. Sie ist eine sehr vollkommne Gestalt, aber sie zeigt uns doch nur ein menschliches Mädchen; indefs die medicäische Venus mehr eine ätherische Schönheit ist. In demselben kleinen Zimmer sind die Statuen des Apollo Musagetes, und der Musen. Der Darstellung dieser Vorsteherinnen der Wissenschaften fehlt es fast durchaus an Reiz; ich weifs nicht, aus welcher Ursache? und ob das Kaltbleiben des Gefühles dabey davon herrührt, dafs ihre Bildung zu gleichförmig ist, oder dafs es ihren Attituden an hinlänglichem Unterschiede fehlt, oder ob auch die Unbedeutendheit der sie begleitenden symbolischen Attribute daran Schuld ist? Ein grofser Künstler könnte vielleicht aus den Neunen,

wenn er ihnen mannigfaltigere Stellungen gäbe, sie sitzend, stehend oder liegend auf dem Gipfel des Parnasses vorstellte, eine angenehme Gruppe hervorbringen. Eine kleine Statue des Euripides, auf deren Marmor man hinten die Aufschriften seiner verschiedenen Trauerspiele liest, ist in vieler Rücksicht interessant. Wenn man nach der Halle des Apollo zurückkehrt, so ladet ein Brustbild der jüngern Faustina die Aufmerksamkeit durch die ausnehmende Zartheit ihrer Gestalt ein; ihr Haupt ist in eine liebliche Drapperie verhüllt, durch welche man auch ihre rechte Hand unterscheidet. Aber wir würden in unendliche Weitläuftigkeit gerathen, wenn wir alle die andern schönen Statuen und Büsten aufzählen wollten, die diese in Erstaunen setzende Sammlung dem Auge zeigt.

Durch eine seltsame Fatalität, sollte man sagen, wäre die Regierung, und vor Allem die Polizey, nachdem sie in Paris einen solchen Reichthum reizender Gegenstände für die Neugier der Fremden aufgesammelt hat, deren Besuch die Hauptstadt bereichern könnte, auf Gesetze bedacht gewesen, die beynahe zur Absicht zu haben scheinen, daſs kein Ausländer in Paris sein Geld verzehre. Diese

Kriegserklärung gegen die *Hotels garnis*, erschien zuerst in dem Decrete, welches verordnete, dafs alle englischen Reisende als Gefangene zurückbehalten werden sollten. Diefs Decret war das Werk eines einzigen Abends in St. Cloud, und setzte nicht wenig alle Minister in Erstaunen. Es war des Oberhauptes einer grofsen Nation nicht würdig; denn wenn wir ungerecht verfahren, indem wir Schiffe wegnehmen, bevor eine Kriegserklärung ergangen ist: so wissen die Officiere und Seeleute dieser Schiffe, dafs sie schon ihr sie überdiefs an gröfsere Strapazen und Entbehrungen gewöhnendes Seefahrerleben der Gefahr aussetzt, genommen und zurückgehalten zu werden. Dafs man sich aber, ihrer Gesundheit, ihres Vergnügens oder Neugierde und Wissenschafts halber reisender Männer und Frauenzimmer als Kriegsgefangener bemächtige, ist ein in dem Codex der Nationen bisher unerhörtes Verfahren. Ich werde vielleicht in einem andern Capitel diesen Gegenstand weitläuftiger abhandeln; jetzt schränke ich mich nur auf die Bemerkung ein: dafs die Wirkung dieser unpolitischen Mafsregel bereits in Paris sehr gefühlt worden ist. Denn nicht lange nach dieser gefänglichen Verhaf-

tung der Engelländer eilten auch die Russen und Schweden weg; und es ist wahrscheinlich, daſs sehr wenige Fremde eher die Hauptstadt Frankreichs wieder besuchen werden, als bis eine Erklärung, daſs es ihnen ohne Gefahr erlaubt werden soll, ihr Geld in Paris zu verzehren, zu einem Grundgesetze des neuern Reichs gemacht seyn wird *).

*) Das liebe Vaterland und die Vorliebe dazu, und die Ungerechtigkeit, an die uns dieser Nationalism gewissermaſsen kettet, kann doch niemand, selbst der philosophische Kopf nicht abschütteln! — um die Dinge als Cosmopolit zu sehen, wie sie sind. Freylich mag's einem englischen Lord, und ihren Lady's, und den Miſs, etc. nicht angenehm seyn, so ganz unvermuthet, statt den Canal wieder zu repassiren und zu den Schauspielen von *Drurylane* und *Coventgarden*, und *Haymarket* und den Fêten von *Vauxhall* und *Ranelagh* zurück zu kehren, in Frankreich sich auf einige Jahre einquartirt zu sehn; wenn diesem Lande der Krieg plötzlich so ungerecht von dem Ungerechten erklärt wird, weil man „*en depit de tous les traités*," Maltha nicht wieder herausgeben will..... Die Lords und Lady's und Miſs — noch mehr die Gelehrten und Kaufleute, die ihrer Wissenschaft und Ge-

werbes wegen herkommen, sind zu bedauern... besonders, wenn sie sich nicht viele Guineen herüberschicken lassen können. Allein.. Recht bleibt doch Recht; *jus talionis*, Repressalien sind erlaubt; es heifst: Auge um Auge, Ohr um Ohr, Zahn um Zahn! in der heiligen Schrift. Wie? Pinkerton will das abscheuliche Embargo-legen auf Schiffe, das Wegnehmen von Schiffen, die Privatleute auf Treu und Glauben des Friedens aussandten, das Wegnehmen, ehe diese Schiffe von dem wieder erklärten Kriege benachrichtigt seyn konnten, wo nicht vertheidigen, doch entschuldigen? — Ein Kaufmann, der in einer solchen Prise des Frevels plötzlich sein ganzes Vermögen zu Grunde gehen sieht, und mit seiner Familie vielleicht Hungers sterben mufs, sollte weniger zu beklagen seyn, als ein sich doch wohl noch in Verdun oder Valenciennes ganz erträglich amüsirender vornehmer englischer Herr? Ein Mitglied der Nation, die den ganzen Ocean für ihr Eigenthum erklärt, die eine Flotte nach dem friedlichen Copenhagen schickt, und einige tausend Menschen dort abschlachten läfst mit Kanonenkugeln und Kartätschenregen, weil diese selbstständige, aber friedliche Regierung an keinem Völkerhader Antheil nehmen, und dennoch die Ehre ihrer Flagge ungekränkt haben will... darf es wagen, von Völkerrecht und von bisher im Codex

der Nationen unerhörtem Verfahren zu reden? — — Ich fürchte sehr, daſs, wenn Paris der Ehre und des Vergnügens entbehren soll, Britten wieder hier zu sehen, ehe nicht ein Grundgesetz!!! des Reichs, in ähnlichem Falle wie der beklagte, ihren, wegen *Espionage* etwas gefährlichen Aufenthalt in Frankreich unter solchen Umständen sichert — die pariser *Bourgois* sich freylich in ihr Unglück werden finden müssen.

Zwölftes Capitel.

(Von Pinkerton.)

Der Pflanzengarten.

Dieser berühmte botanische Garten liegt an dem südostlichen Ende von Paris; dahingegen diejenigen Theile der Stadt, in denen die Leute nach der Mode hauptsächlich sich aufhalten, der westliche und nordwestliche sind. Schon früh, unter der Regierung Ludwigs XIII., wurde die erste Anlage dieses Gartens gemacht; allein die Pflanzungen gediehen nicht eher, als bis Büffon sie zu wässern kam. Der Grund und Boden desselben hat lange der Krone angehört, und der eifersüchtige Despot, Ludwig XI. hatte hier ein Barbican, oder einen Thurm, (vielleicht damals ein Staatsgefängnifs); und der kleine Hügel, wo jetzt

das angenehme Lusthäuschen von Bronze steht, ist zum Theil aus den Trümmern dieses Thurms, und zum Theil aus der künstlich dort zusammengebrachten Erde, auf welcher er stand, erbaut. Man sieht auch noch andre kleine Erhöhungen in diesem Garten, die, wie man sagt, aus denselben Materialien aufgeführt sind.

Beym Eintritte in diesen edlen Garten von Süden zu, kömmt man erst in einen weiten, einem kleinen Paradeplatze ähnlich sehenden Hof. An dem äufsersten Ende rechts steht ein grofses Haus, das ehedem Büffon bewohnte, und das jetzt die Wohnung verschiedener Professoren ausmacht. In der Mitte ist das grofse Cabinet; ein Gebäude von beträchtlicher Länge, das aber doch jetzt unzureichend für die ausgebreitete, sich täglich mehr und mehr anhäufende Sammlung wird.

Verlassen wir diesen offenen Raum: so treten wir in eine lange Avenue, mit einem breiten mit Kies befahrenem Spaziergange, der uns nach dem gegenüberliegenden Seineufer führt, wo wieder ein Eingang und eine Fähre befindlich ist; die nach dem Bastilleplatz und den nördlichen Boulevards übersetzt. Anstatt dieser Fähre wird man sehr bald dort

eine neue Brücke haben; es wird itzt lebhaft an ihr gearbeitet, und ihre Ständer fangen schon an, aus dem Wasser hervorzuragen; sie wird eben sowohl für Fuhrwerk als für Fuſsgänger bestimmt seyn. Ein empörender unglücklicher Zufall ereignete sich hier vorigen Winter dadurch, daſs es aus Nachlässigkeit versäumt worden war, auf den unvollendeten Ständern Leuchten anzuzünden. Bey hohem Wasser des Flusses stieſs die *coche d'eau*, oder das Fährboot, das von Auxerre nach Paris kam, gegen einen dieser Ständer an; kanterte, und, der Sage nach, sollen an sechszig Personen dabey umgekommen seyn. Die öffentlichen Papiere versuchten das Unglück zu leugnen oder als geringer darzustellen; denn es ist immer eine, auch schon unter der Monarchie angenommene Maxime der pariser Polizey gewesen, unangenehme Catastrophen zu vertuschen oder sie in Vergessenheit zu begraben; da das Gegentheil doch zu weiter nichts helfen würde, als die Gemüther in Unruhe zu setzen, oder Vorwürfe gegen die Verwaltung zu veranlassen. Allein diese Begebenheit machte dazumal den Gegenstand aller Unterhaltungen in Paris aus; und ich habe Leute getroffen, die bey der Gele-

genheit Freunde und Verwandten verlohren hatten.

Wenn man aus dieser grofsen Avenue sich links wendet, kömmt man nach der Menagerie der wilden Thiere, und, kehrt man wieder nach Süden zurück, nach den prächtigen Gewächs- und Treibhäusern, jenseits derer das Theater liegt, auf welchem einige dieser Professoren öffentliche Vorlesungen halten. In der anatomischen Gallerie sind Skelette mannigfaltiger Arten von Thieren aufgestellt, und ein mit hohen und dicken hölzernen Gittern auf der einen Seite eingehegtes, und auf der andern durch die anatomische Gallerie und hohe Mauern begränztes Behältnifs, ist die Wohnung des itzt noch übrigen Elephantenweibchens, da die beyden männlichen Elephanten gestorben sind. In diesem Quartiere befinden sich noch mehre angenehme und mannigfaltige Wildgehege, die verschiedene ausländische Thiere enthalten, nicht wild genug, eingesperrt werden zu müssen, als: bactrianische und arabische Kameele, ein schönes Zebra, ein hindostanischer Gnu; africanische und spanische Schaafe, ein Alpensteinbock, Gemsen, ein Straufs, Goldfasane u. s. w.; die Wasservögel sind auf einer andern Seite des Gartens

einquartirt. Diese Wildgehege werden sehr reinlich gehalten; es sind kleine ländliche Gehäuse für die Thiere, in verschiedenen mahlerischen Formen erbaut, und mit Eisendrahtgittern von großser Mannigfaltigkeit und Wirkung umhegt; eine neuere Erfindung, die man in Paris in Kupfern abgebildet hat. Auch sieht man Hecken von mannigfaltigem Buschwerke, unter denen die in Paris so gemeine und wohlfeile Scharlachrose ist, die mir in Engelland unbekannt scheint. Ihre Blumen sind nur einfach, äufserlich von einem eben so glänzenden Purpur als die Scharlachlychnis, und innen blasgelb; so dafs sie offenbar nur für eine Varietät von der gelben Rose gehalten werden mufs.

In diesem Gartenvierthel sind auch einige Häuser; Wohnungen verschiedener Professoren, Fourcroy's, Cuvier's, Hauy's, Jussieu's, u. s. w.; sie bilden eine Art von Labyrinth, und es würde den Besuchenden viel Mühe ersparen, wenn die Nahmen dieser Herren, in Blechplatten eingegraben, über den Eingängen der Häuser zu lesen wären, da ein Fremder anfangs ganz irre darunter wird, und die von dem Pförtner ihm ertheilte Anweisung nicht so genau seyn kann, dafs ihm Mifsgriffe und

Fehlgehen erspart würden. Hier findet sich auch der kleine oberwähnte Hügel und das Lusthäuschen, und weiter nach Süden zu ein höherer Berg, von dem man auf die Mauern herunter und über die Häuser wegsieht; und wo auch ein *Lactarium* genanntes Häuschen, oder kleine Milchhütte steht, in der Milch und Rahm verkauft werden, und wo der frugale Studirende ein wohlfeiles Mahl von frischen Eyern und ein Glas Wein erhalten kann.

Diefs ist die Vertheilung im Allgemeinen des berühmten *Jardin des Plantes.* Der der Botanik eigentlich gewidmete Theil ist in verschiedene mit Gitterwerk und Verschlüssen gesicherte Abtheilungen zerschieden; die Nahmen der Pflanzen sind auf hölzerne Bretterchen neben jeder auf kleinen Stäben geheftet. Der übrige und bey weitem gröfste Theil des Gartens ist in Gevierte getheilt, durch Alleen und Gitterwerke von einander gesondert; die erstern sind, dem französischen Geschmacke zufolge, beschnitten; gewifs eine Unschicklichkeit, zumal in einem den Schönheiten der Natur gewidmeten Garten. Die Orangenbäume werden hier noch kugelförmig gezogen; einer der Professoren, gegen den ich mich

darüber ausliefs, konnte oder wollte mich nicht verstehen, als ich ihn mit einer gewissen Ernsthaftigkeit fragte: wer denn der „*Perruquier*“ oder Friseur dieser Bäume sey?

Der östliche, durch eine von Büffon benannte Strafse begränzte Theil des Gartens, ist immer ziemlich kahl und einsam, und wenig besucht, ausser von einigen Lustnymphen, die gewöhnlich paarweise, eine Blonde und Braune, oder wie Kaninchen, eine fette und magere zusammen da gehen, irgend einen unvorsichtigen Spaziergänger zu bestricken. Unterdefs bezeigen sie sich noch ziemlich anständig, und zupfen niemand an; dahingegen man im übrigen Garten häufig von alten Weibern behelliget wird, die einen einladen „*plaisirs*“ zu kaufen; das heifst, eine Art gerollter und in einer Form gestempelten waffelähnlichen, aus Reismehl und Honig gebackener Kuchen. Dieser Ausruf, den man auch häufig auf den Strafsen hört: *des plaisirs! des plaisirs! Mesdames, voulez-vous des plaisirs?* und wodurch man hier jeden Augenblick in seinem Gespräche und Beobachtungen unterbrochen wird, wird wirklich zu einer wiederholten Quaal auf die-

sem bezaubernden Spaziergange. Eine andre, hier und an verschiedenen öffentlichen Orten von Paris übliche schlimme Sitte ist die, dafs kleine Betteljungen, ohne einen darum zu fragen, den Kutschenschlag des Ankommenden aufmachen, und den Tritt herunterlassen; ein Dienst, wofür sie denn ein Trinkgeldchen erwarten, da man ihnen gern ein doppeltes gäbe, wenn sie uns damit verschonen wollten. Begleitet man etwa ein Frauenzimmer, das sich vielleicht in gewissen Umständen befindet: so kann ein solcher Schmutzbube sogar wohl unangenehme Eindrücke auf eine lebhafte weibliche Einbildungskraft machen; und wenn die Thür hernach wieder von ihm zugeschlagen wird, findet sich's gewöhnlich, dafs sie nicht ohne Gefahr für die Kinder, wenn welche in der Kutsche sind, wieder aufspringt. Es müfste streng von der Polizey darüber gehalten werden, dafs nur der Kutscher die Thür seines Wagens öffnete, und wieder zumachte. Uebrigens findet sich in diesem Theile des Gartens eine Art von Caffeehaus mit einigen kleinen Zimmern, wie auch in freyer Luft aufgestellte Sitze und Tische; will man aber hier zu Mittag essen: so mufs man des Morgens seine Mahlzeit bestellen;

und es wundert mich, daſs hier in oder nahe bey dem Garten, kein Hauptrestaurateur, wie z. E. Very in den Thuillerien, sich niedergelassen hat *). Wenn man einen Theil des Tages der Wissenschaft oder dem Vergnügen, wofür der Garten so viel Nahrung gewährt, geschenkt hat, trifft man nirgends anständige Bewirthung, auſser in der *Rappée*, in einem ziemlich beträchtlichen Abstande auf der andern Seite des Flusses, an.

Die Menagerie von eigentlich wilden, reissenden Thieren, umgiebt einen kleinen schmutzigen Hof, von einem oft unausstehlichen Gestanke. Ein neues Gebäude zu diesem Ende, in Gestalt eines Achtecks, und das auch einen kleinen Hof bildet, ist bereits beynahe vollendet; allein die Behältnisse für die Thiere scheinen darinn fast ein wenig zu klein zu seyn. Man sieht hier eine Löwinn

*) Diese Klage ist nicht gegründet; denn es finden sich, sobald man um den Garten rechts umbeugt, der Salpetriere gegenüber, wenigstens zwey bis drey Restaurateure, die zwar nicht so brillant wie Very sind, (weil diesem Garten doch im Grunde wenig *beau monde* besucht) bey denen man aber doch recht gut seinen Louisd'or oder Guinee verzehren kann.

mit ihrer kleinen Brut; einen Löwen, der in seinem Kerker freundlich einen Hund zum Gesellschafter hat, und einen weissen Eisbär, der die Aufmerksamkeit durch das unablässige Hin- und Herkehren des Kopfes nach beyden Seiten zu, an sich zieht; eine Eigenheit, die die Natur ihm verliehen hat, der Wirkung der äufsersten Kälte seines Clima zu widerstehen *). Uebrigens bewahrt diese Menagerie nichts besonders Seltenes auf; ausser den schon benannten Fleischfressern sieht man nur noch einige Pantherthiere, Wölfe, eine Hyäne, u. s. w. dort; so dafs sich der Nutzen dieser Sammlung, die beträchtliche Kosten erfodern mufs, billig bezweifeln läfst. Bisweilen, wenn eine grofse Summe für ein solches Thier bezahlt worden ist, ist es bald darauf aus Mangel hinlänglicher Fütterung gestorben; der eine von den beyden Elephanten ist vielleicht durch zu unmässigem Genufs der *plaisirs* umgekommen; da jeder Besuchende sich um die Wette beeiferte und damit belustigte, die guten Thiere damit zu bewirthen, die wohl nicht sehr in ihren

*) Wenn diefs die Absicht der Natur wäre, warum bemerkte man denn z. E. bey den Rennthieren und Seelöwen diese Bewegung nicht?

Wäldern an solches Vergnügengebäck gewöhnt seyn konnten. Einer der Thierwärter, (er ist vor kurzem gestorben,) war ein erstaunenswürdiges Beyspiel von Gefräſsigkeit; der neugierige Leser kann ausführlichere Details über ihn in den Memoiren des Institutes finden. Er aſs Löwenfleisch wie wir Andern Rindfleisch; und das vom Tiger lieſs er sich so gut wie den zartesten Schöpsenbraten schmecken. Das schon in Fäulniſs übergegangene eines auf der Anatomie zerlegten Nashors, wurde von ihm in drey Mahlzeiten aufgezehrt. Kurz, es war ein Glück, daſs er starb; denn es stand der Menagerie die augenscheinlichste Gefahr bevor, daſs alle wilden Thiere von ihm aufgefressen werden würden, und er hernach die Professoren an die Reihe kommen lieſse.

Die Aussicht von dem Lusthäuschen auf dem sich durch eine Ceder des Libanon auszeichnenden kleinen Hügel, umfaſst einen groſsen Theil von Paris und der umliegenden Gegend, ostwärts zu, und bringt in den sonst zu flachen Garten eine angenehme Abwechselung. Die Pflanzung von Alpengewächsen zu Kew in durch Kunst hervorgebrachte Felsen, ist eine Sache, die hier man-

gelt *); ob es gleich selbst eine zum Besten der Geologie dienliche Einrichtung seyn könnte, wenn grofse Massen von aller Art Steinfelsen, mit den verschiedenen auf jedem wachsenden Pflanzen angebracht würden, von denen einige kalkartige Berge anzeigen, andre Granit, wieder andre thonartigen Schiefer, u. s. w. lieben.

Die Gewächs- und Treibhäuser sind reich an seltenen Pflanzen; scheinen indefs aber sehr denen von Kew nachstehen zu müssen. Die anatomische Gallerie enthält viel merkwürdige Gegenstände; unter andern ein aus Africa vom Obersten Gordon, Commandanten auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, in das Cabinet des ehemaligen holländischen

*) Dieser Tadel ist nicht ungegründet. Ich habe für diese Art Pflanzen, die auf Bergen, Felsen, so wie in Gewässern und Sümpfen wachsen, nicht leicht einen besser eingerichteten botanischen Garten, als den in Göttingen gesehen; seitdem es dem (einst) dortigen vortrefflichen Professor Hofmann von der hannöverschen Regierung verstattet worden ist, ihn zu erweitern und einen Theil des daran gränzenden Stadtgrabens, nebst den Trümmern der Stadtmauer darinn einzuschliefsen.

Statthalters geliefertes Skelett einer Giraffe, Mumien aus Egypten und den canarischen Inseln, wie auch eines in einem Moore im südlichen Frankreich gefundenen Mädchens. Nicht leicht giebt es ein merkwürdiges Thier in der Natur, von dem man hier nicht ein Skelett fände; allein dafs die genauere Beschreibung dieser Skelette mit in die Artikel der Büffonschen Naturgeschichte einverwebt worden ist, kann nicht sonderlich gelobt werden; da es besser gewesen wäre, dafs man diesen blofs wissenschaftlichen Theil ein kleines besonderes Bändchen hätte ausmachen lassen. Ich gestehe es, dafs es mir anstöfsig war, D'Aubanton's Gehirn hier in einem gläsernen Gefäfse aufbewahrt zu sehen; es scheint mir unanständig, so die verstümmelten Theile und Ueberreste eines berühmten Mannes zu verunsterblichen *). Der neugierige Besucher vergesse nicht, sich hier Mademoiselle Birons merkwürdige Arbeiten und Ausssprützungen in

*) Freylich eine widernde Sitte! indessen nicht ungewöhnlich. So zeigte man z. E. zu Ferney Voltairens Herz in Spiritus, mit der Aufschrift:

Son coeur est ici;

Son esprit partout.

Wachs zeigen zu lassen, die aber, gewisser darunter befindlichen Objecte wegen, nicht Jedermann zu besehen mitgetheilt werden. Da der Anblick dieser Gallerie zarte Frauenzimmer sehr widern und aneckeln dürfte: so muſs, wer sie in Augenschein zu nehmen wünscht, dem Pförtner ein kleines Trinkgeld geben, wenn er den Ort nicht in Begleitung eines Professors besucht.

Aber der in allem Betracht wichtigste Gegenstand dieses Gartens, ist die Sammlung von Thieren und Mineralien, die eigentlich das Cabinet desselben genannt wird. Dieſs kann mit Recht als das dritte Wunder von Paris, nach der Nationalbibliothek und der Gallerie des Louvre, angesehen werden. Die Mineralien sind in verschiedenen Zimmern, in dem ersten Stockwerke, aufgestellt, das zu gleicher Zeit auch eine vortreffliche Bibliothek für die Naturgeschichte, und die schönen, auf Ludwig XIV. Befehl veranstalteten Pflanzenzeichnungen enthält. In einem kleinern Zimmer sieht man in groſser Mannigfaltigkeit die versteinerten Fische von Monte Bolca im veronesischen Gebiete; eine Sammlung, die ein italienischer Graf, Besitzer dieses Berges, eingerichtet und in Ordnung gebracht hat.

Unter andern Merkwürdigkeiten wird ein Fisch gezeigt, der in eben dem Augenblicke versteinert worden ist, wo er einen andern verschlang. Es ist bekannt, daſs viele von den dort aufbewahrten Fischen in Stein, jetzt nicht mehr in den europäischen Meeren gefunden werden. Auch sind in dieser Sammlung einige Vögel; ich habe einen versteinerten aus der Gattung der Wasservögel daselbst gesehen, der im Gypse von Mont-Martre entdeckt worden war. Gleichfalls zeigt man einen groſsen in Frankreich gefundenen Fisch, auch in Stein aus der gewöhnlichen Baustein-Masse verwandelt; aber die vorzüglichste Merkwürdigkeit in diesem Zimmer ist wohl das berühmte, in den Brüchen von St. Pierre, nahe bey Mastricht, gefundne Crocodill. Kann nicht vielleicht in uralten Zeiten auch in den europäischen Flüssen eine Art von Alligator vorhanden gewesen seyn? und waren nicht vielleicht die Drachen der Geschichtschreiber und Dichter der Mittelzeit, mit deren Zerstörung, alten Urkunden nach, bisweilen Staatenschicksal in Verbindung stand, Alligatore und Crocodille? Ihre Gestalt dürfte sie nicht übel dazu eignen, wenn man nur annimmt, daſs die Einbildungskraft der Romanciers

ihnen noch Flügel zu dieser Form geliehen habe?

Noch giebt es in diesem Cabinette verschiedene kleine Säulen von Amethyst, Becher von Steincrystall, und andre ehemals im königlichen Schatze befindlich gewesene Stücke. Unter den neuern hinzugekommenen befinden sich auch Exemplare von den Steinen, die bisweilen bey gewissen meteorischen Explosionen aus der Athmosphäre herunter fallen. Dieses Factum ist durch so zahlreiche und unbezweifelbare Zeugnisse jetzo bewiesen, daſs selbst die ungläubigsten französischen Naturkundiger und Mineralogen es zugeben. Diese Steine sehen auch keinen andern bisher bekannten ähnlich, und sind eine Mischung von Eisen, Kieſsstein, Magnesia und Nickel; von ganz anderer Beschaffenheit also, als irgend eine andere Masse unserer Felsen und Laven. Verschiedene Naturforscher haben die Meinung geäuſsert, daſs sie vielleicht aus Volcanen im Monde herstammen; allein, da die Laven dieses Planeten den unsrigen ähnlich seyn müſsten: so scheint es natürlicher, sie für Hervorbringnisse unsrer eigenen Athmosphäre zu halten, mit deren Beschaffenheit wir noch weit entfernt sind, durchaus bekannt zu seyn;

es giebt gar viele Gegenstände in der Naturgeschichte und Philosophie, über die neuere Systeme und Theorien nur eben so unvollkommen Rechenschaft, als die alten, geben können.

There are more things in heaven and earth,
Horatio,
Than are dreamt of in our philosophy *).

Bonaparte hat, noch als Consul, eine sehr merkwürdige und interessante Sammlung der Felsarten auf Corsica in dieses Cabinet geschenkt. Unter andern sind schöne Exemplare vom corsischen Granitello oder Augen-Granite darunter, die eine Mischung von milchweissem Feldspath und schwarzer Hornblende enthalten, und die schöne concentrische Zirkel bilden; eine der sonderbarsten, wo nicht der prächtigsten aller Felsarten. Es ist wohlbekannt, dafs nur ein einziger grofser einzeln liegender Block von dieser Substanz in Corsica gefunden worden ist; allein ich habe eine Stelle in

*) Es giebt Dinge, Horatio, im Himmel und auf Erden, wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läfst.

Shakespear.

Saussure's Alpenreise (Theil II. S. 316. 317. in Quarto) entdeckt, und Herrn Le Sage darauf aufmerksam gemacht, wo offenbar eben derselbe Stein beschrieben wird; Saussure fand ihn auf der Südseite des Mont Blanc, in weiten Massen auf dem Gletscher von Miage, nahe bey dem Mont Broglia, kurz vor der Allee Blanche, Cour moyeur und Mont Rouge. Ich gehe hier so ins Einzelne, weil ich glaube, daſs ein nachforschender und wohlhabender Reisender sich sehr belohnt finden würde, wenn er diese Massen auf ihre natürlichen Felsen zurückführen könnte. Saussure setzt hinzu, daſs ausser der Gattung mit concentrischen schwarzen Zirkeln, er auch noch andre mit gerade fortlaufenden schwarzen und weissen Linien bemerkt habe; von einer so genau bestimmten Zeichnung, als ob es eingelegte Arbeit gewesen wäre; wie auch andre mit den schönsten Zikzaken versehene. Aus Laets alter Abhandlung über die Steine (S. 167) scheint es, daſs die gestreifte Art auch auf der Insel des Monte Cristo im Meerbusen von Genua gefunden wird. Einer meiner Freunde, ein sehr geschickter Mineralog, der auf seinen wissenschaftlichen Reisen sich ein Cabinet aus dem Steinreiche gesammelt hat, das mit

jedem andern in Grofsbrittannien sich messen kann, (Herrn Greenvilles ausgenommen, dem das berühmte des Baron von Born zur Grundlage gedient,) war auch mit Herrn Le Sage der Meinung, dafs Saussure's Stelle entscheidend für die Identität dieser beyden sonderbaren und schönen Steinarten sey.

Die allgemeine Anordnung und Vertheilung dieses vortrefflichen Cabinets ist unterdessen nicht ohne allen Tadel; und Patrin hat in seinem neuen Wörterbuche der Naturgeschichte diefs nicht mit Unrecht bemerkt. Ohne seinen Spott gegen Herrn Hauy, einen Mann von grofsen Talenten und Einsichten, und vom liebenswürdigsten Character, beyzupflichten, mufs man eingestehen, die hölzernen Modelle von Crystallen könnten auf einem Tische besonders aufgestellt werden, ohne sich in die Reihe der wirklichen Naturproducte einzudrängen; noch weniger aber diese Werke aus ihren eigentlichen Stellen zu verdrängen. Auch könnte man von Herrn Hauy's Bescheidenheit vielleicht gefodert haben, dafs er, als Director des Cabinettes, nicht sein eigenes System und seine oft bestrittene und noch wirklich vielen Einwürfen ausgesetzte Nomenclatur hätte einführen sollen;

wenigstens aber von ihm wünschen, daſs er, mit dem würdevollen Miſstrauen des wahren Genius, Werner's allgemein in Europa bekannte und angenommene, der seinigen beygefügt hätte.

Viele der Exemplare dieser Stücke sind ausserdem auf so hohen Fächern ausgelegt, daſs es äuſserst unbequem fällt, sie zu untersuchen. Die beste Anordnung, die ich je bey einem groſsen Cabinette von Mineralien angetroffen habe, ist in dem *Hôtel des Monnoyes*, von dem guten Geschmacke des Directors desselben, Herrn Le Sage, angenommene; die Mineralien befinden sich in einem beträchtlichen Abstande von den Wänden, und liegen nicht höher, als daſs eine gewöhnliche Menschen-Länge sie erreichen kann; jedes davon ist überdem dem Fenster zugekehrt, und kann folglich mit aller Bequemlichkeit in Augenschein genommen werden. Ein andres Uebel bey diesem Cabinette ist indeſs das, daſs man, um die untersten Reihen der Mineralien zu untersuchen, sich bis zur Erde bücken muſs; wenn die Marmor-, Granit-, Porphyrarten, und anderes Gestein, das Politur zuläſst, gewissermaſsen Fuſsgestelle für die übrigen Mineralien ausmachten: so würde die Ordnung

und Einrichtung dieses Cabinets für ein vollkommenes Muster gelten können.

Ueber dem Mineraliencabinette findet sich die Gallerie mit den Vögeln, Fischen und Insecten; und am Ende dieses ein langes Zimmer, das die vierfüſsigen Thiere enthält. Allenthalben in Paris, und überhaupt in Frankreich, überrascht einen Fremden der Ueberfluſs an Spiegelglas; die breiten Stücken, die man hier in den gewöhnlichsten Häusern findet, würden bey uns als ein Schmuck der gröſsten Wohnungen der Vornehmen betrachtet werden können. In dieser bezaubernden Gallerie sind die Vögel mit ihrem glänzenden Gefieder in Schränken aufgestellt, die Thüren von dem breitesten Spiegelglas haben; so daſs die Wirkung davon eben so schön als groſs ist.

Die Conservateurs dieses Cabinets der Naturgeschichte, Herr Lucas und dessen Sohn, sind wegen ihrer äuſsersten Höflichkeit und Gefälligkeit gegen Fremde, der ehrenvollesten Erwähnung werth.

Dreyzehntes Capitel.

(Von Pinkerton.)

Zustand der Litteratur.

Es muſs billig Jedermann Wunder nehmen, daſs die Wissenschaften überhaupt so wenig während der schrecklichen Revolution gelitten haben, die Frankreich hat aushalten müssen. Gleichwohl, welch ein geistvolles Volk auch die Franzosen sind, und welche ausgezeichnete Fähigkeit sie für den Anbau der Wissenschaften und Künste besitzen, müſsten sich die unglücklichsten Folgen befürchten lassen, wenn der gewaltsame Zustand des Krieges, und die durch ihn nothwendig gemachte oder hervorgerufene Conscription, noch lange fortdauern sollte, durch die Jünglinge von achtzehn bis zwey und zwanzig Jahren aus allen

ihren Lernbeschäftigungen herausgerissen und der Armee einverleibt werden, die nie eine gute Schule für die Sittlichkeit und die Wissenschaften seyn kann. Der Meinung vieler unterrichteten Franzosen nach, hat daher die Gelehrsamkeit bereits eine Generation ihrer Zöglinge verlohren.

Von den Männern von Wissenschaft, die der Aechtung der Talente entrannen, war Villoison einer der vorzüglichsten. Er war vielleicht der erste Gräcist von Europa; wie Magliabechi ihn nannte, eine wandelnde Bibliothek dieser Sprache, sowohl des Alt- als Neugriechischen. Er ist vor kurzem an einem Gallenfieber gestorben, und als seinen Haupterben gaben sich ein Schuhschwärzeverkäufer und dessen Bruder, ein Schuhflicker, an, die beyde auf dem Pont Neuf ihr Handwerk trieben. Villoison hat indessen seit langer Zeit nichts Merkwürdiges herausgegeben; er begnügte sich damit, kleine Briefe und ziemlich unbedeutende Artikel in die gelehrten Journale, besonders das Millinsche Magazin dann und wann einzurücken. Da sein Gedächtnifs eben so stark als seine Lectür ausgebreitet war: so war sein Umgang höchst reich; unterdessen hatte er einen eines so

grofsen Mannes unwürdigen Tik: den, dafs er gern Manchem ihn Besuchenden beym Weggehn irgend einen unerwarteten Hieb versetzte, wohl wissend, dafs man nicht darauf gefafst wäre, ihn auszupariren. Er bewies dadurch, dafs man ein sehr grofser Grieche seyn, und dabey doch ein wenig von der Natur einer Frau Gevatterinn an sich haben kann.

Mit Villoison ist vielleicht, was man eigentlich tiefe Gelehrsamkeit nennt, in Frankreich für eine Generation wenigstens ausgestorben und zu Grabe getragen worden *).

*) Erstlich kann hier doch wohl nur von der Griechischen Litteratur die Rede seyn; und auf die den Begriff von „tiefer Gelehrsamkeit" zu begränzen . . . welch eine Eingeschränktheit! — Aber, wenn auch nur von griechischer Philologie die Rede ist, möchte Derjenige, der die Verdienste und Kenntnifsmasse der Herren Febure de Villebrüne, Corai's, Chardon de La Rochette, Gail, St. Croix, Du Theil, Caillard, und noch mancher andern Lebenden kennt, bey diesem fast ausschliefsenden Lobspruche auf Villoison, und der darauf gegründeten Nänie über Begrabung der Gelehrsamkeit, ein wenig sehr die Achseln zucken. —

Unterdessen fehlt es noch nicht an Männern, die im Lateinischen und Griechischen groſse Kenntnisse besitzen, und deren Nahmen die

Villoison war (Jedem das Seinige!) ein Litterator und Hellenist von dem stupendesten Gedächtnisse, *beatissimae memoriae!* der auch halbe Autoren auswendig wuſste, bey einem seltenen Worte oder Umstande, die Stelle oder das Buch, in dem das Gesuchte stand, der Pagina nach, nennen konnte; Wort-gelehrter, *Erudit* im höchsten Grade; aber wenn es auf Urtheil, gesichtete Critik, angewandte Critik, Geschmackanschauungen, groſse Resultate, ankam kurz, er war zu sehr Gelehrter aus dem gewöhnlichen Schlage der vorigen Jahrhunderte. Darüber werden die Wolfe, die Voſse, die Böttiger etc. nicht in Abrede seyn. Ueberdem aſs und schwelgte er stets nur für sich in seinen Büchern, ohne zu verdauen; sammelte, ohne zu ordnen, und vornehmlich, ohne . . wiederzugeben. So ist denn auch Alles mit ihm so gut wie verlohren gegangen, was er auf seinen Reisen in Griechenland Merkwürdiges erworben hatte, und was, auch nach seiner Weise nur, zusammengefügt, lehrreiche Materialien für die Wisschaft hätte abgeben können. Wie sehr muſs man dagegen den unermüdeten, oft so sehr verkannten Fleiſs und das Forschen Gail's

Nachkommenschaft schicklicher als ich in dieser meiner Schrift beurtheilen und richten wird.

loben, der, aufserdem was er beym Xenophon, Thucydides u. s. w., für die bessere griechische Litteratur leistet, mehr als irgend ein andrer der französischen Hellenisten der studirenden Jugend durch Elementarunterricht nützlich wird, und dazu beyträgt, dafs das heilige Flämmlein nicht erlösche; — wozu hilft der Welt das blofse *sibi scire? sibi sapere?* — Ausser dem Griechischen und der alten Philologie überhaupt, konnte Villoison nicht auf den Nahmen eines *Homme de lettres*, am wenigsten eines *Philosophe*, Anspruch machen. Abgesagter Feind der Revolution, die ihn freylich sehr unglimpflich behandelt hatte, hafste er vatinianisch Alles, was mit ihr in Grundsätzen etc. in Verbindung stand; ich erinnere mich noch wohl, mit welchem Achselzucken von Mitleid er über die Herausgabe der Condorcetschen Werke gegen mich sprach, die meiner Mitbesorgung anvertraut waren; ihm war's eine ausgemachte Sache, dafs man für itzt und für alle Zukunft Maculatur daran drucke. — Sonst — als Gelehrter aber, freylich sehr schätzenswerth; als Mensch, als Beförderer junger eminenter Köpfe, (er hat des Deutschen, Herrn Hase's Glück gemacht); als

In den orientalischen Sprachen hat der vortreffliche und bescheidne Sylvestre de Sacy in Frankreich keinen *), und in Europa wenige Nebenbuhler. Man mufs bedauern, dafs er seine Talente nicht auf irgend einen vorzüglich wichtigen Gegenstand richtet; ich empfahl ihm sehr warm, die Geschichte der Entdeckungen der Muhammedaner in Asien und Africa zu schreiben. Allein er schützte die grofse Anzahl von Manuscripten vor, die zu dem Ende zu Rath gezogen werden müfsten, und die Schwürigkeit, aus so sehr zerstreuten Materialien ein Ganzes zusammenzubringen. Die natürliche Antwort darauf war: dafs kein menschliches Werk gleich anfangs vollständig seyn kann; dafs jedes Unternehmen seinen Anfang haben müsse, und dafs, wie unvollkommen auch der erste Versuch von dieser

Rathgeber für Werke seiner Wissenschaft: mittheilend, seine Bibliothek eröffnend, gefällig und gut, wie fast alle Gelehrten dieser liebenswürdigen und offenen Nation sind.

*) Kann Pinkerton über *Langlès* Kenntnisse urtheilen? und über das Verhältnifs enscheiden, in dem dieses Orientalisten Wissen etc. zu des allerdings verehrungswürdigen Sacy's seinem steht?

Natur seyn möge, die Orientalisten in ganz Europa nachher zu der Vervollkommnung davon beytragen, und neue Quellen für die Erweiterung des Mitgetheilten, während des Fortganges ihres Studirens, auffinden würden. Wir wollen die Hofnung nicht fahren lassen, ihn doch noch einmal an diese Arbeit sich begeben zu sehen, und empfehlen dieses seinem durch das sanfteste Aeufsere noch geschmückten und erhöhten Talente so würdige Werk, hiermit öffentlich seiner Aufmerksamkeit.

In der Alterthumskunde zeichnen sich hier Millin, Cambri und einige wenige Andre aus. Cambri ist ein Schüler von Pelloutier, und ein warmer Bewunderer der Celten, die er, zur Ehre Frankreichs, als das älteste civilisirte Volk von Europa betrachten möchte; doch stockt es ein wenig mit ihm, wenn man ihn nach den Beweisen für diese behauptete alte hohe Cultur der Celten frägt. Er ist ein Mann von Vermögen, und war vormals Präfect des Departements der Seine und Oise; von dem er eine interessante Beschreibung in zwey Quartbänden bekannt gemacht hat; von manchen andern gedruckten Abhandlungen nichts zu sagen, die Kunst und Alterthümer zum Gegenstande haben. Ich brachte einen Theil

eines Tages bey ihm, auf einem angenehmen Landhause, zu, das er nahe bey der Wasserleitung von Arcueil besitzt. In seinem Garten ist ein zirkelrunder, auf hölzernen Säulen erbauter Salon; man sagt, einer der Pfeiler derselben, man weiſs aber nicht, welcher? enthalte Schriften und Protestationen der Girondisten, die sich hier zu versammeln pflegten, gegen die Maſsregeln ihrer Widersacher und nachmals Zerstörer, die Jacobiner.

Es ist in Frankreich, wie in America, darüber gestritten worden: ob das Studium der gelehrten Sprachen der Jugend zu wahrem Nutzen gereiche, und ob es für sie nicht vielmehr Vergeudung einer viel besser anwendbaren Zeit werde? Diese Frage, wie andre derselben Art, ist mannigfaltiger Modificationen fähig; und kann, je nach Verschiedenheit der Umstände, sich aus vielerley Gesichtspuncten betrachten lassen. Freylich bedarf ein Knabe, der Kaufmann oder Landwirth werden soll, sehr wenig der Kenntniſs des Lateinischen und Griechischen; allein, unter den gelehrten Professionen, kann doch z. E. ein Arzt oder ein Gottesgelehrter, der nicht Griechisch versteht, nicht anders als wie ein Unwissender erscheinen; und ohne

Kenntniſs des Lateinischen würde auch ein Rechtsgelehrter nicht sehr tief in Untersuchungen untertauchen können. Wenn ein Knabe eine besondere Anlage zu Erlernung dieser Sprachen zeigt, deren mächtig zu werden es bey Anwendung einer guten Methode überhaupt keine groſse Zankerey ist: so kann es ihm nie schaden, sie zu verstehen, und diese Kenntniſs wird und muſs ihm immer wenigstens Stoff zu unschuldigen Vergnügen, und Anlaſs zu schätzbarer Aufklärung werden. Aber freylich, Kinder ihre Gesundheit dabey aufopfern zu lassen, oder ihren guten Muth dadurch niederzuschlagen, daſs man ihnen den Unterricht darinn gleichsam als Arzeneydosen, ohne Gewiſsheit künftig für sie daraus zu entstehenden Nutzens, beybringt, ist höchster Widersinn. Wohl stärkt Sprachen-Erlernung das Gedächtniſs, und wird ein Reiz für die Aufmerksamkeit und Herrschaft über sich selbst; allein derselbe Vortheil kann auch auf anderen Wegen erreicht werden. Ueberhaupt sollten vor dem zwölften Jahre gymnastische Uebungen für die Jugend das Hauptwerk, wo nicht ihre einzige Beschäftigung, seyn; damit sie vor allen Dingen zu einer guten Gesundheit, dieser künftigen Grundlage jedes reineren

Geistes-Erwerbes, gelangten. Nach dem zwölften Jahre zeigt sich, wie das sich aus der Lebensgeschichte der meisten Menschen ergiebt, fast immer bey jungen Leuten ein ausgezeichneter Hang zu irgend einer Lieblingsbeschäftigung; und alsdann können, dieser Neigung nach, ihre Studien leicht eingerichtet und geleitet werden.

Diejenige Art der Litteratur, die die Franzosen *Belles Lettres* nennen, oder nach einem unschicklichen und lächerlichen, aus dem barbarischen Latein des Mittelalters herstammenden Kunstausdrucke, *Humanités;* und die Geschichte, Rhetorik, Poesie u. s. w. in sich fassen, hat ohne Zweifel in Frankreich an Land verlohren. Das erste seit dreifsig Jahren erschienene erträgliche Trauerspiel, sind Raynouards Tempelherren; der Verfasser derselben ist ein schon zur Reife gediehener Mann, der in seinem Portefeuille schon verschiedene andre dramatische Werke bereit liegen hat. Es erregte wenige Wochen vorher, ehe ich Paris verliefs, grofses Aufsehen, und ward wenige Tage vor meiner Abreise gedruckt. Beym Lesen kam mir die Wirkung davon schwächer, als bey der Aufführung vor; wenigstens gewann sie, durch die vorgesetzte

historische Abhandlung, in der der Verfasser die Unschuld der Tempelherrn darzuthun sich bestrebt, nicht an Stärke. Historische Wahrheit kann nie das Hauptaugenmerk bey einem Trauerspiele seyn; für die Tempelherren reicht es vollkommen hin, daſs das Drama, was ihren Märtyrertod zum Gegenstand hat, sie als unschuldig darstellte. Es ist eine der wenigen französischen Tragödien, die nicht an einer langweiligen Liebesintrigue kränkeln; und es sind Verse von groſser Stärke und wahrem tragischen Feuer darinn; man kann sagen, daſs es ein Product höheres Urtheils und Talentes sey. Die Vorstellungen davon waren so vollgepropft, daſs man um eilf Uhr Morgens schon Bedienten hinstellen muſste, Billets zu erhalten, und diejenigen, denen es an Leibeskraft fehlte, sich durch das Gedränge durchzuarbeiten, muſsten wohl zwey bis drey Stunden lang vor den Schauspielhausthüren stehen, hineinzukommen. Des caustischen Geoffroi's, (der das *Journal des Debats*, itziges *Journal de l'Empire* schreibt,) scharsinnige und witzige Critiken der ephemerischen Producte der französischen Bühne, verlohren hier ihre Wirkung, und er zum Theil seinen Credit durch seine duftigen

Häckeleyen über dieses Drama. Seine Feindschaft gegen Voltaire hat ihn unglücklicherweise verleitet, die Trauerspiele dieses Schriftstellers anzugreifen, die immer Götzenbilder für die öffentliche Verehrung bleiben; und die Freunde des neuen Verfassers bestürzte es eben nicht sehr, sein Werk neben denen von Voltaire getadelt zu sehen.

Delille fährt fort als Patriarch der französischen Dichtkunst betrachtet zu werden; indessen ward sein Gedicht: *la Pitié*, eben nicht mit grofsem Beyfalle aufgenommen, und als ein tückischer Versuch, alte Streitigkeiten wieder aufzuwärmen, getadelt. Die Franzosen haben so viel Blutvergiefsen und Staatsunfälle erlebt, dafs das Mitleiden unter ihnen zu Hause genug zu thun hat. Es erschien eine sehr bittere Satire gegen Delille, in der auseinandergesetzt ward, wie versatil er in seinen politischen Meinungen gewesen sey, in der man ihm seine Gewinnsucht in Wuchern mit seinen Versen, seine bey manchen Gelegenheiten gezeigte Marktschreyerey u. s. w. vorwarf; sogar (was aber nur Unwillen gegen den Verfasser der Schmähschrift erregte,) seiner häuslichen Schwächen nicht verschonte und die Ziererey lächerlich machte, von der

er freylich nicht frey zu sprechen ist. Man glaubt, daſs die Polizey, sonst eine natürliche Feindinn des Mitleids, doch am Ende diesem boshaften Producte Einhalt gethan habe. Gegenwärtig giebt es in Paris keine Büchercensoren; wenn unterdessen gewisse Stellen in Schriften der Regierung miſsfallen: so werden die Werke auf höheren Befehl beschnitten, und wenn solche Stellen sich in zu zahlreicher Menge finden, wohl die ganze Auflage, zum groſsen Schaden für die Buchhändler, confiscirt. Unterdessen fahren Delille's öffentliche Vorlesungen fort, mit groſsem Beyfalle besucht zu werden; und wirklich liest er auch mit so vieler Gewandtheit und Elocution, daſs die Eintönigkeit seiner Verse, deren Hauptverdienst Eleganz ist, und die sich nie bis zur Schöne der Erhabenheit emporschwingen, beym Reize des Hersagens von ihm selbst, verschwindet.

Noch verschiedne andre kleinere Gedichte sind in den letzten Zeiten erschienen, und haben sich einen ephemerischen Ruf erworben. Ein gewisser französischer Chatterton (Van der Bourg) ist aufgestanden, und hat einen kleinen Band unter dem Titel: Clotildens Poesien, herausgegeben, deren Urheberinn

eine Dichterinn seyn soll, von der angenommen wird: sie habe im vierzehnten Jahrhunderte gelebt. Aus ihrer älteren Dichtkunst besitzen die Franzosen sehr wenige Romanzen, oder was wir Balladen nennen. Pigault le Brun hat in seiner excentrischen Novelle: *la folie espagnole*, eine Sammlung dieser Art: *Le Cantique de Marseille* benannt, bekannt gemacht; sicher eines der seltensten Bücher in französischer Sprache, da weder De Bure, noch Van Prat es jemals gesehen haben; obgleich Chardin mir sagte, daſs er es einst besessen. Wahrscheinlich ist es eines von den Volksschriftchen, die unter Landleuten und dem gemeinen Gesinde cursiren, und wovon die Exemplare durch den tagtäglichen und sorglosen Gebrauch vernutzt, den Litteratoren aus der Kunde gekommen und verschwunden sind.

An Zahl der jährlich bekanntgemachten Romane übertrifft Engelland, wie man glaubt, alle andere Länder in Europa zusammengenommen. Nur muſs bedauert werden, daſs auf diese Art Werke, die den Geist der Frauenzimmer verkehren und verderben, und sie zu allen wahren Geschäften und Pflichten des Lebens unfähig machen, nicht eine hohe Taxe

gesetzt ist. Tägliche und gewöhnliche Genüsse werden für einen durch die reichen Brühen der Erfindung verwöhnten Gaumen gänzlich schaal und geschmacklos. Die hochfarbigten Gemählde in Romanen gewöhnen die Einbildungskraft, immer alle Dinge rosenfarb finden zu wollen, und zu vergessen, wie vielen Gebrechlichkeiten die arme menschliche Natur unterworfen ist. Welcher Roman hat wohl je seine Heldinn mitten in ihrer Herzensseligkeit und goldnen Phantasieträumen plötzlich von einem Anfalle von Zahnweh ergriffen gezeigt? In Paris hört man nicht selten wohlerzogene Frauenzimmer, treue Weiber und zärtliche Mütter, erklären: dafs sie nie in ihrem Leben einen Roman gelesen haben; sie beschäftigen sich dafür lieber in ihren freyen Stunden mit Geographie, mit Lectüre von Reisebeschreibungen und Geschichte. Diefs mag auch wohl zum Theil daher rühren, dafs die Romane ihrer Nation oft so sehr frey geschrieben sind, dafs ein sittsames Frauenzimmer sich schämen würde, zu gestehen, jemals mit solchen Büchern Bekanntschaft gestiftet zu haben. Der Verfasser des Genius des Christenthums, Chateaubriant, hat vor kurzem eine kleine Erzählung, Attala, erschei-

nen lassen, die seit Bernhardin de St. Pierre's Paul und Virginie, von deren Styl jenes Werk eine sichtbare Nachahmung ist, (welches beweist, daſs sein Urheber mehr zu den empfangenden und gebährenden, als zu den zeugenden und schaffenden Geistern gehört,) unter den dortigen kürzlich erschienenen Schriften dieser Art den entschiedensten Beyfall sich erworben hat. Vor zwey Jahren machte St. Pierre einen Subscriptionsplan auf eine prächtige Edition dieser seiner interessanten Erzählung bekannt, um seine Finanzen wieder herzustellen, die durch das Faillit eines Kaufmanns, dem er den gröſsten Theil seines Vermögens anvertrauet hatte, in Unordnung gekommen waren; allein der Preis war so hoch hinaufgeschroben worden, daſs es damit nur sehr langsam von Statten ging. Dieser Schriftsteller ist überhaupt in der Gesellschaft nicht sehr geschätzt, weil er, wie so viele andre Empfindungen-Krämer, dramatische und romanische, sehr wenig Gefühl im menschlichen Leben gezeigt hat, und seine Aufführung gegen seine nicht sehr lange verstorbene Frau ein Gegenstand der allgemeinen Verdammung gewesen ist.

Unter den Romanen, die während meines

Aufenthalts in Paris erschienen, und am meisten Gespräche veranlafsten, war die Delphine von Necker's Tochter, Madame Stael, unstreitig der vornehmste; sie ward aber bey weitem mehr gelesen, als gelobt. Die Gefahren, deren die Heldinn ihren Ruf aussetzt, waren so freywillig übernommene, und die Catastrophe der Geschichte so anstössig tragisch, dafs niemand sich zum zweyten Male an die Lectüre davon begeben mochte. Ueberdem ist sie voller Prose, oder langweiliger Redseligkeit, die, scheint es beynah, an der Verfasserinn ein Familienfehler seyn mag; denn alle Werke ihres Vaters und ihrer Mutter kranken daran, und man wird ein gewaltiges Jücken, weise zu seyn, wenn sie es . . könnten, darin gewahr. Madame Stael zeigt überall, in der Delphine und andern ihrer Schriften, Selbsterstaunen über ihre Kenntnisse und Wissenschaft; und tischt dem Publico die alltäglichsten Bemerkungen mit einer solchen Kraftanstrengung auf, dafs einen die Manier ihres Buches oft nicht minder als der Stoff desselben anekelt.

In der Geschichte haben sich die Franzosen niemals sehr hervorgethan! Doch hat kürzlich Herr von Segur der Aeltere eine Geschichte

von Frankreich versprochen, von der man einige vortheilhafte Erwartungen hegt. Die Glorie der neuern französischen Litteratur beruht hauptsächlich auf ihren Arbeiten in der Naturgeschichte und Philosophie; und viele davon sind schon hinlänglich in Engelland bekannt; man weiſs, daſs der Werth eines französischen Werks hauptsächlich durch den Beyfall, den es bey uns erhält, erprobt wird. Der gegenwärtige Zustand der Litteratur in Frankreich bietet indeſs ein so weites und fruchtbares Feld für Bemerkungen dar, daſs wir wahrscheinlich in einem künftigen Capitel noch wieder darauf zurückkommen werden.

Vierzehntes Capitel.

(Von C. F. Cramer.)

Romane. Bernhardin de St. Pierre. Französische Geschichtschreiber.

Die Erfindung einer besondern Auflage auf Romane gehört gewiſs genug zu den der *camera, mala bestia* bisher noch unbekannt gebliebenen Entdeckungen.

Die Engelländer hätten doch, dächte ich, der Taxen die schwere Menge genug, daſs man nicht noch sich die Seiten zu schlagen (*se battre les flancs*) brauchte, um ihre Cameralisten auf Erfinden von noch neuen Aussäugungen zu helfen, und Gefälle von einem so unschuldigen und — ja! — so nützlichen als angenehmen Geistesvergnügen, wie das Lesen der Darstellung des menschli-

chen Lebens in seinen wirklichen und möglichen Ereignissen in dichterischer Erfindung ist, sie erheben zu lassen. Weiſs denn Pinkerton nicht, daſs es in dieser Gattung sowohl, wie in allen andern der Werke zum Nutzen und Vergnügen, wenn man diese triviale Distinction gelten lassen will, höchst vortreffliche, Nutzen, ja! — Nutzen! stiftende, belehrende, und auf die edelste Weise vergnügende, Werke, als schlechte, verderbliche und langweiligende Machwerke giebt? Einem Britten, dächte ich, brauchte man es nicht zu sagen, daſs die nie erreichbaren Richardsone, Fieldinge, Yorike, ewige Ehren der Menschheit sind, und dem litterarischen Ruhme einer Nation eben sowohl, als die Homere, Virgile, Miltone, Robertsone, Gibbone, unsterblichen Glanz mittheilen!.... Und diese wollte er also eben so gut wie ein Stück Tuch oder ein Faſs Portwein mit Accise beschatzt wissen? Es ist hier nicht der Ort, eine Abhandlung über den möglichen Nutzen und Schaden der Romane zu schreiben; zu zeigen, wie man die unausweichliche Coexistenz der schlechten Waare neben der guten, das Unkraut unter dem Weizen dulden muſs: weil es sich einmal nicht ändern läſst, und

die verschiednen Gaumen der verschiednen Leser von einer grofsen Mannigfaltigkeit sind. Es versteht sich von selbst genug, dafs ein Vater und Erzieher, dem die künftige Sittsamkeit und Häuslichkeit seiner Töchter etc., am Herzen liegt, so viel es ihm möglich ist, die Wahl ihrer Lectüre auch in diesem Fache leiten, und das Schädliche von ihren Seelen entfernen wird. Aber ich gestehe, es wird mir immer ganz wabbelig und flau ums Herz, wenn ich sonst so denkende und urtheilsvolle Schriftsteller, als dieser Pinkerton, sich in solchen (sie erheischten eigentlich strengen Zoll!) Gemeinplätzen, über das Schädliche des Romanlesens herumtreiben, und so höchst abgedroschne moralisirende Alltagsgeschwätze darüber debitiren lese. Zeigen gewisse Romane das menschliche Leben rosenfarb: so mahlen andre es wieder, sollte man meinen, so kohlenrabenmohrenbrandschwarz, als nur möglich; einige ermahnen zur Tugend und Sittsamkeit und zu aller Pflichten Erfüllung, so wie Andre zu phantastischen Ideen, Wollust und Zügellosigkeit verführen. Uebrigens läfst es sich gar sehr bezweifeln, ob die Engelländer an dieser Art Geistesproducte die reichste aller

Nationen sind; Deutschland ist mit ihnen an gesegneter Menge gesegnet genug; in Paris giebt es ausser den zufällig ihre Werke dieser Art bekanntmachenden Autoren und Verlegern, eigne Buchhändler, als Pigorreau, Barba etc., die nichts als Romane schockweise herausgeben; man findet sie in kleinen Bändchen zu zehn Sols, mit guten und schlechten Küpferchen versehen, in allen fixen Läden und ambulanten *Etau's* die Käufer allenthalben einladen; der Franzosen Pigaults le Brün, die Mesdames Cottin, Genlis, Flahaults, Colleville etc., sind eben so federfertige Romanenfexe und Romanenfexinnen, als nur je die deutschen Spiefse, Cramer, und englischen Radcliffe, Burney's etc., seyn können; der unendlichen Uebersetzungen, die aus dem englischen und deutschen Vorrathe erscheinen, nicht zu gedenken; Beweises genug, dafs Romane hier sowohl wie anderwärts Leser finden, und ein unverschmähtes Futter besonders für die Weiber ausmachen. Unter einer so aufgeklärten Nation mufs es natürlich viele Frauenzimmer geben, die auch von gründlicherer Geistesspeise geniefsen; indessen, wenn man die Beschaffenheit der pariser Lesebibliotheken kennt, die fast kein einziges Buch,

als solche ältere und neuere Romane enthalten: wird man eingestehen müsen, dafs jene ersteren Damen, so wie die treuen Gattinnen und zärtlichen Mütter, die solche „Brühen der Erfindung" unangerührt lassen, auch hier unter die ziemlich seltenen Erscheinungen gesetzt zu werden verdienen.

Von den Gerüchten und Vorwürfen gegen Bernhardin de St. Pierre, deren Wiedererzählung doch wohl auch zu der kleinen Anecdotenjägerey schädlicher Gattung gehört, die in der Vorrede unseres Buches an andern Reisebeschreibern getadelt wird, (so sehr bey allen Menschen: *alterius spectatur mantica tergo!*) habe ich nichts gehört; gewifs aber ist's, dafs jene prächtige Edition von dem lieblichen Paul und Virginie, den mein Freund Blanvillain ins Italienische übersetzt hat, seitdem zu Stande gekommen ist. St. Pierre gehört sonst allerdings zu den beliebtesten Schriftstellern der Nation, und seines Styls wegen, der an Reichthum und Glanz der Details sich beynahe zur Poesie erhebt, indem er dabey von der gröfsten Reinigkeit und Fülle ist, — mit Recht! Sein Subscriptionsplan, indem er zu sehr jammerte, erregte freylich Mifsfallen; allein das Loos eines

Schriftstellers ist auch sehr unglücklich, der sein mühsam durch Geistesarbeit erworbenes Vermögen so in den Feuersbrünsten der Handlung in Rauch aufgehen, und Armuth seiner alten Tage entgegen sieht. Ganz unterdeſs verlohr er sein Vermögen nicht in oberwähnter (Rasuretschen) Faillite; es wurde ihm ein artiges Landhäuschen in einem Dorfe *Eragny* abgetreten, wo er, ein Siebziger itzt, nahe bey Pontoise, mit seinen Kindern und seiner zweyten jungen Frau, die er als deren Gouvernante geheirathet hat, lebt; ich habe ihn noch vor kurzem Blanvillains *Distribution des Prix* in seiner *Ecole sécondaire* beywohnen sehn, wohin er zu Fuſs, eine halbe Meile — ein frischer Greis! — spaziert gekommen war. Seit einem Jahre genieſst er einer artigen Sinecur; einer Pension von 6000 Livres, als Bibliothecar des Prinzen Louis, itzigen Königs von Holland. Dieser hatte ihn kommen lassen, und ihm sehr freundlich gesagt, daſs er bey Einrichtung seiner *Maison* etwas Angenehmes für ihn zu thun wünschte. Der Dichter hatte scherzend, erzählt man, geantwortet: „sein einziges Verlangen in seinem „Alter sey, bey dieser Gnade *pour quarante* „*sols Liberté* zu genieſsen;“ *otia libertina*,

die ihm denn lächelnd mit obiger Pension und Stelle bewilligt worden sind. —

Auch ist es mir etwas ganz Nagelneues gewesen, zu lesen: dafs die Franzosen in der Geschichte nie excellirt haben sollen. Nicht ihrer unendlich zahlreichen, trefflichen Memoiren zu gedenken, eine Gattung geschichtlicher Werke, in der die Engelländer, vergleichungsweise gegen sie, nur arm sind, die aber um so viel mehr zu zählen verdient, je wahrere Darstellung der Wirklichkeit sie giebt, und minder als ganze *History's of . . .* uns gefährdet, oft nur (wie bey *Hume*) partheyische *Tableaux* und Romane zu sehn, denen jene Materialien zur Grundlage dienten, Systeme und Factionsgeburten darauf zu pfropfen —; ohne die Anquetil's, Gaillard's und so viele Andre anzuführen, die mit Ehre den Griffel der Clio geführt: so möchte ich nur die eine Frage thun: ob denn Voltairens, des Vaters der bessern Geschichte, Arbeiten unserm Verfasser niemals zu Gesichte gekommen sind? Es ist hier sicher nicht an der unrechten Stelle, um des Engelländers doch gar zu übertriebenen Nationalstolz in seinem Aufkochen durch ein wenig Hirschhorn niederzuschlagen, die Stelle

herzusetzen, in welcher Condorcet sich, mit seinem gewöhnlichen überschauenden Geiste, über die Verdienste des Apostels der Wahrheit, auch in dieser Gattung, ausgelassen hat.

„Im Jahre 1757 (sagt er) erschien die erste Ausgabe der Werke Voltairens, die unter seinen Augen gemacht worden ist. Er hatte Alles mit einer strengen Aufmerksamkeit durchgesehen; eine erleuchtete, aber kräftige Wahl unter den zahlreichen, seiner Feder entflossenen flüchtigen Arbeiten getroffen, und seinen unsterblichen *Essai sur les moeurs et l'esprit des nations* hinzugefügt."

„Lange hatte er sich darüber beklagt, daſs, und besonders bey den Neueren, die Geschichte der Länder nur die ihrer Könige und Oberhäupter war; daſs sie nur von Kriegen, von Verträgen, oder von bürgerlichen Unruhen redete; daſs die Geschichte der Sitten, der Künste, der Wissenschaften, die der Gesetze, der öffentlichen Verwaltung, fast ganz vergessen worden. Selbst die Alten, bey denen man noch am meisten Einzelnheiten über die Sitten, über die innere Politik findet, haben gewöhnlich nichts gethan, als zu der Geschichte der Kriege noch die der Volks-

partheyungen hinzuzufügen. Man sollte glauben, wenn man diese Historiker liest, das menschliche Geschlecht sey nur dazu geschaffen worden, die politischen oder militairischen Talente einiger Individuen schimmern zu lassen; und die Gesellschaft habe nicht das Glück der ganzen Gattung, sondern das Vergnügen zum Gegenstande, Revolutionen zu lesen und zu erzählen."

„Voltaire schuf sich den Plan einer Geschichte, in der man dasjenige fände, was den Menschen zu kennen am Wichtigsten ist; die Einflüsse nämlich, die auf die Ruhe oder das Glück der Nationen, die Vorurtheile, die Aufklärung, die Tugenden oder die Laster, die Gebräuche oder die Künste der verschiedenen Jahrhunderte gehabt haben."

„Er wählte den von Carl dem Groſsen bis an unsere jetzigen Tage reichenden Zeitraum; schränkte sich aber nicht bloſs auf die europäischen Nationen ein, sondern gab einen eben so anziehenden als lehrreichen Abriſs auch von den andern Theilen des Erdkreises, den Umwälzungen, die sie erfahren haben, und den Meynungen, die sie regieren. Er hatte diese unendliche Arbeit, welche ihn gelehrte Untersuchungen anzustellen zwang,

die man mit der Beweglichkeit seiner Einbildungskraft und der Lebhaftigkeit seines Geistes für unverträglich hätte halten sollen, unternommen, um Madame Duchâtelet mit dem Studio der Geschichte auszusöhnen. Der Gedanke, nützlich zu werden, stärkte ihn; und die Gelehrsamkeit konnte für einen Mann nichts Langweiligendes haben, der am Lächerlichen sich belustigend, und den Scharfsinn besitzend, es aufzufassen, in den speculativen oder practischen Abgeschmacktheiten unserer Väter, so wie in der Albernheit Dererjenigen, die sie uns übermacht, oder sie commentirt, oder mit einer gleich belachenswerthen Treuherzigkeit und Heucheley bewundert hatten, eine unerschöpfliche Quelle dieses Lächerlichen fand.“

„Ein solches Werk konnte den Beyfall nur von Philosophen erhalten. Man beschuldigte ihn: er sey ins Läppische verfallen, weil er deutlich war, und ohne zu ermüden sich lesen liefs; man behauptete: er sey ungenau, weil man Nahmen- und vollkommen unwesentliche Datumsirrthümer in ihm fand, ob es gleich durch die Vorwürfe der Tadler selbst, die über ihn aufs erbittertste hergefahren sind, dargethan ist, dafs niemals in einer Geschichte von

solcher Ausdehnung ein Historiker mehr Treue bewiesen habe. Man hat ihn oftmals der Partheylichkeit beschuldigt, weil er sich gegen Vorurtheile erhob, deren Kleinmuth und Niederträchtigkeit man allzulange geschont hatte; und leicht ließe es sich zeigen, daß er, weit entfernt, die Verbrechen der priesterlichen Zwingherrschaft zu übertreiben, vielmehr ihre Zahl kleiner dargestellt, als sie wirklich ist, daß die Ungeheuerheit derselben von ihm gemildert worden. Endlich hat man es übel gefunden, daß er in diesem Gemählde der Gräuel und Thorheiten nicht immer ernsthaft von den menschlichen Ausschweifendheiten geredet; als ob sie deſswegen aufhörten, lächerlich zu seyn, weil sie oftmals gefährlich gewesen sind."

„Diese Vorurtheile, an deren Verbreitung mächtige Staatskörper ein Interesse fanden, sind noch nicht zerstört. Die Gewohnheit: fast immer Schwerfälligkeit mit Genauigkeit vereinigt zu sehen; neben den Entscheidungen der Critik das geschmacklose Gerüst zu finden, dessen man sich hatte bedienen müssen, zu jenen Resultaten zu gelangen, hat gemacht, daß man nur das für genau hält,

was das Gepräge der Pedanterey trägt. Man ist gewöhnt, Langeweile eben so unzertrennlich von historischer Treue zu sehen, als die schwarze Farbe von dem Berufe gewisser Leute. Ueberdem sind auch Männer von Geist eben nicht sehr eitel auf ein Verdienst, das auch Dummköpfe mit ihnen theilen können; man glaubt, sie hätten es nicht, weil sie allein sich desselben nicht rühmen. Vielleicht dürften bald die Reisen des jungen Anacharsis diese allzusehr in Ansehen gestandene Meynung zerstören."

„Allein Voltairens Versuch wird immer für Jeden, der seine Vernunft üben will, eine sehr liebliche Lectüre, wegen der Auswahl der von ihrem Verfasser dargestellten Gegenstände, wegen der Schnelle (*rapidité*) seines Styls, wegen der Liebe zur Wahrheit und der Menschheit, die auf allen Seiten dieser Werke herrscht; endlich wegen jener Kunst seyn, anziehende Contraste aufzustellen, unerwartete Vergleichungen zu machen, ohne ins Unnatürliche oder Gesuchte zu verfallen, und in einer stets einfachen Schreibart grofse Resultate und tiefsinnige Gedanken auszudrücken. Der Verfasser läfst uns nicht

eigentlich die Geschichte der Jahrhunderte langsam mit sich durchwandeln, sondern uns nur das davon genieſsen, was man gern aus dem Lesen derselben behalten, und woran man sich mit Vergnügen wieder erinnern mag.“

„Wenige Bücher könnten nützlicher in einer vernünftigen Erziehung gebraucht werden. Die Jugend würde mit den Thatsachen zu gleicher Zeit die Kunst lernen, sie richtig ins Auge zu fassen und zu beurtheilen; sie würde ihre Vernunft in ihrer natürlichen Unabhängigkeit dabey üben lernen, ohne die sie nichts als das knechtische Werkzeug der Vorurtheile ist; sie würde lernen, den Aberglauben verachten, die Schwärmerey fürchten, die Unduldsamkeit verabscheuen, die Tyranney hassen; hingegen den Frieden und jene Milde der Sitten lieben, die zum Glücke der Völker eben so wesentlich, als weise Gesetze, beyträgt.“

„Bisher lernten, in der öffentlichen oder Privat-Erziehung, die sämmtlich nur von Vorurtheilen geleitet wurden, die jungen Leute nichts als die durch verächtliche oder aber-

gläubische Stoppler entstellte Geschichte. Wenn seit der Bekanntmachung des voltairischen Versuchs zwey Schriftsteller, der Abbé Condillac und der Abbé Millot, verdient haben, nicht mit unter diese Classe begriffen zu werden: so haben sie doch, durch ihren Stand eingeschränkt, allzuviel zu errathen übrig gelassen; damit man aus ihnen den gehörigen Unterricht schöpfen könne, muſs man nicht mehr nöthig haben, mit ihnen zu lernen.“

„Dieses Werk stellte Voltairen in die Reihe der Originalgeschichtschreiber; und er hat der Ehre genossen, in der Art die Geschichte vorzutragen, eine Revolution hervorgebracht zu haben, von der Engelland bisher fast allein Nutzen gezogen hat. Hume, Robertson, Gibbon, Watson können, in gewissem Betracht, als aus seiner Schule hervorgegangene Schriftsteller betrachtet werden. Voltairens Geschichte gewährt uns noch einen andern Vortheil; den, daſs sie in Engelland wie in Ruſsland, in Virginien wie in Bern und in Venedig, gelehrt werden kann. Ihr Verfasser hat weiter nichts als jene Wahrheiten darinn

aufgestellt, über die alle Regierungen einstimmig seyn können: man kränke nur der menschlichen Vernunft nicht ihr Recht, sich aufzuklären; der Bürger geniefse nur seiner natürlichen Freyheit; man gebe nur milde Gesetze; die Religion sey nur duldsam: weiter geht Voltaire nicht. Er wendet sich an alle Menschen, und sagt ihnen nichts Andres, als was sie erleuchten kann, ohne jene Meynungen aufzuregen, die mit den Verfassungen und Interessen eines Landes in Verbindung stehen, und defshalb der Vernunft nicht weichen können, so lange nicht die Zerstörung noch allgemeinerer Irrthümer ihnen einen leichteren Eingang wird eröffnet haben."

Diese Betrachtungen Condorcets über Voltairens Verdienst als Geschichtschreiber billigen Beurtheilern von Frankreich wieder einmal vor Augen zu bringen, dürfte auch in Deutschland sogar nicht unzeitig seyn, wo jenes Verdienst oftmals so höchst unwissend und ungerecht, selbst von ausgezeichneten Schriftstellern, verlästert worden ist.

Als eines der neuesten Hervorbringnisse der französischen Geschichtsmuse, von dem

Pinkerton nicht hätte schweigen sollen; und das um so viel mehr seinen Preis verdiente, je schiefer und burkischer gewöhnlich die Darstellungen gewesen sind, die man der Nationalfeindschaft des englischen Publicums gegen das französische, in dem Geiste unserer Girtanner und der hundert und drey Revolutionsgeschichtschreibern unter uns Deutschen, dargereicht hat, mufs man die in den letzten Jahren bey Treuttel und Würz herausgekommene Geschichte der Regierung der gesetzgebenden Versammlung und des Conventes, nennen. Ein wenig Republicanism mehr würde ihr freylich nicht schaden; allein La Cretelle der Jüngere, der, indem er sie schrieb, ziemlich in die Fufsstapfen Rabaud de St. Etienne's, welcher zu diesen kurzen Abrifs zuerst die Idee gehabt, getreten ist, hat sich und seinem Talente dadurch ein Denkmahl errichtet, das nicht genug gelobt werden kann. Sie vereinigt Geist der Mässigung, Wahrheitsliebe, im Ganzen genommen sehr philosophisches und liberales Urtheil, mit vieler Gewandheit, Leichtigkeit und Eleganz des Styls; schweift nie, weder auf der Seite des zu Vielen oder zu Wenigen aus, und giebt ein eben so lebendiges als über-

legtes Gemählde von Begebenheiten, die wenigen Jahren das Interesse von Jahrhunderten ertheilen. Man erwartet mit grossem Verlangen von eben demselben Verfasser die Fortsetzung, die die Geschichte der Regierung des Directorii enthalten, und seine Arbeit zu gleicher Zeit beschliefsen wird, weil er die Begebenheit des achtzehnten Brümaire, mit allen den wichtigen Folgen, die sie nach sich gezogen hat, als den Schlufs der Revolution betrachtet.

Funfzehntes Capitel.

(Von Pinkerton.)

Die National- oder kayserliche Buchdruckerey, Buchdrucker und Buchhändler.

Die alte königliche Buchdruckerey befand sich im Louvre-Pallaste; ein Umstand, der gleicherweise der Kunst und den Königen zur Ehre gereicht. Eines ihrer edelsten und wichtigsten Producte ist die daraus hervorgegangene Sammlung der byzantinischen Geschichtschreiber gewesen. Selbst verschiedne dieser Monarchen haben es nicht verschmäht, als Schriftsteller sich zu zeigen. Ludwig der XIV. liefs eine von ihm gemachte Uebersetzung eines Theils der Commentarien Cäsars darinn drucken, so wie sein Nachfolger eine von ihm geschriebene Nachricht über die Flüsse in

Frankreich. Der letzte unglückliche Ludwig XVI. war vorzüglich in der Geographie stark bewandert, und setzte, wie man mich versichert hat, eigenhändig die Instructionen auf, die der Weltumsegler La Peyrouse auf seine Reise mitbekam, und die man seiner Beschreibung derselben vorgesetzt findet. Auch war dieser König, bis auf die gröſsten Kleinigkeiten, mit der Topographie bekannt; auf seinen Jagdparthieen war es eines seiner Vergnügen, die kleinsten Fehler auf der Jagdcharte zu verbessern, die er immer bey sich trug; dieſs hat mir einer von den bey diesen berühmten Charten gebrauchten Kupferstechern erzählt, und mich zugleich versichert, daſs er mehrere Male etwas darinnen nach den eigenen Verbesserungen des Königs verändert habe. Diese Charten der königlichen Jagden sind dafür bekannt, die gröſsten Meisterstücke an feiner Arbeit zu seyn, die man nur sehen kann; keine Unkosten wurden dabey gespart. Es sind deren ursprünglich zwölfe gezeichnet, nur aber achte vor der Revolution gestochen worden; die übrigen viere sollen noch mit gleicher Schönheit ausgeführt werden. Der Hauptkupferstecher in Landcharten ist Tardieu der Aeltere, ein Künstler von groſsem Verdienste

und liebenswürdiger Bescheidenheit. Er hat gewöhnlich sehr viel auf dem *Depôt de la Guerre* zu thun, wo immer eine beträchtliche Anzahl vortrefflicher Ingenieurs, Zeichner und Kupferstecher in Arbeit gesetzt werden.

Während ich mich in Paris aufhielt, wurde ein Bändchen unter dem Nahmen Ludwig XVI. bekannt gemacht, das er, indem er unsere Sprache erlernte, geschrieben. Es ist eine Uebersetzung von Walpole's historischen Zweifeln über die Lebensgeschichte unseres Königs Richards III.

Seit der Revolution hat die königliche Buchdruckerey diesen Nahmen verlohren, und ist nach dem *Hôtel de Penthièvre* verlegt worden, einem weitläuftigen Gebäude nahe bey der *Place des Victoires*, das vormals der Pallast des Herzogs jenes Nahmens und seines zahlreichen Hofstaates war. Die Schlafkammer seiner Schwiegertochter, der unglücklichen Prinzessinn von Lamballe, macht noch jetzt eines von den Arbeitszimmern darinn aus, und der Alkoven ihres Bettes, mit Stukkaturarbeit in Weifs und Gold, wie das übrige Gemach, ist noch unverändert geblieben.

Die itzige kayserliche Buchdruckerey beschäftigt ungefähr vierhundert Arbeiter, und

einige hundert Arbeiterinnen, welche die hier auf Befehl der Regierung gedruckten Exemplare der Gesetze falzen und heften. In Fällen, wo eine schnelle Expedition erfoderlich ist, wird nicht allein mit dem Drucke aller blos litterarischen Arbeiten alsdann inne gehalten, sondern noch überdem eine Anzahl Setzer und Drucker angenommen, die Tag und Nacht arbeiten müssen. Diese Einrichtung ist nicht ohne Nachtheil, weil dadurch oft Aufschub im Drucke litterarischer Werke entsteht; viel besser wäre es, dafs eine bestimmte Anzahl Arbeiter dabey angestellt wäre, die niemals von jener Beschäftigung feyerten.

Die Menge der Gesetze, Decrete, Urtheilssprüche, Urkunden, Etiquetten, und officiellen Briefe und Artikel, Memoriale, Listen, Tableaux, so diese Buchdruckerey fertigt, übersteigt beynahe allen Glauben; sie werden mit eben so groſser Schnelligkeit als Eleganz gedruckt. Wofern ich mich recht erinnere, waren eben damals a c h t verschiedne Abdrücke des Civil-Codex, den öffentliche Beamte und andre Personen von groſser Geschicklichkeit durchsahen, im Gange, die alle nachher wieder vernichtet wurden, ehe die endlich für

das Publicum ausgegebene Auflage erschien. Die Vollendung des Criminal-Codex verzögert sich noch immer; und man erwartet den für das gerichtliche Verfahren mit Ungeduld, da die gesetzlichen Formen, oder vielmehr Aufhalte, noch eben so zahlreich und plagerisch sind, als sie es zu den Zeiten der Monarchie waren.

Der letzte würdige Director dieser Buchdruckerey, Herr Laveron, war ein rechtschaffener aber hypochondrischer Mann; er wollte sich in Nichts auf seine ihm untergeordneten Prote *) und Schreiber verlassen, und gerieth über die mit seinen vielfältigen Geschäften vermachte Responsabilität so sehr in verzagende Verzweiflung, daſs er in einem solchen Anfalle von Schwarzblütigkeit eines Tages einen Satz aus dem offenstehenden Fenster des Wohnzimmers nahm, sich in den Hof herabstürzte, und wenige Stunden darauf, als ein Opfer seines Eifers, den Geist aufgab. Sein Nachfolger, Herr Marcel, war anfänglich

*) Prote — (kömmt her von dem griechischen πρῶτος,) heiſst das in französischen Buchdruckereyen, was wir in deutschen den Faktor nennen.

Vorsteher der französischen Buchdruckerey, die nach Cairo mitgenommen ward, und dort die Arbeiten des egyptischen Nationalinstitutes druckte; er ist des Arabischen nicht unkundig, in dem er auch Lockmans Fabeln herausgegeben hat, ein Specimen seiner orientalischen Kenntnisse abzulegen. Diese Stelle, die des Jahrs wohl, mit dem Salar und den *Epices* oder *Tours de bâton*, gegen ein dreissigtausend Livres, sagt man, abwerfen kann, wurde, wie sich leicht denken läfst, Ziel der Bewerbung der ältesten und ersten Artisten in diesem Fache; Didot und andre trachteten darnach, und arbeiteten Tag und Nacht, sich Empfehlungen zu verschaffen; allein der Kayser, auf dessen Gunst es einer der ersten Ansprüche ist, mit ihm in Egypten gewesen zu seyn, entschied, zu aller jener sehr getäuschten Hoffnung, für den blutjungen thätigen Mann, den er selber gekannt und beobachtet hatte, und dessen Glück dadurch auf Einmal sehr ausgezeichnet gemacht war.

Die Druckpressen sind hauptsächlich in Einer langen Gallerie aufgestellt; es giebt ein Paar darunter aus Bronze, was mehr eine Sache der Ostentation als des wahren Nutzens ist. Die verschiednen Letterngattungen und

Schriftengüsse gehören zu den zahlreichsten in der Welt; besonders auch im Orientalischen; *) sie sind neulich mit den in der Propaganda-anstalt in Rom befindlichen bereichert worden. Garamonts griechische Schriften, deren sich einst der berühmte Buchdrucker Heinrich Stephanus bedient hatte, befinden sich noch dort, sind in schönster Ordnung, und werden wirklich jetzt gebraucht. Man weifs, dafs sie, während der in der Revolution verübten Zerstörung, in den Archiven eines Gerichtshofes begraben aufgefunden wurden, wohin sie zur Zeit der Procedur eines Processes gebracht worden, und so länger als anderthalb Jahrhunderte hindurch verschwunden gewesen waren.

In einem andern Theile dieses grofsen Gebäudes befindet sich die Anstalt oder *Agence des Loix.* Diese werden von hier aus nach allen Theilen des Reichs hingefertigt und versandt. Der Director davon ist Herr Dumont, ein gelehrter Naturforscher und sehr liebens-

*) Marcel hat in der diefsjährigen Exposition bey den Invaliden ein Vaterunser in allen diesen seltenen Letternarten, sehr prächtig gedruckt, mit aufgestellt.

würdiger Mann. Er besitzt eine schätzbare Bibliothek, und besonders eine Sammlung zur Ornithologie gehöriger Schriften, ein Theil der Naturkunde, die sein Lieblingsfach ausmacht, ob er gleich auch über andre Gegenstände derselben nützliche Werke herausgegeben hat.

Die National-, jetzige kayserliche Buchdruckerey, hat sich beständig in dem Rufe ihrer sorfältigen Genauigkeit erhalten; eine Eigenschaft, die zu einer Zeit besonders sehr kostbar ist, wo es so wenig eigentlich gelehrte Buchdrucker giebt. Was aus den Didotischen Pressen kömmt, übertrifft die Producte aller andern an Schönheit; man klagt aber über die Schärfe seiner Typen, *) die mehr dem Drucke zum Schmucke gereichen, als daſs sie dem Auge wohl thäten. Seine Stereotypen werden indeſs doch von Ei-

*) Die feinen Striche in den Buchstaben, welche in der französischen Buchdruckertechnologie *les déliés* heissen, greifen freylich die Sehnerven sehr an; und die Lettern nutzen sich auch dadurch viel eher ab, als die alten, wo der ganze Buchstabe mehr gleichdicken Zug hatte, und keinen Contrast aufstellte.

nigen denen von Herham nachgesetzt, die von grofser Reinigkeit und Genauheit sind.

Als Drucker, dessen Producte auch auf die gröfste Schönheit und Correction Anspruch machen können, und zu gleicher Zeit mehr für den allgemeinen Gebrauch sind, steht auch Crapelet im höchsten Rufe; allein es giebt noch mehrere von nicht geringem Verdienste, und überhaupt hat diese alle andere erhaltende Kunst durch die Revolution nicht gelitten.

Die glänzenden Abbildungen von Vögeln, deren Farben allen Glanz des Metalls nachahmen, sind ein sehr schönes Monument des Kupferdrucks; für die Exemplare davon aber, wovon der Text mit Gold gedruckt worden ist, hätte lieber ein Papier, das ein wenig ins Bläuliche oder Grünliche fiele, als Velin von der gewöhnlichen Milchfarbe, gewählt werden müssen, auf dem die goldne Schrift nur eine ärmliche Wirkung thut. Eine mit dem Drucke verwandte Kunst, das Buchbinden, verdient gleichfalls eine Erwähnung; in ihr trägt Bozerien den Lorbeer davon. Er ist ein selber in der Litteratur nicht unbewanderter Mann; hat eine Ausgabe von Rousseau's Werken veranstaltet, und für die Liebhaber und wohlhabenden Kauflustigen immer eine kleine

Sammlung von ihm selbst aufs prächtigste gebundener seltener und schätzbarer Bücher, sie abzulassen, in Bereitschaft.

Ein aufrichtiger Beobachter muſs über die Geistesbetriebsamkeit dieser Nation, und die Menge ihrer litterarischen Producte in jedem Fache, um so viel mehr erstaunen, wenn er erfährt, welche geringe Geldvortheile und Gewinn hier den Verfassern ihre Arbeiten einbringen. Denn obgleich das ehrenvolle Streben nach dauerndem Ruhm,

That last infirmity of noble minds *)

und die Begierde, den Menschen nützlich zu werden, der erste und mächtigste Antrieb der Seele eines hervorragenden Schriftstellers seyn muſs: können doch auch wohl die Mittel, sich einen gröſseren Wohlstand und ein bequemeres Leben zu verschaffen, und auf diesen kurzen Durchgang durch das Thal der Mühseligkeit einige Blumen zu streuen, als ein nicht unlobenswürdiges, untergeordnetes Motiv angesehen werden. Es giebt keinen französischen Schriftsteller, der sich solcher erhaltenen Geldbelohnungen, als unsre Robertsone und Gibbone, rühmen könnte; der Preise

*) „Diese letzte Schwäche edler Geister."

nicht zu gedenken, die von den Londoner Buchhändlern für Werke von einem weit unausgezeichneterm Range bezahlt werden. Man sagt: Fourcroy habe dreyssigtausend Franken für sein System der Chymie in zwölf oder dreyzehn Bänden erhalten; und ein andrer Buchhändler rühmte sich, Segur dem Aeltern zwanzigtausend Livres für einen Auszug aus der Geschichte Frankreichs in zwey Octavbänden geboten zu haben. Diese Geringheit litterarischer Emolumente kann zum Theil wohl dem Umstande beygemessen werden, daſs seit Pankouke's Tode die Buchhändler hier sehr selten ihre Bücher in Quartformate drucken; so daſs immer die Honorarienpreise nach kleinern Formaten bestimmt, und dann von den Büchern gewöhnlicherweise mehrere Ausgaben hinter einander gemacht werden, anstatt daſs die Verleger für das Verlagsrecht auf Einmal eine gewisse gröſsere Summe zahlen sollten. Der Mangel an Sicherheit für das Eigenthum ist auch noch ein anderes hier stattfindendes Hinderniſs. *)

*) Bey den strengen französischen Gesetzen gegen den Nachdruck läſst sich Gefährdung des Eigenthums jetzt, wo über die Ausführung dieser Gesetze gewacht wird, nicht leicht gedenken.

Dasjenige französische Werk neuerer Zeiten, so sich die unstreitig gröſseste Celebrität erworben hat, waren wohl des jüngern Anacharsis Reisen durch Griechenland. Da die pariser Buchhändler selten Gelehrte über das litterairische Verdienst eines Buches zu Rathe ziehen: so fand der Verfasser davon keinen Richter seiner Arbeit; und kein Buchhändler wollte sich an die Bekanntmachung davon wagen, bis Herr De Bure, aus Freundschaft gegen Barthelemi, seinen alten Kunden, endlich zu dieser gefährlichen Unternehmung sich verstand. Wie groſs war aber nicht die Ueberraschung des glücklichen Sosia's, als eine ganze Edition davon in kurzer Zeit sich verkauft fand, und ganz Europa vom Preise dieses Werkes widerhallte. Aber zehntausend Franken wurden als eine immer anständige Belohnung für eine Arbeit von dreyssig Jahren betrachtet; Barthelemi erhielt dennoch nur ungefähr funfzehn Pfund, aufs Jahr gerechnet, für alle seine Arbeit und Mühe zum Lohn; da ein Marktschreyer vielleicht mit Verkauf einer Panacee es auf funfzehnhundert gebracht haben würde. Man kann es indeſs als eine Annäherung zu besserer Gerechtigkeit und künftighin reichlicherem, aus Geisteseigenthum zu ziehenden Ertrag be-

trachten, dafs verschiedene Gelehrte jetzo angesehene Aemter im Staate bekleiden, zu welchen Talente und Kenntnisse allerdings besser als Unverschämtheit und Unwissenheit geeignet und berechtiget sind. In China, wo zu jedem Amte und jeder obrigkeitlichen oder Verwaltungsstelle unumgänglich eine vorbereitende Erziehung erfodert wird, bestätigt nicht allein der lange Bestand dieses Reichs, der immer wachsende Kunstfleifs und die Wohlhabenheit des Volkes seit dreytausend Jahren, Bacons grofsen Grundsatz: Kenntnifs sey Macht; sondern zeigt auch: dafs so gegründete Macht eben so ewig ist, als die Natur selbst.

Da alle Geldantriebe hier beynahe fehlen: so sind die Franzosen überhaupt äufserst empfindlich für Lob; und können, in Absicht auf wissenschaftliche Fleifsanwendung, Mannigfaltigkeit ihrer litterarischen Unternehmungen, und den Reichthum ihrer Litteratur, zu den ersten Nationen des Erdkreises gezählt werden. Mitten unter dem Umsturze aller Grundsätze, während der Herrschaft des Schreckens und anderer Folgen der Revolution, die dem Verbrechen Ungestraftheit versprachen, und wodurch das einzige noch übrige

Band der Gesellschaft zerrissen wurde, nachdem schon die Religion zerstört worden war: ist es nicht zu verwundern, daſs viele der pariser Bücherverkäufer, besonders aus der neuen democratischen Schule, sehr gewissenlos in Absicht auf die Erwerbmittel wurden. Man hat mich von guter Hand versichert, daſs es in Paris nicht weniger als vierhundert groſse und kleine Buchhändler giebt; (eine Anzahl, die durch die Aufzählung in dem gegenwärtigen *Almanach de Commerce* bestätigt wird; in dem die Kaufleute aller Gattungen nach ihren Classen eingetragen sind;) daſs aber diejenigen Personen, die wirklich Bücher und Pamphlets verkaufen, wozu man sogar die Caffeeschenken, die Colporteurs und Antiquarien (*bouquinistes*, Schwartenhändler) rechnen muſs, sich bis auf dreytausend rechnen lassen. Da doch alle leben müssen: so nimmt der gröſste Theil von ihnen zu verächtlichen Künsten seine Zuflucht; nicht allein in Verkauf ihrer Waare an Privatpersonen, sondern auch in ihrem Verkehr unter einander selber. Die feyerlichsten Verträge und Uebereinkunften, (wie manche ehrwürdige Litteratoren es mir geklagt haben,) werden von ihnen verlacht und eludirt; und der unter dieser Classe

herrschende Mangel an Rechtschaffenheitsgefühl und Achtung vor sich selbst, geht so weit, daſs er beynahe die menschliche Natur entehrt. Ein Dutzend etwa achtungswerther Nahmen ausgenommen, giebt es keine Classe von Handelnden hier, die verderbter wäre und mehr auf Trug ausginge, als die Buchhändler; eine Erscheinung, von der man sich schwerlich Rechenschaft geben kann, da man von einer Gattung Erwerbender, die gewissermaſsen mit den freyen Wissenschaften in Verbindung stehen, gerade das Gegentheil erwarten sollte. Es könnten unendliche Beyspiele für diese Behauptung angeführt werden, aber an einem oder zweyen wollen wir uns genügen. Ein gewisser Professor am *Jardin des Plantes*, der im Begriff stand, ein für den allgemeinern Volksgebrauch eingerichtetes wissenschaftliches Werk bekannt zu machen, traf mit einem Buchhändler über eine gewisse Honorariensumme einen Vergleich, den er nicht unterlieſs, mit allen möglichen Formalitäten von Zeugen und dabey erfoderlichem Stempelpapiere zu bekleiden. Da der erste Theil davon bekannt gemacht worden war, und einen verdienten Beyfall erhalten hatte, verlangte der Verfasser die Hälfte der übereingekom-

menen Summe; aber anstatt Zahlung zu leisten, stellte der ehrsame Verleger eine Klage gegen ihn an, worin er darauf drang, dafs ihm das Manuscript des zweyten Theiles ausgeliefert würde, den er nicht besser als den ersten Theil zu bezahlen willens war. Ein gewisser anderer Schriftsteller, den ich hier kenne, und der recht brav aus dem Englischen übersetzt, konnte nicht anders dazu gelangen, von seinem Buchhändler einen Heller zu bekommen, als dafs er ihm ein zerlumptes altes Weib über den Hals schickte, das sich für seine Aufwärterinn ausgeben und bezeugen mufste: ihr Herr habe nicht so viel im Vermögen, dafs er sein Mittagsmahl bezahlen könne.

Wenn sie so mit ihren eigenen Landesleuten umspringen: so kann man sich leicht vorstellen, dafs Fremde den Kniffen eines niedrigen Betruges noch weit mehr ausgesetzt sind. Es werden manchmal Künste gebraucht, die wohl zwölf Guineen werth seyn möchten, einen Ausländer um eine halbe Krone zu übervortheilen; denn Zeit ist hier in gar keinem Preise; und was nur irgend stattliche Buchhändler sind, lassen ihre Verfasser vielleicht ein dreyssig Gänge vergeblich thun, um,

wären es auch nur ein vierzig Liverchen, auf den Preis eines Manuscriptes zu gewinnen. Der daraus entstehen müssende Mangel von Zutrauen der Schriftsteller in ihre Verleger hat gemacht, daſs viele davon vor kurzem auf den Gedanken gekommen sind, selbst Herausgeber ihrer Werke zu werden. Ich war einmal dabey gegenwärtig, als ein Buchhändler einen hiesigen Verfasser, der sich durch Arbeiten für Kinder bekannt gemacht hat, besuchte, und nachdem er einen Strom von Beredtsamkeit verschwendet, und alle Künste der Gesticulation beynahe zwey Stunden lang erschöpft hatte, für ein Manuscript das Honorar bis auf zehn Sols, oder fünf Pence, weniger herunterzudingen, endlich doch wegging, ohne den wichtigen Handel zu Stande gebracht zu haben. Beyde Herren waren Franzosen; aber der Gelehrte war emigrirt gewesen, und hatte den Werth der Zeit in Engelland kennen gelernt.

Wie gesagt, gegen Fremde ist ihr Betragen noch kleinlicher und schelmischer. Sie schikken einem defecte Bände statt vollständiger zu, die man bey ihnen gewählt und zurückgelegt hat; und endlich wird die Rechnung wohl bis auf ein Dritthel über den Preis an-

geschwellt, über den man übereingekommen war. Das werden alsdann Versehen genannt; wenn aber die Versehen immer so Eine Richtung nehmen, läfst sich denn doch am Ende ein wenig von übler Absicht dabey argwöhnen. Besonders ist ein Engelländer solchen Plündereyen in Paris stark ausgesetzt, weil man von uns einmal die Vorstellung hat, dafs wir sehr sorglos in Anwendung unseres Reichthums sind; man betrachtet uns demnach als eine Art von ausdrücklich dazu, von den Franzosen beraubt zu werden, geschaffenen Thieren. Nach ihren neuen philosophischen Theorien wissen sie das auch sogar moralisch bey sich zu rechtfertigen und zu beschönigen; sie meinen: unsere Ausplünderung der Hindoo's berechtigte sie, uns wieder auszuziehen. Sollte daher jemals sich ein englischer Gelehrter es einfallen lassen, mit einem pariser Buchhändler eine Uebereinkunft zu treffen: so kann er darauf rechnen, dafs er — wie sie es nennen — ecorchirt werden — und nicht blos seine Wolle, sondern auch seine Haut wird müssen sitzen lassen.

Man mufs bedauern, dafs es hier nicht einen besonderen Gerichtshof giebt, der in Streitigkeiten zwischen Fremden und Eingebohrnen

Recht spreche. Die Richter sowohl, als die Jury, müſsten zur Hälfte aus Fremden bestehen; — anders wird sich keine Gerechtigkeit je erwarten lassen können.

Eine eben so kurzsichtige Pfiffigkeitspolitik trifft man auch bey andern Krämern an; sie scheinen gar nie auf feststehende beständige Kunden zu rechnen; augenblicklicher Gewinn durch Ausplünderey und Uebersetzen, ist ihre ganze Speculation. Die groſsen Vortheile eines Jahres werden dem unbedeutenden Schacher des Tages aufgeopfert.

Sechszehntes Capitel.

(Von C. F. Cramer.)

Buchhändlerehrlichkeit. Büchertrödeley. Preise der Geisteswaare.

Unser Reisebeschreiber hat von den hiesigen Buchhändlern *in folle* ein sehr nachtheiliges Gemählde, — ich möchte sagen, eine Carrikatur beynahe! — aufgestellt, die ein wenig Berichtigung bedarf.

Gleich seine erste Beweisanecdote kann keine Klage gegen denjenigen begründen, dessen *Turpitude* sie der gelehrten Welt preisgeben soll — sie — da eine „Absicht" ein „willens seyn" unmöglich vor Gericht aufgestellt werden kann, und man dazu den mündlichen oder schriftlichen Contract kennen müſste, den der Autor mit dem Verleger ge-

macht, — muſs zurückgewiesen werden: *et les parties mises hors de cour!* Aus meinen etwas längern Erfahrungen, als Pinkertons, über hiesige Buchhändler, muſs ich gestehen, daſs ich doch nicht so gar arge Begriffe, wie er, von ihnen hege; daſs ich sehr viele rechtschaffene Individua und *Hommes d'honneur* unter ihnen kenne; daſs ich glaube: es gebe Gute und Böse, Weizen und Unkraut unter ihrer Legion, wie allerwärts; und daſs in Deutschland z. E. die letzteren — Spelt, Hederich und Raden — auch eben nicht dünne gesäet sind. Ob es sich in Engelland anders verhalten mag? ob dort hierinn das Utopien des Worthaltens, Integrität und Groſsmüthigkeit ist? kann seyn! Uebrigens sind die prächtigern Honoraria dort dem gröſseren Reichthume und Wohlhabendheit des Landes angemessen und entsprechend, *comme de raison!* „wer lang hat, läſst lang hängen," sagt das energische Sprichwort. Bey dem groſsen *Dépérissement* der Wissenschaften hier; bey der Zerstörung durch die Revolution so vieler Vermögensumstände Derer, die Muſse und Geld genug hatten, auf Bücher, als Luxusartikel, etwas Erkleckliches zu verwenden; bey dem gesunkenen Handel ins Ausland; bey

dem — leider! beständigem: *inter arma silent Musae* (so gut wie *leges!*); nach Aufhebung der vielen wohlhabenden Klöster, deren müssige Mönche wenigstens das Gute thaten, daſs sie für die Bibliotheken ihrer Häuser von ihnen selbst ungelesene Bücher anschafften; nach Verschwindung jener Groſsen, die es für eine Art von Wohlstand und Decenz hielten, die Gelehrten zu protegiren, und jeden Tag, jede Woche mindestens, ein Prachtwerk kauften, das auf ihrem Kamingesimse lag, von dem sich bey ihnen versammelnden *Cercle* beguckt zu werden, (worauf denn der Kammerdiener es andern Tags in die Büchersammlung des Magnaten trug, in stolzer Ruhe dort zu ruhn;) dahingegen unsere neuen Krösusse auf Essen und Spiel und gestickte Kleider nur erpicht, (*car la bouche va toujours*; und Deren Bibel ist nur der *Almanac des gourmands!*) gröſstentheils wahre Hunnen und Huronen sind, *in puncto* von Gelehrsamkeit und Litteratur; — bey der Vervielfältigung, endlich, der Sosiasse, die wie wahre Champignons pulluliren, — (viel Köche verderben den Brey!) — — hat es wohl nicht anders kommen können, als daſs der groſse Theil jener Buchhändler aus zu-

Grunde-gehenden armen Teufeln besteht; und bey Verarmung der Manufacturisten und Fabrikvorsteher der Geistesverarbeitungen, die armen *Ouvriers* (oder Gelehrten,) ihren Antheil von Kreuz und Noth mit davon haben abbekommen müssen. Dazu rechne man noch, daſs in Frankreich, so wie im ganzen Süden überhaupt, groſsentheils der, auf keine Weise mit dem in Deutschland zu vergleichende, Buchhandel mehr Trödeley mit Büchern, als Handel damit, ist; wovon einer der stärksten Beweise das seyn kann, daſs sich fast bey keinem Buchhändler in Paris nur ein irgend etwas vollständiges Sortiment (ausser von alten Büchern) findet; daſs man den ganzen Tag manchmal herumlaufen kann, ohne auf Nachfrage wohl bey ihrer zehnen zu erfahren: wo dieſs oder jenes Werk aufzugattern sey; daſs von seinem Sortiment selbst fast kein Buchhändler ein Verzeichniſs (wie in den kleinsten Städten Deutschlands geschieht,) drucken läſst; daſs einzelnen Wissenschaften (z. E. der Medicin, Agricultur, Mathematik etc.) eigene Läden gewidmet sind, die nichts Anderes als in solche Fächer Einschlagendes verkaufen; daſs bey den gröſsten Auctionen (der Syl-

vesterschen z. E., dem Haupt-*creuset*, in dem alle grofsen „*après decès*“ oder sonst verkauftwerdende Bibliotheken sich einschmelzen,) man fast niemals ein detaillirtes Verzeichnifs gedruckt bekommen kann, (sie schlagen dort oft ganze Parthieen der heterogensten Werke, zusammengerafft, schlumpweise von der Hand; und die natürliche Folge davon ist, dafs nur auf der Versteigerung Anwesende erstehen, und von Abwesenden keine bestimmte Commissionen gegeben werden können,) — und hundert solche kleine Thatsachen mehr, die dem aufmerkenden Beobachter nicht entgehen. —

Eine der besondersten Particularitäten ist (in Absicht der Preise der Bücher) die, dafs mitalledem, bey dieser Herabwürdigung der Litteratur als Waare, dennoch die ausländischen, und besonders die zu der alten Philologie gehörigen Bücher, von diesen Trödlern, *en detail*, oft so ungebührlich hinaufgeschroben werden, dafs einem nicht Reichen alle Lust, sie zu kaufen, vergehen mufs. Es ist mir sehr häufig begegnet, alte Schwarten, die so schlumpweise auf den Auctionen für nichts weggegangen seyn mögen, und die man in deutschen Städten für

ein paar Groschen bey Antiquaren gekauft hätte, auf Nachfrage, bey den Bouquinisten der Quay's etc. *au prix de l'or* gehalten zu sehen. Noch vor ein paar Tagen gehe ich in einer abgelegenen Strafse vor dem Jammerschoppen eines solchen lumpigten Schwartenhändlers vorbey, der einige Dutzend alte Tröster darinn aufgestellt hatte, und finde unter *Livres d'Eglise* und *de Pieté* und anderm solchen Schund, auch *Sarbievii Poemata*, und den spanischen Roman: Qusman von Alfarache da stehen. Beyde waren alt, vernutzt, in schmutzigem Pergamentband gehüllt; dem Don Qusmann fehlte ein Bogen noch dazu, der *manuscriptim* ersetzt worden war. Da wohl kein Mensch in Paris die lateinischen Poeten des Spätalters mehr liest, und es vielleicht nicht hundert lesende und Bücher kaufende Individua hier giebt, die Spanisch verstehen: so können wohl Jahre verlaufen, ehe sich erwarten liefs, dafs nach diese benannten etwa von einem vorbeygehenden Bücherwurme, wie ich, Nachfrage geschähe. — Auf meine Erkundigung nach dem Preise, wurden die beyden *Exemplaria* indefs vom Feilscher, der vielleicht den Mittag hungern müssen, auf... 6, schreibe: Sechs Livres! gesetzt. — Ich

kreuzigte und segnete mich. — „*Mais* . . . *Vous me surfaites aumoins de cinq francs!*" — „*Point du tout, Monsieur, ça vaut ça!*" — *Comment? ce vieux bouquin espagnol* . . *vous voyez qu'il est imparfait; et vous prétendez me le vendre cinq francs?* — *Monsieur, j'ai donné trente sols pour faire copier la feuille qui y manque.* (Es war gewiſs kein Wort an diesem Vorgeben wahr.) — Ich ging meines Weges fürbaſs. —

Solche Erfahrungen habe ich zu Hunderten gemacht; ich gestehe, daſs sie allen Probabilitätencalcul bey mir deroutinirt, und daſs sie mir gänzlich unbegreiflich sind.

Bey neuern Büchern verhält es sich dahingegen durchaus umgekehrt; und ihre Preise, (das heiſst, bey den couranten Artikeln,) obgleich hier der Druck, im Ganzen genommen, mehr als ein Dritthel theurer als in Deutschland ist, — (gewöhnlicher Weise auf schönem Papier, nicht auf Lösch- und Druckpapier, wie bey uns! das Alphabet 3 bis 4 Livres,) — betragen manchmal nur die Hälfte von dem, was ein deutsches Buch, eben solcher Stärke, in meinem lieben Vaterlande kosten würde.

Auch haben sie, so wie das Schuhwerk *), seit den zehn Jahren, dafs ich hier lebe, obgleich die Preise der wesentlichsten *Denrées* und Bedürfnisse in diesem Zeitraume fast aufs *Alterum Tantum* gestiegen sind **), durchaus nicht zugenommen; eben so wenig, als die Autorenhonoraria, die Setzer- und Druckerpreise. Wie das zugeht, dafs nicht Alles in gleichem Verhältnisse steigt; warum ein Schriftsteller, ein armer Setzer, ein Buchhändler, und ein Schuster, durch die Bizarrerie und Inconsequenz der menschlichen Dinge, sich verdammt sehen soll, im Jahre XIII und XIV der Republik, noch für eben den Sold zu arbeiten, wie im Jahre IV oder V, da er für die meisten seiner Consumtionsartikel das Doppelte bezahlt — ist gleichfalls ein politisch-öconomisches Problem, was selbst für die spitzköpfigen Calculs des physiocratischen Systems eine schwer aufzuknackende Nufs seyn dürfte.

*) Ein Paar gute Schuhe kostete damals 7 Livres, und kostet jetzt noch keinen Heller mehr.

**) Das Holz kostete z. E. die *Voye*, (das Klafter) damals 25 bis 26 Livres; itzt 36 bis 40 L. — Das Pfund Rindfleisch 8 Sols; itzt 14 u. s. w. u. s. w.

Siebzehntes Capitel.

(Von Pinkerton.)

Betrachtungen über Rousseau's Schriften.

Die Werke dieses berühmten Schriftstellers, der allerdings die glänzendste Einbildungkraft und verführerischste Beredtsamkeit besaſs, haben, während der französischen Revolution, solchen Einfluſs auf die Schicksale der Menschheit gehabt, daſs sie einer ganz besondern Aufmerksamkeit wohl werth sind. Als Sittenlehrer verdient er kein Lob; vielmehr groſse und dauernde Miſsbilligung. Seine neue Heloise kann man mit Recht eine beredte Anleitung zum Ehebruche nennen; er selbst hat in der Vorrede gesagt: „kein sittsames Frauenzimmer müsse dieses Werk lesen.“ Diese seine

Aeusserung kann ein feines Pröbchen von dem Deraisonnement abgeben, das sich so oft in seinen Schriften zeigt; denn ist ein Buch einmal herausgegeben: so ist es möglich, dafs es, auch ungesucht, Jedermann in die Hände gerathe; und eine Schrift, die ein sittsames Frauenzimmer verderben kann, mufs also lieber unherausgegeben bleiben.

Allein Rousseau's politische Lehrsätze haben noch furchtbarere Folgen gehabt, indem sie durch ganz Frankreich eine Verachtung der gesellschaftlichen Einrichtungen verbreiteten, so dafs ein redlicher Beobachter nicht umhin kann, diesen excentrischen Begriffen, die unter einer so lebendigen und empfindlichen Nation schnellen, allgemeinen Beyfall fanden und gierigst verschlungen wurden, viele der blutigen und die Menschheit herabwürdigenden Scenen zuzuschreiben, die der Sache der Freyheit in Frankreich einen so unauslöschbaren Schandfleck angehängt haben. Die Gräuel der Sansculotten, der Umsturz aller Ordnung, die Herrschaft der Gleichheit, stehen nur allzuaugenscheinlich mit der Zurückführung auf den Zustand der Wildheit in Verbindung, die von Rousseau so warm anempfohlen worden ist. Es fehlte nur noch zur

Wiederherstellung des goldnen Alters, daſs Frankreich in ein Hundert Wildenstämme aufgetheilt worden wäre, die, wie es in dem gesegneten Zustande der Menschheit Sitte ist, sich einer den andern ausgerottet hätten. Rousseau's Nahme und Glorie waren in dem Munde der wütendsten unter den Demagogen; er machte das einzige Götzenbild ihrer Abgötterey aus, und nur zufolge seiner Schriften können ihre Grundsätze (falls es nicht Entweihung ist, ihren Rasereyen diesen Nahmen zu geben,) mit einer Art von Gewiſsheit bestimmt werden. Das innigste Interesse der Gesellschaft erfodert daher, daſs man diese eben so falschen als verderblichen Lehren untersuche; und eine solche Erörterung knüpft sich sehr eng an die Absicht meines gegenwärtigen Gemähldes, da zuerst zu Paris jene schädlichen Lehren verbreitet wurden, deren fürchterliche Folgen sich nunmehro auf der Waagschaale der unglücklichsten Erfahrung so sicher abwägen lassen. Nothwendiger Weise waren sie mit einreissender Irreligion begleitet; denn wofern man an einen Schöpfer und beständigen Leiter des Welltalls glaubt, würde es widersinnig seyn, anzunehmen: er bringe Böses aus Gutem, statt Gutes aus Bösem, her-

vor. Ich will daher, ohne weitere Schutzschrift für mich, diese Betrachtungen anstellen:

That, to the hight of this great argument,
I may assert the Eternal Providence,
And justify the ways of God to Man *).

Milton.

Zu allen Zeiten hat es Philosophen gegeben, die, aus heiſser Begierde, das Schloſs des Ruhmes zu stürmen, und sich durch Sonderbarkeit zu unterscheiden, lieber den abwegvollen und holprichten Fuſssteg der Paradoxie, als die gute geebnete Heerstraſse der gesunden Vernunft und Wahrheit haben betreten wollen. Daher ist es eine schon alte Bemerkung, daſs kein noch so widersinniger Satz sich denken lasse, der nicht von irgend einem der Väter oder Söhne der Philosophie angenommen und verfochten worden wäre. Es würde eine zwar pedantische, doch leichte Auskramung von Gelehrsamkeit seyn, wenn

*) „Der Wichtigkeit dieses groſsen Gegenstandes gemäſs, die ewige Vorsehung zu behaupten, und die Wege Gottes mit den Menschen zu rechtfertigen."

man die Wissenschaftsmänner aufzählen wollte, die sich, selbst in dieser unglücklichen Laufbahn, von dem ersten Tage an, wo für Griechenland das Licht der Philosophie aufging, bis zu den satyrischen Versuchen Agrippa's und Cordano's, und den ernsthafteren Arbeiten ihrer Nachfolger, ausgezeichnet haben. Unter diesen letztern kann J. J. Rousseau mit Recht als der Haupt-Mann und wahre Anführer der neuern Titanen betrachtet werden, welche versucht haben, die Schöpfung mit ihrer schönheitsvollen Ordnung zu stören, und die goldne Kette Jupiters zu unterbrechen. —

Als Cornelius Agrippa seinen vermeinten Beweis der Nichtigkeit aller Erkenntnisse bekannt machte, trug er wenigstens seine Paradoxien in einer todten Sprache vor, und zwang nur gelehrten Lesern ein Lächeln ab; als aber Rousseau gegen die Künste und Wissenschaften, gegen die Gesellschaft, ihre fortschreitende Vervollkommnung, und eine Alles stets überwachende Vorsehung, Sturm lief, bediente er sich eines vom Volke verstandenen Idioms und Eingang findenden Stils; so daſs ihm nun seine Bewunderer mit Wohlgefallen die Donnerkeile der Wahrheit unter

dem lebendigsten Leuchten intellectueller Blitze und dem tönendsten Halle von Beredtsamkeit schleudern sahn. Die Reize seiner Diction verschafften ihm weit und breit Anhänger; und besonders ergötzte sich die immer Veränderung und Neuheit liebende französische Nation daran, die, bis zur Uebersättigung im Genusse aller Ueppigkeiten der Civilisation, auch desto lebhafter alle sie noch begleitenden Mängel und Unbequemlichkeiten fühlte, und, zufolge des allgemeinen fehlerhaften Hanges der menschlichen Natur, sich geneigt fand, dem entgegengesetzten Aeufsersten, dessen Vortheile in weiter Entfernung der Einbildungskraft vorglänzten, Beyfall zu zollen; gleichwie eine stolze Stadt in der Weite mit ihren hohen Thürmen und vergoldeten Zinnen schimmert, wenn auch bey näherer Besichtigung ihr Inneres nichts als die jämmerlichsten Hütten, Wohnungen der Unwissenheit, Armuth und Sittenverderbnifs zeigte. *Omne ignotum pro magnifico* *)! Leicht

*) „Alles Unbekannte scheint prächtig!" Solche alte Brocardica sind trefflich. Man könnte auch das noch anführen: *E longinquo reverentia.* „Aus der Entfernung Ehr-

lassen wir uns verleiten, dasjenige zu bewundern, was wir nicht verstehen, und werden nicht schwer dahingebracht, den Genuſs selbst mit Verachtung zu belohnen; da eine glühende Einbildungskraft insbesondre gern mit dem gegenwärtigen Zustande der Dinge miſsvergnügt wird, und irgend einem groſsen blendenden Tande eines unerreichbaren Nichts nachjagt. Man braucht sich also eben so wenig über die herzliche Aufnahme zu wundern, die Rousseau's Lehren unter einem so sehr für jede Grille der Phantasie empfänglichen Volke fanden, als darüber, daſs Er, selbst ein Mann von der wärmsten Einbildungskraft und üppigen Gefühlen, und der, zu einem Zustande des Mangels verdammt, nur Zuschauer von Andern genossener Vortheile der Gesellschaft seyn konnte, die er nicht viel besser als das Leben der Wilden kannte, der Apostel desselben ward. Ob ich es gleich in diesem meinem Widerspruche gegen ihn bloſs mit Grundsätzen zu thun haben will: so kann doch hier, in sofern

erbietung;" so wie das entgegengesetzte: *Quotidiana vilescunt*; „was man täglich sieht, wird abgeschätzt."

(und nicht weiter!) als es nöthig ist, den ganzen Zustand der Frage zu entwickeln, ein kleiner Schatten von Persönlichkeit und ein Rückblick auf die Erziehung nicht schaden, die dieser Schriftsteller in seiner früheren Jugend genossen hat. Als Sohn eines fleifsigen Genfer Uhrmachers hatte er, wie man es aus seinen eigenen Bekenntnissen ersieht, kaum je Gelegenheit gehabt, ein anderes Buch als Amyot's Uebersetzung von Plutarch's Lebensbeschreibungen kennen zu lernen. Dieser vortreffliche Alte bezaubert sehr leicht das Herz einer tugendhaften und geniusvollen Jugend; und der einfache Stil seiner Lebensbeschreibungen bringt „die grofsen Beyspiele," mich der Worte eines der geschätztesten Schriftstellers zu bedienen: „heim zu ihrem Geschäfte und ihrem Busen." Aber die beständige Wandelbarkeit des Menschen, der Gesellschaft, der Regierung und des Klima, ist von der Beschaffenheit, dafs, was in dem Einem Falle eine politische Arzeney seyn kann, in einem andern zu einem weitwirkendem Gifte wird: so dafs am Ende, statt eines alten Helden, der nach solchen Grundsätzen Gebildete nur zu einem neuern Alltags-Bramarbas (*braggadocio*) wird. Man

kann von der Jugend nicht verlangen, sie solle die feinere Unterscheidungskraft der Erfahrung besitzen und mit ihr vertraut seyn. Dem jungen Rousseau waren in seiner Lectüre Urbilder von Vortrefflichkeit aufgestofsen, die man nirgends im gewöhnlichen Leben verwirklicht erblickt; ihm kam also bald der neuere Schauplatz unserer Existenz schaal und abgestanden vor, da er seinem idealischen Bilde nicht entsprach; diese Gesellschaft eckelte ihn an, aber nicht mit mehr Rechte, als wenn ein Kenner der Bildhauerkunst mit der Menschengestalt zanken wollte, weil er nirgends einen lebendigen farnesischen Hercules, belvederischen Apoll, oder eine medicäische Venus antreffen kann. Wirklich auch erhob der glänzende Genius und die majestätische Beredtsamkeit der alten griechischen Schriftsteller, die Plutarch sich als Muster vorgesetzt, wahre Charactere und Begebenheiten zu einer so übermenschlichen Natur, dafs sie mehr Gegenstände der Anbetung als der Nachahmung abgeben konnten.

Dem sey wie ihm wolle: so ist es ein Umstand in Rousseau's Erziehung und seinen flüchtigen Studien, der ein unberechenbares Gewicht in Festsetzung gegenwärtiger Frage

haben muſs: daſs nicht allein seine äuſserste Empfindlichkeit, durch die Formen und Einschränkungen der Gesellschaft, sich aufs Aeuſserste gemartert fand, sondern, daſs sich auch keine Gelegenheit für ihn aufthat, die Nachtheile, über die er sich beklagt, gehörig gegen die viel gröſsern, den Zustand des wilden Lebens begleitenden Uebel abzuwägen. Eine Reise nach nur irgend einem von Wilden bewohntem Lande, auf der er vielleicht einen Arm oder ein Bein eingebüſst, hätte ihn leicht von der Unzulänglichkeit seiner Raisonnements überzeugen und ihn belehren können, wie sehr er über alle Demjenigen im Irrthume sey, was uns die Stimme der Wahrheit und Erfahrung kund thut. Dieſs war wenigstens die Wirkung und der Eindruck, der, wie es aus seinen Briefen erhellt, eine solche Reise auf den groſsen Weltumsegler La Peyrouse hervorgebracht hatte, der Frankreich mit der vollsten Ueberzeugung der unumstöſslichen Wahrheit von Rousseau's Lehren über die Verbrechen civilisirter Menschen, und die Tugenden der Wilden, verlassen hatte; bis daſs, — nachdem er einige seiner tapfersten und besten Reisegefährten, in einem der muthwilligst angefangenen und unveran-

lafsten Gemetzel, verlohren, — er laut den neuen Propheten und seine neue Offenbarung verwünschte, und, überzeugt durch die Erfahrung, erklärte: man müsse bey jedem Verkehr mit Wilden sich mit eben so viel Vorsicht aufführen, als ob man sich unter reissenden Thieren der Wüste befände. Allein Rousseau hatte nicht allein niemals einen Wilden gesehen, sondern es mangelte ihm, diesen Gegenstand betreffend, an den allerersten Vorkenntnissen, die uns Reisebeschreibungen geben. Die zahlreichen, über diesen Gegenstand in neueren Zeiten herausgekommenen Werke, stellen uns unbezweifelbare Gemählde davon auf, wie es mit dem Zustande des Menschen in dieser höchst rohen und frühen Verfassung der Gesellschaft beschaffen ist. Eine richtige Ansicht hiervon war unserm Philosophen entweder gänzlich etwas Fremdes, oder auch seine unglückliche und von ihm so geliebte Paradoxiesucht machte, dafs er hartnäckig seine Augen gegen das klarste Licht der Wahrheit verschlofs. Schon Lafitau's Werk über die Sitten der americanischen Wilden, hätte, wäre es dem Jünglinge in die Hände gefallen, ihm ein hinlängliches Gegengift gegen seine Träumereyen

seyn können. Man lernt aber aus seinen Bekenntnissen, (wäre es noch nöthig, Beweise für das aufzusuchen, was schon genug aus seinen Schriften erhellt,) dafs er aufs völligste mit allen den Kenntnissen, die, um auch nur eine leichte Uebersicht dieser wichtigen Frage anstellen zu können, unentbehrlich sind, unbekannt und höchst unwissend über alle die Materien war, welche er so freygebig und rasch zum allgemeinen Unterrichte für die Menschen zu erörtern unternahm. Eine plötzliche Idee bemächtigte sich seiner in einem Augenblicke, wo sein Blut von einem ermüdenden Spaziergange in dörrender Sonnenwärme erhitzt worden war, und verblendete wie ein Sonnenstich (*un coup de soleil*) so gänzlich sein Geistesauge, dafs nunmehro sein Genius, ohne Erfahrung, ohne Gelehrsamkeit, ohne auch nur einen Schatten von Bekanntschaft mit dem Gegenstande, das bey ihm bewirkte, was sonst keine menschliche Kraft auszurichten vermögend gewesen wäre *).

*) So erzählt er die Entstehungsart seiner Abhandlung selbst; allein man sehe das wahre Factum in Vollney's Uebersicht des americanischen Klima; diesem Buche eines Schriftstellers,

Wir wollen nicht ausmachen, auf welcher Waagschaale man das Gewissen eines Philosophen wägen müsse; allein in jedem andern Falle müfste man ein solches Verfahren doch wohl für ein *Non plus ultra* von Marktschreyerey erklären, und es läfst sich beynahe mit nichts Anderem als dem Concerte vergleichen, das er, seiner eigenen Erzählung zufolge, componirte und aufführte, bevor er noch eine einzige Notenzeile richtig zu schreiben verstand. Dieses Concert erregte damals blos das Erstaunen und Gelächter einer dazu zusammengebetenen Gesellschaft; allein die neuen Dissonanzen, die dieser Tonkünster in die menschliche Gesellschaftsharmonie hat einführen wollen, und die mit blutigen Noten auf verschiedenen Seiten der französischen Revolution geschrieben stehen, haben jedem Liebhaber vernünftiger Freyheit und gebildeter Gesellschaft den tiefsten Schmerz, das empfundenste Bedauern eingeflöfst. Sicherlich geschah es mit zufolge der rousseau'schen Lehren, deren höchste Schädlichkeit, wo nicht

der die Wilden in ihrer wahren Gestalt, in ihrer Faulheit, Völlerey, Dieberey und roher Grausamkeit dargestellt hat.

Abscheulichkeit, wer nur aufrichtig reden will, anerkennen mufs, dafs das wilde Wüten und der Aufruhr der Sansculotterie die nüchterne Stimme der Weisheit und Mäfsigung ersäufte und dasjenige ächtete, was selbst die Wilden als ihren Augapfel verehren, und was auch wirklich das Auge des politischen Körpers genannt zu werden verdient; ich meine, jene geheiligte und ewige Aristocratie der Talente, ohne welche wilde Berathschlagung nur in Thorheit ausartet, und zum Verderben des Ganzen triumphirt. Wenn Paradoxen, die man zu gewissen Zeiten nur mit Lächeln anhört, zu einer andern in die allerzerstörendste Praxis übertragen werden, wird es eine Pflicht, gegen jene Zauberer das glänzende Schild der Wahrheit zu entblöfsen, und durch das stolze Strahlen desselben die Nebel, die sie um sich erregen, in ihre nichtigen Elemente aufzulösen.

Rousseau's Schriften und Gründe flattern so sehr in weiter Bläue umher, und sind von ihm so desultorisch vorgetragen worden, dafs es schwer hält, mit gewappneter Heereskraft gegen ihn zu Felde zu ziehen; ein solcher Streit gleicht gewissermafsen dem Zusammenstofsen eines regelmäfsigen Heers mit einer Horde

seiner geliebten Wilden, die sich auf nichts als auf Buschklepperey und kleine Streitlisten verstehen, und mit allen Künsten und Gesetzen des Krieges unbekannt sind. Zu einem Versuche indeſs, seinen Hauptargumenten eine Form zu geben, scheint mir folgende Anordnung nicht unschicklich, und von der Art zu seyn, daſs man ihr wenigstens Deutlichkeit und Faſslichkeit nicht wird absprechen können:

1. Daſs man seine idealischen Ansichten deſsjenigen betrachte, was er den Zustand der Natur nennt.

2. Seine Behauptungen über die Beschaffenheit des Zustandes der Wilden bestreite.

3. Diesen Zustand im Contraste mit dem weiteren Fortschritte der Gesellschaft in einer mittlern Region betrachte, der wir den Nahmen Barbarey geben wollen.

Ferner ihn im Gegensatze mit demjenigen erwäge, den wir Civilisation nennen können.

5. Dasjenige untersuche, was er über den Ursprung der Regierung aufgestellt hat.

6. Und endlich, eine richtige Uebersicht des Einflusses der Künste und Wissenschaften auf die gesellschaftlichen Sitten und die bürgerliche Glückseligkeit zu geben sich bemühe.

Diese so abgesetzten Materien können und sollen demnach von mir vorgenommen, und etwa wie eine Reihe einzelner Stücke in Addisons Zuschauer, mit andern beschreibenden Artikeln unterbrochen, abgehandelt werden. Eine solche Abwechselung halte ich für nothwendig, damit man die Aufmerksamkeit des Lesers in Absicht eines für das wichtigste Interesse der Gesellschaft so wesentlichen Gegenstandes unterhalte, und er nicht über einer auf einmal zu lang vielleicht ausgedehnten, gleichwohl aber die Gegengründe gehörig in ihr Licht zu setzen und ihr ganzes Gewicht fühlbar zu machen, unentbehrlichen Ausführlichkeit ermüde. Das nächste Capitel sey indeſs sogleich der Erwägung des erträumten Naturzustandes gewidmet, wie es dem Genfer Philosophen, sich ihn vorstellen zu wollen, beliebt hat.

Achtzehntes Capitel.

(Von C. F. Cramer.)

Rousseau vertheidigt.

Gute Schriftsteller haben nicht selten ein ziemlich feines Gewissen, das ihnen die schadhaften Stellen ihrer Arbeiten, und besonders jede falsche, nicht vor Einwürfen gesicherte Combination in dem Plane der Theile und Anordnung ihrer Composition viel früher verräth, als noch der Tadler mit seinen Eröffnungen an das Publicum darüber, in Heereskraft gegen sie angezogen kömmt. Sie gleichen darinnen den Füchsen, denen eine ganz besondere Witterung bevorstehenden Angriffes ihrer Recensenten, der Hunde, beywohnen soll, und die daher selten ermangeln, ihre Gruben mit doppelten

Löchern von Ausgängen zu versehen, durch die das Entwischen vor der bellenden und losgeketteten Kuppel ihnen möglich wird. —

Pinkerton, indem er sein Gemählde von Paris zusammensetzte, und sich dieses *Cadre's* zu bedienen gesonnen war, eine polemische Untersuchung von Rousseau's sophistischer Abhandlung über die Verderblichkeit der Wissenschaften und Künste etc., die Pinkerton vielleicht ursprünglich zu einem ganz anderen Zwecke aufgesetzt, darinn einzuschalten, — war sichs sicher wohl bewufst, dafs der Uebelwollende ihm einen doppelten Vorwurf dabey würde machen können; erstlich: dafs er etwas ziemlich Ueberflüssiges thue, indem er einen Satz, welchen mit aller seiner Beredtsamkeit der Genfer gleichwohl keinem Vernünftigen einreden gekonnt, aufs neue auf die Capelle der Analyse brächte, und so (mich eines Ausdruckes von Merkel zu bedienen,) einen schon in der Schüssel liegenden gebratenen Hasen wieder zu Tode jagte; und dann: dafs, wenn eine solche Jagd auch angestellt werden sollte, dieses sein Buch, von dem man eigentlich nur Beschreibungen des Tages und seiner Gegenstände er-

warten kann, nicht ganz der allerschicklichste Ort dazu sey. —

Es hat daher mehr als Einmal das Herz ihm geklopft, und Er an einer Stelle des vorigen Capitels gegen Schaden, den Critik ihm thun könnte, sich vorgesehen. Nicht unbewandert in cautelarischer Kunst, hat er mit Autorschlauigkeit einen nothwendigen Zusammenhang dieser Materie mit seinem Hauptgegenstande sich auszufinden bemüht, der ihn gebietrisch gleichsam zwänge, in so uralte Zeiten zurückzugehen, und einen Zwist wieder aufzuregen, der längst bereits eingeschlummert schien.

Könnte ich, als Uebersetzer seines Buchs, zugleich einer von jenen auf sein Verderben erpichten Hunden mit seyn: so würde ich diese Entschuldigung selber angreifen und erklären: daſs diese ganze Hypothese von dem erstaunlichen „Einfluſs, den „diese Abhandlung Rousseau's auf die Grau„samkeiten, Wildheiten und das Wiederein„führenwollen der Barbarey, dessen die Un„geheuerrotte der Schreckenszeit sich schul„dig gemacht," eine völlig aus der Luft gegriffene nur sey. —

Ich würde ihm mit Bitterkeit zeigen, daſs

gerade die Feinde der Bergmänner, die erhabne Gironde, und vor Allem der unsterbliche Condorcet, der eine Rousseau's ganz entgegengesetzte Theorie: das grofse Dogma der stets wachsenden Vervollkommnung des Menschengeschlechts durch immer mehr sich ausbildende Aufklärung, heisser und würdiger als irgend ein anderer Sterblicher, bis an seinen letzten Lebenshauch verfocht, völlige Antipoden jener Behauptungen des Genfer Philosophen gewesen sind, ob sie sich gleich Schüler und Bewunderer des grofsen Mannes zu seyn bekannten; gleichwie umgekehrt Diejenigen, welche diese Märtyrer der Menschheit aufs Blutgerüst brachten, mit lauter Verachtung den Verfasser des gesellschaftlichen Vertrags als einen Gegner ihrer Sache, das heifst, der Gleichmachung der Menschen (in ihrem Sinne) durch Mord und agrarisches Gesetz, ausriefen, so dafs der menschliche Weise, welcher in dieser seiner Fundamentalschrift sich hatte verlauten lassen: „Eine Revolution sey zu theuer „erkauft, wenn auch nur Ein Tropfen Blut „dabey fliessen sollte," gerade vielmehr einer der schärfsten Dornen in ihren Augen war. Ich

berufe mich darüber auf eine von ihrer Clique damals herausgegebene Schrift: *Rousseau Aristocrate;* und führe im Gegensatze davon Verginaud z. E. an, der unter dem 23 Nov. 1792 folgende Worte an mich schrieb: „*Combien vous avez mérité de votre patrie en lui „faisant connoitre le contrat social! C'est dans „cet ouvrage que Jean Jaques a révélé aux peu„ples des vérités ensévelies sous des siècles d'igno„rance et de préjugés, et que la toute-puissance „du despotisme sembloit devoir encore étouf„fer pendant une longue suite de générations. „Foibles disciples de ce grand homme, nous „avons développé ces principes, si non avec la „force du talent, du moins avec toute l'énergie „d'hommes vraiment dignes de la liberté. Le „succès etc. etc.*"

Man kann also auf keine Weise behaupten, daſs Jene, die Verderber und nicht die Männer der Revolution, von Rousseau's Geiste beseelt, und als Jünger seiner Lehre, ihre Wütereyen durchsetzen, und unter seinem Schilde ihr Unwesen treiben gewollt. Diese Gräuel, dieſs Unwesen stammte lediglich aus dem Schatze ihres eigenen bösen Herzens, ihrer Herrschsucht, ihrer Wollustbefriedigungsgier, ihrer Goldlust; und ward durch

die Verworfenheit eines Pöbels unterstützt, der Rousseau nicht las, den sie von allen Banden der Gesellschaft losgekettet hatten, ein Leviathan, den man beständig durch Wörter, sie heifsen nun: Religion, Gleichheit, Freyheit, oder wie sie wollen.. irreführen wird; bis er sich auch einst in der grofsen wachsenden Masse der Aufklärung verschmilzt, und über sein wahres Interesse erhellt, aus Thieren zu Menschen werden wird, — wozu, nach den Erfahrungen unserer Zeit, vielleicht Myriaden von Jahren noch erfoderlich sind.

Von den armen beyden Abhandlungen Rousseau's, seiner Preisschrift bey der Academie von Dijon, und seiner Abhandlung über die Ungleichheit etc., jene Ausschweifungen und Gräuel herleiten zu wollen, kömmt mir eben so vor, als wenn man alle Mordthaten der Inquisition und päbstlichen oder protestantischen Intoleranz, die Sünden der Torquemada's, Lojola's und Götzen, auf die Rechnung einiger mifsverstandenen Stellen der Psalmen und Evangelien zu setzen sich beygehen läfst.

Rousseau's Theorie, mit der er den Zustand der Wildheit über den der Cultur

erhob, war überdem blos ein Spiel des Witzes von ihm. Jedermann, und auch Pinkerton weiſs, (der Volney citirt; — unter uns Deutschen hat Oelsner in seinem Lucifer diese Anecdote auch wiedererzählt,) wie jene seine Preisschrift entstand. Er war anfänglich Willens . . für die Wissenschaften zu schreiben, als er zu Diderot kam, und sein Vorhaben ihm meldete. „Kein Mensch," sagte dieser zu ihm, „wird Sie lesen, wenn Sie das „thun. Stellen Sie die Sache lieber auf den „Kopf; greifen Sie die Wissenschaften an — „Frankreich wird von dem Lobe Ihres Scharf„sinns Ein lauter Wiederhall seyn." —

Rousseau ging und führte den Rath aus. Ein Nachahmer der Sophisten unter den Griechen, (freylich hier nicht des Sophistenfeinds Socrates,) machte er sich den Spaſs, (selbst nicht daran glaubend,) zu behaupten: Finsterniſs sey Glückseligkeit und Licht, und diesen Widersinn mit allem Glanze auszuschmücken, den sein reiches Talent und seine hinreissende Beredtsamkeit ihm darreichen muſste. Schächer unter seiner Nation glaubten: es sey ihm damit ein Ernst, und zogen mit stumpfen Lanzen und Schwertern gegen ihn zu Felde. Widerspruch erhitzt; er lieſs sie

die Schärfe seiner Waffen empfinden. Man hätte den beyden Abhandlungen nicht mehr Wichtigkeit beylegen sollen, als, so bewandten Umständen nach, daran war; und auch Pinkerton hätte besser gethan, da er ein Engelländer ist, in seinen eignen Busen zu greifen, und den Ursprung, eine Hauptschuld jener Gräuel, lieber in der schändlichen Verspendung von Pitt's Guineen an die Marate u. s. w., als in Rousseau's Witzspiele zu sehen. —

Ob ich nun gleich einen solchen Witz nicht rechtfertigen will, den man zur Aufstutzung irgend eines Irrthums verspillt: so vermag man doch auch nicht zu läugnen, daſs, aus Einem Gesichtspunkte betrachtet, etwas Verdienstliches daran seyn kann; — nämlich, wenn (da bey jeder groſsen Wahrheit ein Wider und ein Für sich denken läſst,) ein grosser Genius sich anstellt, als ob er das Wider vertheidigen wolle, dieses Wider in sein hellestes Licht, ohne daſs man Scherz und Ironie an ihm ahnde, zu setzen sich bemüht, und so Veranlassung wird, Antagonismus, die groſse Quelle alles aus Bösem erwachsenden Guten entstehen, und Männer von Pinkerton's philosophischem Geiste und

Richtigsinn (*justesse d'esprit!*) dadurch zu Widerlegung gelockt, die bestrittene Wahrheit vertheidigen, untersuchen, Sophismen zerstören, und den Nebel des Trugs selbst in der Gäuche Augen zerstreuen zu lassen, die bisher noch daran glauben gekonnt, — und sonach — und dadurch Bösewichter unschädlich zu machen, deren schändlicher Eigennutz uns wieder ins Reich des Irrthums und der Dummheit, in die Zeiten des .. Horns! zurückstürzen will.

Da es nun in Frankreich (und der Einfluſs bey der so allgemein gelesenen Sprache verbreitet sich weit,) wirklich einen solchen Schwarm von Nachtvögeln giebt, deren frech affichirte Absicht ein solches Zurückstürzenmachen ist, und an deren Spitze der Priesterling, Geoffroy, nebst manchen andern nicht unwichtigen Irrthumsvertheidigern sich gestellt: so glaube ich mit alledem, daſs Pinkerton in diesem scharfsinnigen, obwohl mit zuviel Galle, bitterem Ernst und Animosität gewürztem, und in fünf Portionen uns dargereichten antidotischem Aufsatze gegen ein sehr verderbliches schleichendes Gift, etwas nicht Unnützes und Ueberflüssiges gethan, und — ein Wort zu seiner Zeit, (wenn

auch ungehörig in seinem Buche!) geredet hat. — Mögen diese Artikel noch so sehr ein *Hors-d'oeuvre*, und unter *dem* Vorwande, unter dem Er sie als zweckmäfsig darinn aufstellen gewollt, uneinführbar darinn seyn: ich, der unbefangen das Gute aufnimmt, wo es nur sich trifft; ich, den das Licht der Wahrheit und des Ernstes eben so sehr erfreut als Scherz belustigt und Erzählungen unterhält; ich, der ich überhaupt in meinen Einräumungen an die Schriftsteller liberal, kein mit Maafs und Schnur ängstlich abmessender Recensent bin, wie ein gewisser in Engelland im *Litterary Magazine* bereits aufgestandner Scharfrichter, der höchst ungerecht Pinkerton's Buch wegen dieses und andrer *Hors-d'oeuvres*, guilliotiniren gewollt; ich, der überhaupt dem montaignischen *Foire:* „Bücher von Stiefeln zu schreiben, in denen von Stiefeln nichts, oder auch ganz andre Dinge noch stehen, (gleichviel! wenn's „gut Ding" nur ist!) zugethan sich fühlt — ich verzeihe ihm diese seine Excentricität und *Buytensporigheit* sehr gern! —

Nur mufs ich in Absicht Rousseau's noch erinnern, dafs dieser das Irrsal seiner Ju-

gend, diese beyden von Pinkerton zerschnittenen Abhandlungen, nachher selber gewissermaſsen stillschweigend als Bastarte verstoſsen, sie betrachtet hat, wie ein Strauſs sein Ey, das er gelegt in der Wüste, unbekümmert für das Schicksal desselben, verläſst; und daſs sein groſser Ruhm, als Dichter, Philosoph, Erzieher und Moralist; als Ergründer der für das Heil der regierten oder beherrschten Menschen wichtigsten aller Untersuchungen: ob ihr .. nicht Verwaltet-, sondern Beherrscht-werden, und der Modus ihres Verwaltetwerdens auf die „Gnade Gottes“ oder ihre Einwilligung sich gründe; ob die Groſsen der Erde ihre Eigenthümer? oder ihre Beamte? nur sind; (der Hauptgegenstand seines unsterblichen *Contrat social!*) daſs, sage ich, dieser sein Ruhm auf ganz andern Werken als jenen Erstlingsarbeiten beruht, und daſs die von Pinkerton so lebhaft widerlegten rousseau'schen Geistesausschweifungen keine Grundlage jener Werke mehr sind.

Da mein *Faire*, nicht minder als Pinkerton seins, das Individualitätenwesen nun einmal liebt: so setze ich schlieſs-

lich noch hinzu: wie der Zufall es gewollt, daſs ich gerade diese seine Abhandlung, bey einem Herbstbesuche bey Gretry in Rousseau's Ermitagen lesen, zum Theil übersetzen, und Gretry'n, so gut es sich *currente lingua* thun läſst, auf eben dem Zimmer vergallisiren gemuſst, was der Unsterbliche einst bewohnt, in dem noch sein Dintefaſs steht, aus dem er hehre Kinder seines Geistes, denen (und am wenigsten der „ehebruchrathenden!!!" Heloise,) kein Antagonist das Lebenslicht ausblasen wird, bis an die Enden Europa's, Asien's, Africa's und America's hin (denn wo lebt und webt und weht nicht dieser Geist?) versandt; kurz: in dem er gedacht, geschrieben, genossen und gelitten hat. *Have sancta anima!* — Mein lieber Gretry schüttelte ganz gewaltig und mit einer Art von Entsetzen, bey des Britten Unbarmherzigkeiten und Blasphemien, seinen greuzischen Kopf; es kam uns beyden vor, als schwebe Johann Jacobs ernster Schatten um uns, und runzle unwillig die Stirn; ich, der ich als sein Dollmetscher, mehr als irgend ein andrer Deutscher, der Wohlthaten seines Genius genossen, nahm mir vor, da ich doch von des

Britten Frevel im Uebertragen gewissermaſsen zum Mitschuldigen mich machen muſs, sie, wenigstens nicht ohne Epilog und Apologie für den Bekriegten und Besiegten, durchschlüpfen zu lassen.

Neunzehntes Capitel.

(Von Pinkerton.)

Der Luxemburger Pallast.

Dieser schöne Pallast, eine der Hauptzierden von Paris, wurde von Marie von Medicis, zur Nachahmung des in Florenz befindlichen der dortigen Herzöge, erbaut. Er ist kürzlich so aufgeputzt *) geworden, dafs die Steine wieder zu ihrer ersten weissen Frische gelangt sind,

*) *Chipped* — man nennt das im Französischen: *gratter.* — *On gratte à présent le Louvre;* eine sehr langsame und mühsame Operation, die aber, wenn sie vollendet, und der Louvre so ganz von innen und aufsen „gekratzt" worden seyn wird, diesem Prachtgebäude das Ansehen geben mufs, als ob es sich ganz und gar nun erst aus der Erde erhübe.

und nun einen der schönsten und harmonichsten Architecturanblick gewähren, den irgend ein Gebäude in Paris aufweisen kann. Die Bauart desselben ist überhaupt von einer ungewöhnlichen Keuschheit; unterdeſs muſs doch hievon die auf den Garten hinausgehende Rückseite ausgenommen werden, die durch einen ungeheuern Sonnenweiser verunstaltet wird; vielleicht wäre statt dessen eine mit einer groſsen alten merkwürdigen Statue ausgefüllte Blende besser angebracht gewesen.

Die Reparatur des Luxemburg ist indessen noch nicht vollendet, besonders auf der östlichen Seite; allein die edle Gallerie von Rubens, die andre die Gemählde von Le Sueur enthaltende, und dann die dem Senate eingeräumten Zimmer, verdienen wiederholte Besuche des Reisenden. Auf der andern Seite des Hofes sieht man die zahlreichen, die Häfen von Frankreich vorstellenden Gemählde, die sich ehemals in dem Hotel der Marine befanden. Diese Gallerien werden dem Publico jeden Sonntag und Montag geöffnet. Sonnabends sind sie verschlossen; allein alle übrigen Tage der Woche zeigt man sie Fremden auf Vorweisung ihrer Pässe.

Die Reihe der Rubensschen Gemählde stellt

die Geschichte Mariens von Medicis, von ihrer Geburt an bis zu dem Zeitraume vor, wo sie gemahlt wurden. Die Vermischung von Allegorie mit der Wahrheit darinn ist nicht angenehm; allein das Ganze macht ein unsterbliches Denkmahl der Gewandtheit, des Reichthums und der Mannigfaltigkeit des Pinsels aus, die das Eigenthum dieses grofsen Künstlers waren. Ein Gemählde besonders darunter, das die Geburt Ludwig XIII. vorstellt, wird wegen der Mischung der Empfindungen auf dem Gesichte der Königinn bewundert, in welcher der Schmerz und das verschwundne Leiden des Gebährens, mit einem starken Ausdrucke von Freude in Beschauung ihres Sohnes, sich paart und contrastirt. Allein diese edlen Gemählde sind schon so oft beschrieben worden, dafs man nur das davon zu sagen braucht: dafs sie auf immer das Studium jedes denkenden Künstlers ausmachen werden.

Das Gewölbe dieser Gallerie stellt die zwölf Zeichen des Thierkreises vor. Sie sind von Jordans, einem flamländischen Mahler; mit neuern Verzierungen von Chalgrin, itzigem Baumeister des Senates, untermischt, der einen sehr edlen Geschmack auch in den übri-

gen Verschönerungen des Pallastes gezeigt hat Cupido und Psyche machen darunter eine edle Gruppe aus; sie ist in Rom durch Delaistre, einen noch lebenden Künstler, gearbeitet worden. Er hat den Augenblick in der ursprünglich in Frankreich von Lafontaine bearbeiteten, und nachher so oft in einem der Hauptballette der großsen Oper den Einwohnern von Paris vorgeführten Geschichte des Apulejus gewählt, wo Psyche, mit einem Dolche und einer Lampe in der Hand, von ihrer Mutter verleitet, sich dem schlafenden Liebesgotte, ihn umzubringen, naht, aber, beym Anblicke seiner Schönheit gerührt, in Bewunderung vor ihm stehen bleibt. Von Pajou, einem gleichfalls noch lebenden Künstler, ist Psyche noch einmal, aber in einer andern Lage abgebildet worden; diese Figur stellt das von ihrem Liebhaber verlassene und verzweifelnde Mädchen dar; sie sitzt aufgerichtet auf ihrem Hochzeitbette, mit Rosen und Myrthen geschmückt, unter denen ein Schmetterling, das Symbol der Seele, oder vielmehr des durch Liebesvergnügen hervorgebrachten Lebens, herumflattert.

Zwey Statuen von Allegrin, die in ihr Bad sich begebende Diana, und eine es verlassende Venus vorstellend, wurden auf Madame

Dubarry's Bestellung für ihr Lustschloſs zu Lucienne ausgeführt. Sie haben kein besonderes Verdienst und werden sehr von einem Faun übertroffen, der zu Rom von Sergel, jetzigem ersten Bildhauer des Königs von Schweden, verfertigt worden ist. Allein das schönste Stück in dieser Sammlung ist von Julien, einem noch lebenden Künstler und Mitgliede des Instituts. Diese bezaubernde Statue ward für das Milchhaus (*Laiterie*) von Rambouillet gemacht, und stellt eine auf einem Felsen sitzende Nymphe vor, an deren Seite eine Ziege weidet. Auch sie ist im Begriffe sich zu baden, und hat schon Einen Fuſs im Wasser, als sie plötzlich ein Geräusch hört; ihre Sittsamkeit geräth in Besorgniſs, und sie versucht ihre Reize zu verbergen. Die Idee sowohl als die Ausführung ist gleich vortrefflich; allein der etwas zu schorf- und dünnleibigen Ziege gebricht es an Natur. Trotz dieses Fehlers (ein ähnlicher, nur umgekehrt, findet sich an dem plumpen und garstigen Cupido und Delphine, der im Musäo Napoleon der Venus von Medicis zur Seite steht,) kann diese Statue für ein Muster von Vollkommenheit neuerer Kunst gelten; ich habe Fremde, die Kenner sind, sie der be-

rühmten Venus vorziehen und behaupten hören: bey gleicher Schönheit sey sie von noch mehrerem Interesse und Ausdrucke.

Das andere Ende der rubensschen Gallerie führt in ein schmähleres, oder vielmehr in ein länglichtes Zimmer, das die berühmten Gemählde Le Sueur's enthält, der 1655 bereits in seinem acht und dreyſsigsten Jahre in Paris starb. Dieser Künstler hatte niemals Italien besucht, und dennoch sich den Nahmen eines Raphaels von Frankreich zu erwerben gewuſst. Seine Ideen sind erhaben, seine Zeichnungen groſs und natürlich, und von einem bewundernswürdigen Ausdrucke. In der Mitte dieses Zimmers steht auf einer abgebrochenen Säule das Bildniſs dieses Künstlers, in weissem Marmor, mit einer goldenen Krone geziert.

Catharine von Medicis, bey allen ihren Verbrechen, und Marie von Medicis, bey allen ihren Thorheiten, hatten indeſs das Verdienst ihrer Familie; das: groſse Aufmuntererinnen ihrer Künste zu seyn. Letztere war es, die Le Sueur auftrug, die Geschichte des heiligen Bruno, des Stifters des Carthäuserordens, zu mahlen; diese Stücke sollten den unmittelbar in der Nachbarschaft des Luxemburgs sich befindendem Kloster desselben, das jetzt zer-

stört und dessen Garten in eine Baumschule verwandelt ist, schmücken. Er fing dieses Werk 1648 an, und beendigte es in drey Jahren, in vier und zwanzig Gemählden auf Holz, wobey Patel die Landschaften ausmahlte, und Le Sueur sich noch überdem von seinem Schwager helfen liefs. Mit grofser Wahrheit hat er darauf die Strenge und den Ernst dieses Mönchscharacters vorgestellt und immer der Hauptperson demnach eine auffallende und sich auszeichnende characterische Gestalt gegeben. Da nach des Künstlers Tode eine kleine und elende Eifersucht einen Nebenbuhler von ihm angetrieben hatte, diese edlen Gemählde zu entstellen, und sogar die schönsten Figuren derselben zu beschaben, wurden die Mönche genöthigt, Flügelthüren davor machen zu lassen, sie gegen neue Verletzungen zu schützen. Endlich wurden sie 1776 aus dem Kloster weggenommen und in die Gallerie des Louvre gebracht.

Da diese Gemählde sehr gelitten hatten, ist dem Director der Mahleracademie ihre Restauration übertragen worden. Sie wurden von Holz auf Leinwand gebracht, geriethen aber in ungeschickte Hände, die, da die verletzten Theile wieder retouchirt werden soll-

ten, das Uebel nur noch vermehrten. — Zuletzt kamen sie nach Versailles, von woher man sie wieder in diese Gallerie gebracht hat, nachdem sie, wie verschiedene von Rubens Gemählden, mit äufserstem Fleifse und Sorgfalt hergestellt worden sind.

Die Stiftung der Carthause (*Chartereuse*), eines berühmten Klosters in den Alpen der Dauphiné, macht eines dieser Subjecte aus, und die übrigen vorgestellten Geschichten sind aufs Mannigfaltigste behandelt. Allein das am meisten seines Ausdruckes wegen bewunderte Gemählde, ist Bruno's Tod. Der Heilige findet sich hier, nachdem er den versammelten Mönchen seine Beichte abgelegt hat, mit gefalteten Händen auf seinem, der Strenge des Ordens gemäfs, kleinen Bette vorgestellt. Auf einem dabey befindlichen Gesims ruht ein Buch, ein Stundenglas und ein Todtenkopf. Auf den Gesichtern und in den Stellungen der Gefährten des Abts, drücken sich ihre verschiedenen Empfindungen ab. Der Eine, ein Crucifix in den Händen, scheint den Heiligen seinen Brüdern als ein Beyspiel darzustellen; ein anderer lehnt sich an das Bette des Sterbenden, die letzten Laute seiner Ermahnungen aufzufassen; andre richten Gebete an den

Himmel, indeſs Einer sich in Verzweiflung auf den Boden niederwirft. Die Composition dieses Stückes ist groſs, und das Pathos des Ausdruckes darinn bewundernswürdig. Diese edlen Gemählde werden jetzo in Paris in Kupfer gestochen.

Vernet war 1714 zu Avignon gebohren, und starb in der Hauptstadt Frankreichs den 3ten December 1789. Seine Ansichten der französischen Häfen sind mit groſser Wahrheit und Schönheit ausgeführt. Zwey von ihnen stellen Marseille, andre Toulon u. s. w. vor; auf einem von jenen hat sich der Künstler selbst mit seiner Gattinn und Familie abgebildet; wie auch einen damals sehr bekannten Greis von hundert und zehn Jahren, der Hannibal hieſs. —

Diese Reihe französischer Häfen wird von Hue, einem noch lebenden Künstler, aber von geringerem Range, fortgesetzt. Eines seiner Stücke stellt das von den Vendeern in dem Augenblicke belagerte Granville vor, wo die Einwohner einen Thurm in dem niedern Theile der Stadt in Brand stecken, um die schon eingedrungenen Feinde zurückzutreiben. Noch andre dieser Hue'schen Gemählde haben die Eroberung der Insel Granada von D'Estain

1779, und die darauf folgende Schlacht zwischen ihm und Byron zum Gegenstande. Noch ein anderes bildet ein Gefecht zwischen einer französischen Corvette von vier und zwanzig Kanonen, mit einer englischen Fregatte von vierzig, ab, die geentert und genommen wurde. Wir Löwen sind keine Mahler.

Noch sieht man hier verschiedne andre Gemählde von alten Meistern, von denen einige sich auch in der sogenannten Gallerie von Rubens befinden. Die Anbetung der morgenländischen Weisen von Poussin thut keine sonderliche Wirkung. Titians Danae ist eine sehr schöne Nacktheit; allein ich kann nicht begreifen, warum diefs Subject so oft von den Mahlern, vorzugsweise vor andern Gattungen, gewählt worden ist; stellen etwa die Mahler so gern goldenen Regen vor, weil ihnen so selten des wirklichen zufällt? In diesem Gemählde fängt ein Sclave die herabfallenden Münzen in einem Gefäfse auf; eine ziemlich kleinliche und ungehörige Idee. Freylich mag geprägtes Gold wohl das superlativste Vergnügen der Liebhaberinnen neuester Zeit ausmachen; aber der himmlische Regen müfste doch billig, als von Liebesfeuer, in

Tropfen geschmolzen, vorgestellt werden. So ist diese Idee in einem schönen neueren Kupferstiche, nach einer Zeignung Regnaults, gefaſst worden; obgleich auch in ihr auf dem Gesichte der Dame eine höchst wollüstige Tendenz sich zeigt, deren Ausdruck nur französischen Künstlern eigen ist, und von der man in den leidenschaftliche Gegenstände vorstellenden Arbeiten der Italiener fast immer Beyspiele antrifft.

Der schlafende Einsiedler von Vien, dem Senior der noch lebenden Mahler, und der, die Kunst zu ehren, vom Kayser zu einem Mitgliede des Senat Conservateur ernannt worden ist, ist ein meisterhaftes Gemählde. Der Mahler stellte, als er sich noch in Rom aufhielt, darinn einen wirklichen Einsiedler in dem Augenblicke vor, wo ihn der Schlummer überfiel; der Anblick des Greises hatte ihn so lebhaft frappirt, daſs er sein Kunstwerk innerhalb acht Tagen zu Stande brachte. Noch finden sich hier vier Gemählde von Philipp de Champagne, zu Brüssel 1602 gebohren und zu Paris 1674 gestorben. Dieser Künstler gehört zu denen an Verdienst ausgezeichnetsten, deren gerechter Ruhm aber durch zufällige Umstände im Dunkel geblieben

ist, derweil mancher glücklichere Marktschreyer einen zeitfristigen Ruhm usurpirt. Auf seinem Abendmahls-Gemählde hat Champagne in dem Character der Apostel, Pascal, Lemaitre, D'Andilly und andre berühmte Personen aus der bekannten Stiftung, das Port-Royal vorgestellt. Dreymal hat er eben diesen Gegenstand bearbeitet, oder vielmehr dasselbe Gemählde dreymal wiederholt, und die darauf vorgestellten Personen sind ein sprechendes Zeugnifs seiner Anhänglichkeit an den Jansenism, den Lehrbegriff einer Secte, die weder von dem Hofe, noch von der kleinen Putzkrämerinn, die wir Mode nennen, begünstiget war.

Eine heilige Familie hier will sich den Ruhm, von Raphael gemahlt zu seyn, anmafsen; Kenner aber wollen sie denn doch lieber seinem Schüler, Andreas del Sarto, zuschreiben. Dieses Gemählde befand sich vormals in dem Pallaste Pitti zu Florenz, und ist zu wiederholten Malen gestochen worden. Es stellt die heilige Elisabeth vor, wie sie das Kind Jesus seiner Mutter, in Gegenwart der heiligen Catharina und Johannes, aus den Armen nimmt. Auch sieht man noch ein Portrait von Ludwig XIII. von Vouet, der

1648 starb, nachdem er unglücklicherweise in die französische Schule das Flatterwesen eingeführt hatte, das der vom wahren Geschmacke erforderten, in den Werken der gröfsten Meister befindlichen Ruhe so entgegengesetzt ist. Gegenwärtig indefs kann sich die französische Schule einer ächten und wahrhaftig classischen Simplicität rühmen, die sehr viel mehr als irgend eine neuere der griechischen Kunst sich nähert.

Selbst wenn man diese schätzbare Sammlung gesehen hat, wird noch der Saal des Senats, der kürzlich auf der Westseite des Pallastes vollendet worden ist, jedem Besuchenden mit gerechter Bewunderung erfüllen. Eine Treppe in schönem Stil, nach einem alten Muster, von Chalgrin angelegt, ist mit Statuen von allen den Männern ausgeschmückt, die im Kriegs- oder bürgerlichem Stande ihr Leben der Begründung der Republik oder der neuen Ordnung der Dinge aufgeopfert haben. Man sieht dort unter andern auch die Statue des General Beauharnois, ersteren Gemahles der Kayserinn, deren Nahme, da Alles in Paris zum Calembourg gemacht wird, dem wortspielenden Witze gleichfalls herhalten mufste. Als die bekannten ehernen Pferde,

die jetzt längst dem neuen Gitter der Gallerien stehen, dort aufgestellt wurden, wurde gesagt: *voilà des beaux chevaux, mais le b e a u - h a r n o i s est dedans.* Jene oberwähnten patriotischen Statuen sind vorserste nur von Gyps; sollen aber, wie es heifst, künftig in Marmor ausgearbeitet werden. Der Vorsaal, der Saal zum Empfange für die Generale und andre öffentliche Fonctionairs, wenn sie gerufen werden, vor dem Senate Bericht abzustatten; das Zimmer für die Ausschüsse und die andern innern Gemächer, sind in wirklich edlem Stile und vereinigen neuere Pracht mit alter Einfachheit. Längst des halbcirkelförmigen Theils laufen die Sitze für die Senatoren und erheben sich amphitheatralisch; sie sind mit rothem Saffian überzogen, so wie auch die schmalen, vor jeder Reihe der Sitze gestellten Tische, worauf Tintenflecke schon zeigten, dafs an ihnen geschrieben worden war. Hinter diesen Sitzen sind Blenden mit Brustbildern ausgefüllt, unter denen die des Cicero und Demosthenes die darunter Sitzenden zu jedem Feuer männlicher Beredtsamkeit entflammen müssen. Oben darüber befindet sich eine kleine sehr schmale Gallerie für die Damen, die hier Zeuginnen der poli-

tischen Verhandlungen ihrer Gemahle seyn können.

In der Mitte der Seite des Bogens steht der Thron des Kaysers; er zeigt sich niemals und nirgends in gröſserer Pracht, als wenn er feyerlichen Zusammenberufungen des Senates beywohnt. Dieser Thron ist ein breiter mit carmoisinrothem Sammt und Gold ausgeschlagener Lehnstuhl, unter einem Himmel von dichtem Bronze, auf dem verschiedene Tugenden allegorisch in Lebensgröſse abgebildet sind. Man muſs gestehen, daſs die Idee und die Ausführung gleich classisch und erhaben sind; und jedermann wird wünschen, daſs das Moralische der hier verhandelten Dinge und gefaſsten Beschlüsse stets dieser Erhabenheit der Kunsteindrücke entsprechen möge. —

So viel, was das Innere dieses majestätischen Gebäudes betrifft, in welchem sich auch die Zimmer des Bruders des Kaysers, Joseph Bonaparte, befinden, der eine der ersten Würden des neuen Reiches bekleidet. Er ist kein solcher Gemähldeliebhaber als sein jüngerer Bruder Lucien; allein seinem Character nach als ein wahrer *gentleman* bekannt; ein Wort, für das die französische Sprache kein gleichbedeutendes besitzt. Wenn sie etwas ihm

nahekommendes ausdrücken wollen, pflegen sie sich ihres: *un bon enfant* *) zu bedienen; ihr *gentilhomme* deutet nur auf Stand und adeliges Herkommen; da hingegen unser englisches *gentleman* zugleich vollendete Erziehung, feine Sitten, Menschlichkeit und Mäſsigkeit ausdrückt.

Der Luxemburger Garten ist des Pallastes nicht unwürdig; allein an der Thüre wird der Besuchende, wie in dem *Jardin des Plantes*, von zerlumpten Betteljungen behelligt, die ihn um ein Paar Sols ansprechen, indem sie ihm den Kutschenschlag aufmachen, und mit einer schmutzigen Hand ihm den lästigen Dienst des Heraussteigenhelfens zu erzeigen. Dieser eckelhaften Sitte lieſs sich am besten Ziel und Maſs setzen, wenn man andern dabeystehenden Knaben Trinkgeld hinwürfe, die einen mit ihrer Dienstgefälligkeit ver-

*) Diese philologische Anmerkung ist nicht richtig; *bon enfant* heiſst durchaus nicht das, was der Engelländer unter *gentleman* versteht; es heiſst: ein gutmüthiger Mensch; was wir eine gute, eine ehrliche Haut nennen. Das *gentleman* auszudrücken, hat man — zwar nicht *gentilhomme*, aber *galanthomme*, das ganz jenen Begriff erschöpft.

schonten. Uebrigens bietet der Luxemburger Garten keine so schöne und interessante Aussichten, als der der Thuillerien dar, und muſs jenem in jedem Betrachte nachstehen, ob er gleich auch eine zirkelförmige Terrasse hat, die aber nur ein ärmliches Wasserbehältniſs umgiebt. Die Statuen sind, überhaupt genommen, nur klein, und mehr ihrer Nacktheit als anderer Kunstvollkommenheit wegen bemerklich. Die Venus Callipygos, „*aux belles fesses*,“ oder „*Venus posteritatem respiciens*,“ wie sie in (glaube ich) dem florentinischen Verzeichnisse aufgeführt ist, trifft man besonders häufig in den französischen Gärten an; vielleicht könnte man sie, als eine nicht die platonischsten, unwollüstigsten Ideen erweckende Abbildung weiblicher Reize, heraus wünschen. An der höchsten Stelle des Gartens findet sich ein schönes Thor, mit zwey Löwen geschmückt, aus dem man nach der *Rue d'Enfer* gelangt. Der Nahme dieser Straſse klingt sehr Dantisch; ein Spieler der in den Tripots des Palais Royal einst eine starke Summe verlohren hatte, warf sich verzweiflungsvoll in seinen Wisky, und befahl dem Kutscher zuzufahren. Dieser fragte ihn: wohin? *Eh! ménez-moi au diable!* war die

erzürnte Antwort. Er rollte fort, bis er in diese Strafse gelangte, wo plötzlich angehalten ward. „Nun? wird's?" rief der in der Kutsche Sitzende. *Monsieur*, erwiederte der Fiacre: *C'est ici qu'il loge, mais je n'en sais pas le numero.* — Aus den den Luxemburger Garten umgränzenden Pallästen geniefst man nicht blos einer schönen Aussicht über ihn, sondern blickt auch ins Feld hinaus und beynahe bis nach Versailles hin. In dem Garten läuft von der Mitte desselben eine lange Allee, und ein Caffeehaus stöfst daran, in dem zwar eigentlich nur Bier gereicht wird, das aber nichtsdestoweniger in breiten Lettern den Nahmen des Caffeehauses des Senat Conservateur führt. Des Morgens wird diese Allee stark von politisirenden Kannegiefsern besucht, welche ihre Weisheit aus den Zeitungsblättern schöpfen, die in diesem so wie in dem der Thuillerien Morgens immer gleich noch nafs aus der Buchdruckerey für einige Sols zu haben sind, und auch für Einen Sol zum blofsen Durchlesen ausgeboten werden. Zwischen dieser Allee und dem Pallaste stand einst ein berühmter, weitästiger und dickstämmiger, von Marie Medicis eigenhändig gepflanzter Baum, der vor einigen

Jahren erst abgehauen worden, weil er beynahe ganz verfault war und Umsturz drohte. Man nannte ihn: *l'arbre de Cracovie*; nicht von dieser pohlnischen Stadt, sondern nach einem Calembourg von dem alten französischen Worte: *craquer*, kannegiefsern, trätschen; so wie auch wir noch sagen: *to crack jokes*. Unter ihm versammelten sich obbenannte Politiker, und safsen hier als eben so viele Schicksalsgöttinnen, die den Faden der Nationenverhängnisse auf wurmstichigen Spinnrädern ablaufen lassen. Unter andern machte sich ein gewisser Abbé, während der Regierung Ludwigs XV, hier dadurch bekannt, dafs er unablässig behauptete: Engelland müfste und würde erobert werden; es brauchte dazu nur zwanzig tausend Mann. Diefs war und blieb sein ewiger Refrain. Ein heisser französischer Patriot, der ihn dieser seiner kräftigen Prophezeihungen wegen lieb gewonnen, gedachte seiner auf dem Todbette, und führte den Schwätzer in seinem letzten Willen zu einem Legate mit folgenden Worten ein: „ich vermache einem „Abbé, dessen Nahmen ich nicht weifs, der „aber im Luxemburger Garten hinlänglich als „der: *Abbé aux vingt mille hommes*, bekannt

„ist, zwanzig tausend Livres.“ Wirklich erhielt er es auch, da mehrere von den dortigen *Habitués* gerichtlich für die Identität zeugten. Ob wohl je Jemand aus dem Plaudern unter diesem *arbre de Cracovie* einen ähnlichen Vortheil gezogen haben mag?

Am nordwestlichen Winkel des Gartens ist eine angenehme Quelle, mit den Abbildungen eines Flufsgottes und Flufsgöttinnen in ruhender Stellung geschmückt. Unten sieht man eine Venus auf einem Felsen stehen, aus dem das Wasser herausquillt. Diese Idee ist bey weitem angenehmer, als die gewöhnliche, wo man das Wasser aus dem Schlunde oder Rachen von wilden Thieren springen läfst. Das gemauerte Steinwerk daran hat gleichfalls die Gestalt eines Felsen, was einen angenehmen Contrast gegen die Sanftheit der Figuren bildet. Diese Fontaine ist nur erst vor einem Jahre vollendet worden, und mit den grofsen Kiessteinen ausgesetzt, die man gewöhnlich unter Sande, in dem Walde von Meudon und in andern umliegenden Gegenden von Paris, findet. Trifft man sie in gröfsern Massen oder fortlaufenden Betten an: so geben sie treffliche Mühlensteine ab; doch findet man nur selten so grofse, und blos in einigen be-

sondern Districten. Noch sieht man am andern Ende des Gartens eine Merkwürdigkeit aus der Naturgeschichte: einen Baum von beträchtlicher Stärke und Umfang, der auf dem Gipfel eines Gemäuers steht, wo er nur sehr wenig Saft muſs an sich ziehen können.

Der Luxemburger Garten gleicht mehr einem wie er sich auch in der Provinz antreffen lieſse, da er, ausser an Sonntagen, nicht stark besucht wird, und die Spaziergänger darinn selten zu der Classe gehören, die man *gens comme il faut* nennt; er ist also nicht, wie die Thuillerien, ein Sammelplatz der pariser Eleganz. Gleichwohl drängt sich an Sommerabenden von acht bis zehn Uhr ziemlich viel Gesellschaft in der mittleren Allee zusammen, der kühlen Luft, nach der Hitze des Tages, zu genieſsen. Man merkt aber bald, daſs sie bloſs aus Einwohnern der angränzenden Stadtgegenden besteht, und nur selten wird man Gesichter dort wieder gewahr, die man in den Thuillerien gesehen hat.

Der weitläuftige Garten der Carthäuser ist, wie gesagt, zu dem des Luxemburg hinzu genommen worden; da er aber tiefer liegt, ist er durch eine Mauer davon getrennt, die ein *Ha ha!* bildet, über das man nicht weg

kann; dieser steht also dem Publico nicht offen, und man geniefst nur des Ueberblicks davon. Während Chaptals Ministerschaft wurden hier verschiedne Gattungen von französischen Weinreben angepflanzt, über deren Wuchs und Cultur Beobachtungen und Versuche angestellt werden sollten. Dieser berühmte und für sein Vaterland, so wie für die Erweiterung seiner Wissenschaft eifrige Gelehrte, gab um die Zeit ein Buch über die Verbesserungen, die bey Behandlung des Weines anzubringen wären, heraus, und unterstützte es mit seinem ganzen damals so wirksamen Einflusse. Ueberall wurde den Präfecten, Unterpräfecten und Dorfmairen sogar, aufgetragen, die Kunde der neuangerathenen Proceduren zu verbreiten; allein so hartnäckig klebt der Mensch am Alten und Hergebrachten, dafs bis jetzt diese preiswürdigen Verbesserungsmethoden selbst noch in der Gegend um Paris herum wenig Eingang gefunden haben.

Zwanzigstes Capitel.

(Von Pinkerton.)

Fortsetzung der Betrachtungen über Rousseau's Schriften. Der Zustand der Natur, im Gegensatze gegen dessen Lehre darüber erwogen.

Ehe wir diesen Theil unsers Gegenstandes in nähere Erwägung ziehen, müssen Rousseau's Begriffe von dem, was er den Zustand der Natur nennt, erstlich aus verschiedenen Stellen seiner Schriften festgesetzt und mit der wirklichen Beschaffenheit desselben verglichen werden.

„Man kann über die Sitten der Neueren nicht nachdenken, ohne dafs man sich (und das mit innigem Vergnügen) an die Einfachheit der früheren Zeitalter erinnere. Wir

blicken dabey gewissermaſsen in eine schöne, bloſs durch die Hand der Natur geschmückte Gegend, die uns unverwandt das Auge daran zu heften zwingt, und von der wir uns ungerne wieder trennen möchten. Als die Menschen, noch unschuldig und tugendhaft, gern die Götter zu Zeugen ihrer Handlungen hatten, wohnten sie mit ihren Gottheiten zusammen unter Einem Dache; bald aber, da sie sich verschlimmerten, schämten sie sich solcher unbequemen Zuschauer, und verbannten sie aus ihren prächtigen Tempeln." *)

„Es ist nichts Leichtes, zu unterscheiden, was in dem gegenwärtigen Zustande des Menschen ursprünglich oder durch Kunst erworben und gebildet ist, und zu einer vollkommnen Kenntniſs eines Zustandes zu gelangen, der nicht mehr vorhanden ist, der vielleicht niemals vorhanden war, und wahrscheinlich niemals vorhanden seyn wird; von dem wir uns aber doch nothwendig richtige Begriffe machen müssen, um gehörig unsern gegenwärtigen beurtheilen zu können." **)

*) Discours: Sur le Rétablissement des Sciences, etc. Oevres Divers. Amst. 1766. Vol. I. p. 26.

**) Sur l'Inégalité des Conditions, etc. ib. 279.

„Diejenigen Philosophen, die den Grund untersucht haben, auf dem die Gesellschaft beruht, haben sämmtlich die Nothwendigkeit gefühlt, in ihren Betrachtungen zu dem Zustande der Natur hinaufzusteigen, ob er gleich von keinem unter ihnen entdeckt worden ist. Einige haben nicht angestanden, anzunehmen: der Mensch besitze in diesem Zustande Begriffe vom Gerechten und Ungerechten; allein sie gaben sich demohngeachtet die Mühe nicht, zu zeigen, daſs er diesen Begriff gehabt haben, oder sogar nur, daſs dieser Begriff dem Menschen nützlich gewesen seyn müsse. Andre haben von dem natürlichen Rechte geredet, das jedem zusteht, dasjenige, was sein Eigenthum ist, zu erhalten; erklärten aber nicht, was sie unter dem Worte: Eigenthum, verständen. Noch Andre, deren Hauptabsicht es war, das Ansehen des Stärkern über den Schwächern zu begründen, gingen von dem Begriffe von Regierung aus, ohne zu bedenken, welch ein langer Zeitraum schon verflossen seyn muſste, ehe die Worte: Ansehen und Regierung, unter den Menschen einen Sinn haben konnten. Kurz, Alle, indem sie unaufhörlich von Armuth, Begierde, Unterdrückung, Wünschen und Stolz redeten, tru-

gen auf den Zustand der Natur Begriffe über, die sie aus der Gesellschaft entlehnt hatten; sie schienen von Wilden zu handeln, indem sie doch nur eigentlich den schon gebildeten Menschen zeichneten. Den meisten unserer Philosophen kam es nicht einmal in den Sinn, daran zu zweifeln: ob jener Stand jemals stattgefunden habe; da es doch aus dem Lesen der heiligen Bücher augenscheinlich hervorgeht, selbst nicht der erste Mensch, der unmittelbar Unterricht und Vorschriften von Gott erhalten, habe sich in diesem Zustande befunden; und daſs also, wenn wir den Schriften Mosis so glauben wollen, wie es ein jeder christlicher Philosoph muſs, wir zu leugnen genöthigt sind: dieser Zustand habe vor der Sündfluth jemals Wirklichkeit gehabt; es sey denn, daſs der Mensch durch irgend eine auſserordentliche Begebenheit einmal hinein gerieth, welches eine etwas seltsame Meinung seyn würde, die sehr schwer zu vertheidigen und fast gänzlich unmöglich zu beweisen ist. Laſst uns also gleich anfangs alle Thatsachen beseitigen, denn sie gehen sammt und sonders unsere Frage nichts an." *)

*) Sur l'Inégalité, S. 290. 291.

„O Mensch! aus welchem Lande du stammest, welches deine Meinungen auch seyn mögen, höre, betrachte deine Geschichte, so wie ich geglaubt habe, dafs sie gelesen werden müsse; und das nicht in Büchern, welche deines Gleichen schrieben, die Lügner sind, sondern wie sie in der Natur aufgestellt ist, die niemals trügt.“ *)

Indem er weiterhin von der dem Menschen natürlichen Unerschrockenheit redet, sagt er: „Ich zweifle nicht, dafs er nicht durch alle die neuen Schauspiele in Furcht hat gesetzt werden müssen, die sich ihm zeigen, so oft er das physische Gute und Böse, das er zu erwarten hat, nicht unterscheiden und seine Stärke mit den Gefahren vergleichen kann, denen er begegnen mufs; Umstände, die ungewöhnlich in dem Stande der Natur sind, wo alle Dinge auf eine so gleichförmige Weise vor sich gehen, und die Oberfläche der Erde nicht jenen plötzlichen und beständigen, durch die Leidenschaften und die Wandelbarkeit vereinigter Menschen verursachten Veränderungen unterworfen ist.“ **)

*) Ebendas. p. 292.

**) Ibid. 295.

„Da der Mensch in jenem ursprünglichen Zustande weder Haus noch Hütte, und kein Eigenthum irgend einer Art besitzt: so schlug Jeder seine Wohnung auf, je nachdem es der Zufall für ihn mit sich brachte; und diefs oft nur für Eine Nacht; Mann und Weib vereinigte sich aufs Geradewohl, wie Eines dem Andern begegnete, oder Bedürfnifs und Begierde sie dazu antrieben, ohne dafs Worte nöthig waren, Dasjenige, was sie einander zu sagen hatten, auszulegen; und nur so, wie sie sich gleichfalls Eines das Andere mit eben der Leichtigkeit verliessen." *)

„In der That selbst ist es unmöglich zu beweisen, wie in jenem Urzustande Ein Mensch des andern mehr nöthig hätte haben sollen, als Ein Affe oder Wolf des andern; noch auch, wollte man selbst diese Nothwendigkeit annehmen, welcher Bewegungsgrund Einen dahin bringen konnte, sich dem Wunsche des Andern zu fügen; oder, wie sie, selbst in diesem Falle, ihren gegenseitigen Zustand hätten eine Einrichtung geben sollen."

„Der Mensch besafs in seinem Instinkte allein schon Alles, was ihm zum Leben in

*) Ebend. 308.

diesem Naturzustande nothwendig war; und in einer gebildeten Vernunft trifft er Dasjenige an, was ihm erfoderlich ist, in einem gesellschaftlichen Zustande zu leben.“ *)

Weiterhin, wo Rousseau Hobbes erwähnt, thut er den Ausspruch: „dieser Schriftsteller hätte bey Festsetzung seiner Grundsätze nicht ermangeln müssen, anzuführen: der Stand der Natur, indem er bewirke, daſs die Sorge Eines Menschen für seine Erhaltung der des Andern so wenig als möglich Eintrag thue, sey also der zur Erhaltung des Friedens angemessenste, und deſswegen für das menschliche Geschlecht schädlichste.“ **)

Auf der nächsten Seite stellt er das Mitleid als die unbezweifelstbare Tugend des Menschengeschlechts, in diesem frühen Zustande des Daseyns desselben, auf. „So ist es, sagt er, mit der bloſsen Naturregung beschaffen, die aller Ueberlegung vorhergeht; so groſs ist die Stärke des natürlichen Mitleids, daſs es auch den verderbtesten Sitten schwer wird, sie zu überwinden; und ein Beweis davon ist, daſs wir tagtäglich auf unsern Schaubühnen Men-

*) Ebendas. 314.

**) Ebendas. 317.

sehen von den Unglücksfällen Anderer erschüttert und dabey weinen sehen, die, wenn sie an der Stelle der vorgestellten Tyrannen sich befänden, den Leidenden sogar noch mehr als jene martern würden." *) Nachher stellt er ein Heer sophistischer Gründe auf, dieses merkwürdige Paradoxon zu beweisen: „dafs das Mitleiden die besondere Tugend nicht nur des ursprünglichen Menschen, sondern auch des Wilden sey." Als Beyspiel führt er an: „dafs wenn auf der Strafse eine Zänkerey entstehe, kluge und bedächtige Menschen sich daran Theil zu nehmen enthielten, da hingegen die niedrigere Classe, besonders der Zuschauerinnen, sich unter die Streitenden mischte, sie auseinander zu bringen," wobey er aber vergifst, dafs der pariser Pöbel mit diesem Zustande der Natur doch nichts gemein haben kann, und dafs, wenn Klügere oben angeführter Theilnahme an solchen *Zwisten* sich enthalten, diefs daher komme, dafs sie gar keine Erfahrung in dergleichen Hader besitzen. In eben dem Geiste bemerkt er hierauf: „ob es gleich einen Socrates und Seelen dieses Gepräges eigen seyn kann, Tugend durch

*) Ebend. 319.

Vernunft zu erlangen, dennoch das menschliche Geschlecht längst schon untergegangen seyn möchte, wofern die Erhaltung desselben auf dem Raisonniren dieser bessern Mitglieder der Gesellschaft beruhen sollte." *)

Ist unter den beyden Gliedern dieses Satzes auch wohl nur der geringste Zusammenhang? —

Allein wir müssen noch einige wenige andre Gemählde aus diesem vorgeblichen Zustande der Natur bey unserm Denker auflesen, da man seine Theorie in dieser Materie wirklich als die Wurzel der Erbsünde aller seiner Schriften betrachten kann.

„Bey so wenig thätigen Leidenschaften, und einem so heilsamen Abhaltungsmittel, (dem Mitleiden) waren die mehr wilden als bösartigen Menschen aufmerksamer, sich selbst vor den Uebeln zu schützen, die sie mit Leiden bedrohten, als der Versuchung ausgesetzt, sich unter einander zu nahe zu thun; sie hatten wenig Gelegenheit zu gefährlichen Zwistigkeiten, da keine Art Verkehrs unter ihnen statt fand; Eitelkeit, Ehrerbietung, Verachtung, folglich ihnen etwas

*) Ebend. 321.

ganz Fremdes war, da sie nicht den geringsten Begriff vom Mein und Dein, noch irgend eine Vorstellung von Gerechtigkeit hatten; demnach jede Art Gewaltthätigkeit, die an ihnen verübt werden konnte, als ein leicht vergütbares Uebel, nicht aber als eine zu bestrafende Beleidigung von ihnen betrachtet ward, und sie so nicht einmal auf Rache, aufser etwa in den Aufwallungen des Augenblicks (wie der Hund, z. E. in einen nach ihm geworfenen Stein beifst), *) denken konnten, u. s. w. u. s. w." Es würde doch schwer halten, in einem einzigen Absatze eine grössere Menge Entstellungen der ausgemachtesten Thatsachen und der handgreiflichsten Wahrheiten zusammenzuhäufen.

Hierauf betrachtet unser Verfasser die Leidenschaft der Liebe, und die durch sie in dem civilisirten Zustande erweckten heftigen Streitigkeiten; und ruft laut seinen geliebten Caraiben, wegen ihrer friedlichen Liebschaften und ihres gänzlichen Mangels an Eifersucht, Beyfall zu. Er hätte nur noch einen Schritt weiter thun dürfen, um auch die Türken wegen ihrer Verehrung geheiligter Dummköpfe

*) Ebend. 321.

lobzupreisen; jeder nicht ganz in der Völkerkunde Unwissende mufs es wissen, dafs die von Rousseau hier gefeyerten Tugenden, die einheimischsten Eigenschaften aller auch rohesten Nationen und Völkerstämme sind. In dieser Materie verwickelt und verwirrt er sich so sehr, dafs er sich zuletzt nur durch den widersinnigsten und unphilosophischsten Schlufs herauswickeln kann, dadurch, zu behaupten: dafs, da solche Zwistigkeiten über die Weibchen bey den Thieren die Gattungen nicht haben zerstören können, diefs auch wohl nicht unter dem Menschengeschlechte möglich gewesen seyn würde.

„Lafst uns also daraus folgern," fährt er fort: „dafs bey dem Umherwandern in den Wäldern, ohne Sprache, ohne Wohnung, ohne Krieg, ohne Verbindungen, ohne irgend ein Bedürfnifs zu seines Gleichen, so wie auch ohne Wunsch ihnen Schaden zuzufügen, vielleicht sogar ohne irgend besondere Kenntnisse, der Wilde, wenigen Leidenschaften unterworfen und sich selbst vollkommen genügen könnend, nur die für einen solchen Zustand geeigneten Empfindungen und Unterricht besafs; dafs er blofs seine wahrhaftigen Bedürfnisse

fühlte, und auf nichts Anders Acht hatte, als wovon er empfand, daſs es zu suchen sein Vortheil mit sich bringe; so daſs folglich sein Verständniſs keine gröſseren Fortschritte als seine Eitelkeit machen konnte. Traf er von ohngefähr auf irgend eine Entdeckung: so konnte er sie Andern nicht mittheilen; er kannte ja selbst nicht einmal seine eigenen Kinder. Eine erfundene Kunst ging mit ihrem Erfinder unter; der Mensch hatte weder Erziehung, noch bildete er seinen Geist aus; umsonst vermehrten sich die Geschlechter, und, von Einem Ziele ausgehend, verschwanden alle folgenden Zeitalter in der völligen Rohigkeit der ersteren; die Gattung war bereits alt und der Mensch blieb immer noch Kind."

„Ich bin hier so weitläuftig in Voraussetzung dieses Urzustandes gewesen, weil, da ich alte Irrthümer und eingewurzelte Vorurtheile zu zerstören hatte, ich es für nothwendig hielt, bis zur Wurzel nachzugraben, und in dem Gemählde des wirklichen Zustandes der Natur zu zeigen, wie weit Diejenigen die Wahrheit verfehlen, welche glauben, daſs die natürliche Ungleichheit, wenn in diesem Zustande eine vorhanden war, so einen merk-

lichen Einflufs auf ihren Zustand gehabt haben könne.“ *)

Die übrigen Hauptsätze Rousseau's über diese Materie vom Naturzustande, sollen nur kürzlich angedeutet werden. Indem er sich es vornimmt, die verschiedenen Umstände und Begebenheiten zu untersuchen, die, seiner Meinung nach, die menschliche Vernunft vervollkommnet haben; indem sie die Gattung verschlechterten, und den Menschen dadurch, dafs sie ihn gesellig machten, verderbten, scheut er sich nicht, zu gestehen, dafs er sich blos auf Vermuthungen stütze; und setzt hinzu: „diese Vermuthungen wurden zu Beweisen, wenn sie das Wahrscheinlichste wären, was sich aus der Natur der Dinge herleiten läfst; **) ja er geht sogar so weit, zu sagen: seine Vermuthungen würden zu unüberwindlichen Wahrheiten leiten. Welch ein Moorgrund statt eines Felsen unbezweifelbarer Wahrheit, worauf er sein schwankendes Gebäude aufführen will! Er wiederholt seinen Satz: dafs der Mensch, in dem Zustande der Natur, mit seines Gleichen nicht mehr Verkehr als die Thiere untereinan-

*) Ebend. 325.

**) Ebend. 328.

der, habe; und daſs also darinn so gut wie gar keine Ungleichheit vorhanden gewesen sey. *) In einer langen Anmerkung zu eben derselben Schrift versucht er zu beweisen: „Die Menschen fühlten, daſs, da in dem Zustande der Natur gar kein Eigenlieb statt fände, in ihm weder Haſs noch Rachbegierde sich äuſsern könne.“ **) Aber dieser neue Pygmalion muſs ja wohl das Recht besitzen, das Wesen seiner eigenen Schöpfung, den vorher nie beschriebenen Menschen einer neuen Gattung, (der, seinem eigenen Geständnisse nach, in dieser bewohnten Welt niemals vorhanden war und niemals vorhanden seyn kann) so zu bilden, wie es seiner eigenen Einbildungskraft am gemäſsesten ist. —

In seinem Werke über den gesellschaftlichen Vertrag, kömmt, da er wahrscheinlich seinen Vorrath von Träumereyen über den Naturzustand erschöpft hatte, kaum irgend eine Bemerkung über diesen Gegenstand vor. Er erinnert zwar: (Buch I. Cap. 4.) „daſs, da die in ihrer ursprünglichen Unabhängigkeit lebenden Menschen in keiner

*) Ebend. 332. 367.

**) Ebend. 411.

Verbindung unter einander stehen, die fest genug wäre, einen Zustand des Friedens oder den Zustand des Krieges hervorzubringen, sie nicht von Natur Feinde wären," und im 8ten Capitel bemerkt er flüchtig: „dafs ein Uebergang aus dem Stande der Natur in den bürgerlichen bey dem Menschen eine sehr merkbare Veränderung bewirke, weil er in sein Betragen Gerechtigkeit statt des Instinktes bringe, und den Handlungen desselben diejenige Moralität ertheile, die ihnen bis dahin gefehlt habe." So schwer ist es, regelmäfsig excentrisch und gleichförmig paradox zu seyn; allein auf diese Weise liefse jeder Satz Rousseau's sich vollkommen aus ihm selbst widerlegen:

He is himself the great sublime he draws *)

und aus andern Stellen seiner Schriften (denn sämmtlich sind oder scheinen sie oft mehr augenblickliche Ergiefsungen eines Instinkts, als nüchterne und ernste Untersuchungen der Vernunft zu seyn,) liefsen sich sogar richtigere Begriffe über den wahren Zustand der Natur auffinden.

Wofern sich irgend ein Schlufs aus den

*) „Er ist selbst das grofse Erhabene, das er zeichnet."

obgenannten Stellen ziehen läſst, in denen bisweilen schnurgerader Selbstwiderspruch herrscht, dürfte es beynahe scheinen, daſs Rousseau's Vorstellungen von dem Zustande der Natur ursprünglich aus der nichtigen dichterischen Fiction eines goldenen Zeitalters herstammen; nur mit dem Unterschiede, daſs die Dichter aus ihrem idealischen Gemählde von der menschlichen Glückseligkeit, alle bösen Leidenschaften heraus lassen; Rousseau aber ihnen auch alles Gefühl von Liebe und Freundschaft, und beynahe jede gute Empfindung absprechen will, die auch noch selbst in dem rohesten Zustande des Menschen stattfindet. Denn wie lieſse es sich begreifen, daſs der Mensch in irgend einer Beschaffenheit seines Daseyns, weniger Kenntniſs und Wahrnehmungskraft, als selbst die unvernünftigen Thiere haben sollte? So schlieſst er z. E., daſs der erste Mensch, der irgend nur eine Bekleidung trug, oder sich eine Hütte baute, etwas ganz Ueberflüssiges gethan habe; als ob, da die Natur ihn nackend und waffenlos gebohren werden läſst, sie ihn nicht einmal mit dem kleinen Theile von Vernunft ausgestattet haben sollte, der ihn in den Stand setzte, denenjenigen seiner Bedürfnisse abzuhelfen, die

doch wohl zu den natürlichsten gehören; weil schwerlich jemand leugnen wird, dafs in kalten Himmelsstrichen Kleidung und Bedeckung eine nicht minder unentbehrliche Sache als Nahrung selbst sind. Es ist nicht nöthig, sich hier in irgend eine Erörterung der merkwürdigen Frage: über den Unterschied der Vernunft und des Instinkts, einzulassen; und es reicht zu, zu bemerken, dafs Kleidung und Wohnung, die Rousseau als im Naturzustande unnöthigen Luxus verwirft, vielmehr nichts als vom Instinkte selbst vorgeschriebene Bedürfnisse sind. Die Fische machen vielleicht die einzige Thiergattung aus, von der man sagen kann, dafs sie ohne Wohnung sey; denn selbst wilde Thiere haben ihr Lager, ihre Höhle, ihren Stand; manche graben sich Wohnungen aus, oder bauen sich welche, wie die Vögel und der Bieber. Der Mensch ist beynahe das einzige Thier, das die Natur ohne Bekleidung gelassen hat, weil sie ihn dazu bestimmte, selber für eine zu sorgen. Wissen wir nicht, dafs es sogar eine gewisse Art von Krebsen giebt, die von den Bergen herunter nach dem Ufer kriechen, verlassene Muschelschaalen aufzusuchen, sich darinn einzunisten,

weil die Natur sie eben, wie den Menschen, ohne Bekleidung gelassen hat?

So wäre denn also Rousseau's idealischer Mensch nicht bloſs ohne Vernunft, sondern auch ohne Instinkt; und er nimmt eine vollkommene Gleichheit an, die niemals, selbst nicht unter Thieren derselben Gattung, stattgefunden hat, da einige derselben weit mehr Instinkt, Stärke und Muth, als deren andre besitzen. In der That könnten Stärke und Muth als die wesentlichsten und ersten Eigenschaften des Menschen angesehen werden, und Weisheit und Güte bloſs von Verderbtheit unserer Natur zeugen, (was nothwendigerweise aus Rousseau's Raisonnement folgt): so würde es umsonst seyn, sich gegen seine Sätze aufzulehnen. Hierinn aber ist er eben so sophistisch, als wenn er, wie er gleichfalls thut, von Thieren, wie das Pferd, die Katze, der Stier, der Esel, behauptet, ihre Gattung sey durch ihre Zahmmachung und Einhausung beym Menschen verschlechtert worden; eine Thatsache, die sich höchlichst bestreiten läſst, da es manche Zuchten von zahmen Rossen, Stieren und Eseln giebt, die gröſser an Gestalt, Stärke, und wenigstens eben so muthig, als die wilden ihrer Art sind, so Wälder und Wüsten

durchirren. Wäre dieſs aber auch: so würde der daraus hergeleitete Schluſs demnach sophistisch seyn und auf Abwege führen; da die wesentliche Würde des Menschen, und selbst Das, was den wesentlichen Vorzug eines Thieres vor dem andern begründet, nicht auf ihrer Stärke, sondern auf ihrer Nützlichkeit beruht.

Es muſs bereits jedem Leser aufgefallen seyn, daſs viele von Rousseau's Sätzen bloſse Poesie und von einer solchen Schattennatur sind, daſs sie selbst den Waffen des Raisonnements nicht Stand halten. Wenn zum Beyspiel er der Götter erwähnt, die unter den Menschen gelebt haben sollen, träumt er sich offenbar, — worauf wir oben schon hindeuteten — in das goldne Zeitalter der Dichter hinein. Wir brauchen wohl nicht zu erweisen, daſs die Götter überhaupt ein den Wilden ganz fremder Begriff sind, wir möchten denn solche bey ihnen zulassen, wie die Götzenbilder der Tartarn und die Fetische der africanischen Wilden; Gottheiten, die zur Feuerung gebraucht werden, sobald die geringste Kenntniſs anfängt, in den armseligen Hütten oder Gezelte der „Gefährten" jener Götter zu tagen.

Etwas eben so Hirngespinnstisches, als seine erste Religion, ist seine erste Regierung,

die wir vielmehr Nicht-regierung nennen möchten. Indem er auf diesen seinen Gegenstand wieder zurückkömmt, bemerkt er in seiner Schrift vom gesellschaftlichen Vertrage: „dafs, gäbe es eine Nation, die aus Göttern bestünde, sie sicher eine democratische Regierungsverfassung sich gegeben haben würde; eine so vollkommene aber schicke sich nicht für Menschen.“ Und in dem darauf folgenden Capitel bemerkt er: „die ersten Gesellschaften wären Aristocratien gewesen,“ eine Verfassung, die er mit Recht jeder andern vorzieht. Unter diesen ersten Gesellschaften mufs er, wenn die Stelle einigen Sinn haben soll, seinen Zustand der Natur meinen; allein seine unzusammenhängenden Sätze haben einen sehr wesentlichen Einflufs in die Einführung von Gesetzlosigkeit gehabt. Denn man kann bemerken, dafs, so wie in dem siebzehnten Jahrhunderte religiöse Schwärmerey den unüberwindlichen und unbegreiflichen Strom bildete, der in die politische Maschine Engellands einbrach, eben so die philosophische Freyheits-Schwärmerey gleiche Folgen in Frankreich zuwege gebracht habe. Religion und Freyheit sind beyde an und vor sich selbst eine vortreffliche Sache, wenn sie, wie die Flamme

der häuslichen Esse, unsere Wohnung erwärmen und erleuchten; übertrieben aber entstehen nur zerstörende Feuersbrünste daraus.

Man kann sich selbst von dem idealischen Zustande der Natur anders keinen richtigen Begriff machen, als dafs man annehme, er zeige eben sowohl, als unser gesellschaftliches Leben, Laster und Tugenden auf. Die Beschaffenheit und Natur des Menschen selbst führt uns auf diesen Schlufs; und schwerlich kann man das Vorhandenseyn einer Tugend ohne das des ihr entgegengesetzten Lasters annehmen. Allein von den Urzeiten der Welt können wir nichts, als vermittelst schriftlicher Ueberlieferungen wissen, die nur Begleiterinnen eines schon beträchtlichen, in der Civilisation gemachten, Fortschrittes sind; mündliche Sage lehrt uns beynahe nur Unwahrheiten, und das Alter hat immer eine grofse Neigung, pomphaft und vergröfsernd von den Vorzügen und Vortheilen früherer Zeiten zu reden. So weit als menschliche Erzählungen hinaufsteigen, hat man stets in der menschlichen Gesellschaft eine langsame aber fortdauernde Verbesserung bemerkt, die freylich in einigen Ländern bisweilen durch das Einströmen barbarischer Nationen unterbrochen worden ist,

die aber nachher selbst civilisirt und Werkzeuge in den Händen der Vorsehung wurden, die gesellschaftlichen Vortheile immer weiter und weiter zu verbreiten.

Da es sich nun solchergestalt mit dem bekannten Fortschreiten der Gesellschaft verhält: wird man wohl dem Schlusse, dafs auch der unbekannte Zustand des Menschen von den nämlichen Gesetzen geleitet wurde, die einleuchtendste Vernünftigkeit nicht absprechen können; und in der That zeigt uns auch die Geschichte aller möglichen Nationen der Erde, auf einen natürlichen Zustand von Unwissenheit und Barbarey, als auf einen wirklich vorhanden gewesenen hin.

Baco hat schon längst das jetzt allgemein angenommene Axiom festgestellt: die wahre Philosophie müsse sich auf gesammelte Thatsachen und Erfahrungen stützen, da man bisher gefunden hat, dafs jede von ihnen entblöste Theorie trügerisch ist, und zu nichts als falschen Schlüssen verführt. Diefs Axiom mufs also auch auf das Studium des Menschen und der Gesellschaft angewandt werden, in der die Erkenntnifs desselben um so viel nothwendiger ist, weil mifsverstandene Theorien furchtbare Folgen nach sich ziehen können.

Montesquieu liefs diesen Grundsatz nicht aus den Augen, als er sein grofses Werk nicht aus seiner Einbildungskraft hervorspann, sondern überall auf positives Ansehen die practischen Wirkungen der Gesetze und Regierungsverfassungen stützte. Rousseau hingegen und verschiedene andre französische Philosophen, haben nichts als Utopien aus ihrer Phantasie hervorgehen lassen. Als Ursache dieser sich so entgegengesetzten Verfahrungsweise kann man wohl das angeben, dafs diese Philosophen blofse, mit jeder practischen Geschäftskenntnifs unbekannte, Gelehrte waren, und daher in Einsamkeit ihres Studierzimmers sich wohlthätige, aber nur erträumte Vorstellungen von dem menschlichen Character bildeten, und ihre eignen Begriffe von Aufklärung und Tugend zum Maafsstabe derer der ganzen Gattung erhoben; da doch, der wahren Beschaffenheit nach, neun Zehntheile des Menschengeschlechtes noch zur Unwissenheit verdammt sind, und sich nicht einmal die entfernteste Vorstellung von solchen Speculationen und ihren Folgen machen können. Allein Montesquieu war eine obrigkeitliche Person und ein Geschäftsmann; gewohnt, den Menschen nur nach dem wahren Augenmerke, das heifst nach Dem,

was geschieht und wie er handelt, zu richten. Man kann es nicht stark genug bedauern, daſs der Mangel eines Senates, vielleicht auch die allzu dürftige Anzahl und schwache Verfassung der Gerichtshöfe in Frankreich, einen traurigen Mangel an Männern von wahrer politischer Erziehung, und die genugsam in wirklichen Regierungsgeschäften bewandert gewesen wären, zuwege brachte. Daher thaten denn diejenigen ihrer Schriftsteller, welche sich gleichwohl an solche Materien wagten, sich in der philosophischen und theoretischen Mahlerey (*picturesque*) hervor; blieben aber gänzlich Fremdlinge in Allem, was wahre Cultur und practische Vortheile betrifft.

Es ist nicht allein gefährlich, wenn man die Geschichte der Gesellschaft erörtert, seine Zuflucht zur Theorie zu nehmen, sondern es ist auch ganz unnöthig, da die menschliche Natur auf jeder möglichen Stufe ihrer Ausbildung wirklich als vorhanden gefunden werden kann; und die neueren Reisebeschreibungen und Entdeckungen uns solche genaue und ausführliche Nachrichten darreichen, daſs auch der vorsichtigste Philosoph ihnen sein ganzes Zutrauen schenken kann. Wollen wir ein wahrhaftes Gemählde des wirklichen Zustandes

der Natur kennen lernen: so brauchen wir nur Collins Nachricht von unserer neuen Colonie in der Südsee zu lesen. Wir werden darinn sehen, dafs die Bewohner von Neuholland sich noch auf der ersten elementarischen Stufe der Gesellschaft befinden, und wir brauchen nur unsern Lesern zu empfehlen, die wahre Zeichnung ihrer Sitten mit dem Gemächte zu vergleichen, das Rousseau's Einbildungskraft ausgeschmückt hat. Ihre beständigen Streitigkeiten unter einander, ihre blutdürstigen gottesdienstlichen Gebräuche, ihre Rachsucht, ihre grobe Unwissenheit, ihre Eitelkeit und Ziererey, der bey ihnen stattfindende Mangel an allen Lebensbequemlichkeiten, da ihre sämmtliche Beschäftigung blofs das zum Ziele hat, sich eine dürftige und ungesunde Nahrung zu verschaffen, ihre eitlen Furchten und Aberglauben, ihre heftigen und verderbten Leidenschaften; mit Einem Worte: ihr, selbst mit anderer Wilden Zustand verglichenes gröfseres und äufserstes Elend, — Alles diefs beweist: Rousseau's Vorstellung von dem Zustande der Natur sey ein blofses Phantom, und die Vorsehung lasse stufenweise Gutes aus Bösem, nicht aber, wie dieser Philosoph sich es thörigt einbildete, Böses aus Gutem hervorgehen.

Ein und zwanzigstes Capitel.

(Von J. S. Mercier.)

Die Quartier-Uhren.

Es thut mir sehr leid, daſs ich in Paris nicht eine gröſsere Anzahl von Uhren sehe. *) Es giebt Quartiere, in denen das Wagengeräusch so ohrenbetäubend ist, daſs man das kleinliche Metall (*timbro*), was uns die Stunden anzeigen soll, nicht hört. Auf der ganzen *Chaussée d'Antin,* dem Bouleward u. s. w., schlägt keine Uhr. —

*) Diese „*Regrèts*" theile ich und wohl Jeder, der unsre Glocken in den meisten deutschen Städten: Hamburg, Lübeck etc., kennt, mit Mercier von ganzem Herzen. Es ist unbegreiflich, daſs man in einer so groſsen Stadt, und

Aber es ist schwer, viele Glocken zu haben, weil ihr Guſs sehr kostbar fällt. Indeſs sollte die Obrigkeit ernster darauf denken, für das allgemeine Bedürfniſs hierinn zu sorgen und doch wenigstens in dem Mittelpuncte jedes

die stets so erzkatholisch war, diesen Haupt-Artikel des geistlichen Luxus so hat vernachlässigen können; man verwildert hier gänzlich in der Zeit, die doch nirgends kostbarer und vorüberfliegender ist. Dazu kömmt: daſs man bey der Seltenheit von Thürmen irgend einiger Höhe, (auf den Kuppeln der Invaliden, des Pantheons, des Val-de-Grace u. a., sind überdem keine Uhrscheiben, und können vielleicht schicklich keine seyn); daſs man bey dieser Seltenheit der Thürme und ihrer Entfernung von einander, wohl Viertelmeilen weit gehen kann, ehe das Auge oder Ohr einige Nachricht über die Stunden erhält. Für gewisse zerstreute Leute, (wie ich deren kenne) die sich niemals an eine regelmäſsige Aufziehung ihrer Taschenuhren haben binden können lernen, ist der Mangel an solchen öffentlichen Predigern der Kürze unserer Tage, nun vollends etwas ganz Desolantes!.. Ich habe daher immer die drey oder vier Uhrenscheiben, die in dem innern Hofe des Tribunats, an der Samaritaine, im Louvre und in den Thuillerien nach

Fauxbourgs Eine anbringen. In diesen Vorstädten leben so viele Handwerker, denen sehr viel darauf ankömmt, die Stunden der Tageszeiten zu wissen. Die Abmessung derselben ist eine Art von Vergnügen, von Aufmunterung für den bey seinem Gewerbe und Werke emsig beschäftigten Arbeiter. Alsdann aber müſsten

der Gartenseite zu, wovon aber die letzte fast stets stillsteht, wenn der Kayser nicht in der Stadt ist, — als freundliche Wegweiser durchs Leben verehrt. Aber es ist mir oft begegnet, daſs, wenn ich, im Ausgehen vom Hause, die gute Absicht hatte, nach Anweisung dieser oder der, meine Uhr zu stellen, ich ein tausend Schrittchen vor dem Punkte vorbey ging, wo ich darnach hätte sehen sollen, und dann eben so viel unnützes Weges wieder zurückmachen muſste. Endlich fand ich die Ressource aus, im Vorbeygehen vor den nicht unzahlreichen Uhrmacherboutiquen im Palais-Royal und der Rue St. Honoré, nach den aufgestellten Pendüln und Sackuhren zu sehen; aber ihre Herren Verfertiger spielen den Vorbeywanderern auch oft den Streich, keine davon aufgezogen zu haben. Kurz, man ist übel in Paris mit seiner Zeit daran, und lebt etwas in den Tag hinein.

C.

auch die Glocken grofs genug seyn, hell genug und in gehöriger Höhe aufgehangen, (z. E. wie die der Kirche St. Etienne du Mont,) dafs der Schall von Einem Ende des Quartiers bis zum andern gehört würde, und dafs sie das Gerolle der eisenrasselnden (*ferraillantes*) Wagen, das dumpfe Gerumpel der Kothkarren, und das Gepfeife des Nordwindes übertönten.

Das Glockenspiel der Samaritaine hört man nur defswegen so weit hin, weil diese auf dem Pont-neuf über dem Flusse steht, und so, vereinzelt, durch keinen Gegenstand der Schall in seiner Verbreitung aufgehalten wird.

Aus eben dieser Ursache hörte man einst auch so weit in die Ferne das Glockenspiel des Carthäuserklosters, das überdem von einer vollkommnen Zusammenstimmung und kein so gellendes Geklimper, wie das der Samaritaine, war. Es spielte alle vier Tageszeiten der Liturgie. Wenn ich weiland in den ersten schönen Tagen des Frühlings das Morgenroth in dem ländlichen luxemburger Garten zu begrüfsen ging, erinnere ichs mich noch sehr wohl, mit welchem Vergnügen ich in einer seiner einsamen Alleen einen gewissen Abbé,

das Brevier in der Hand, überraschte, der sein: *Veni sancte Spiritus*, bey den sanften Accorden dieses ehrwürdigen Glockenspieles sang!

Die berühmten Städte Europa's prunken sämmtlich mit mehr oder weniger prächtigen, mehr oder weniger merkwürdigen Schlaguhren. Alle Reisenden, alle Erdbeschreibungen haben von der zu Lion, zu Strafsburg, zu Lübeck, zu Angerville in Beaune, zu Anet, u. s. w. geredet, und Paris, die berühmteste Hauptstadt der Erde, kann, bey der Pracht und Nützlichkeit ihrer andern vielen Denkmähler, sich nicht einer einzigen rühmen, die auf eine besondere Weise die Neugierde der Fremden erweckte; denn, wenn man auch die Güte (*mérite*) und Genauigkeit der an dem Hotel de Ville, die sechszigtausend Livres, und der an der Sorbonne, die ihrer mehr als vierzigtausend gekostet hat, einräumen mufs: so behaupte ich doch noch immer, dafs weder diese noch andre, irgend eine der überraschenden Wirkungen des Mechanismus aufzeigen, wie die von Lion, von Strafsburg u. s. w.

Könnten wir in diesem Betrachte für das allgemeine Vergnügen nicht noch ein wenig

mehr thun, als ein gewisser bekannter Kunstschlösser *), der, zur Ergötzlichkeit für die Vorübergehenden und zu ihrer Ohren- und Augenweide, ihnen stündlich ein Glöckchenconcert seiner Composition auftischt, und vorn an seinem Laden ein Automat stehen hat, das, die Pfeife im Munde, an einem Bratenwender ein aufgespiefstes Kaninchen herumdreht?

Die St. Marienkirchenuhr in Lübeck zeigt die Ecliptik, den Thierkreis, den Aequator, die Wendezirkel und die Planeten in ihren verschiedenen Umläufen an. Sie thut Das mit so vieler Genauigkeit, dafs man den jedesmaligen Stand zu jeder Tageszeit unterscheiden kann. Sie bildet die regelmäfsigen Bewegungen der Himmelskörper, das Auf- und Unter-

*) Man unterscheidet hier die gewöhnlichen Schlösser (*serruriers* schlechtweg,) von den Kunstschlössern, (*serruriers-mécaniciens*, die in dieser Gattung wirklich äufserst ingeniöse Werke verfertigen,) wie man die *Ebénistes* (Tischer, welche Meubeln etc. in Mahogany und andern kostbaren Holzarten arbeiten,) von den gewönlichen Tischern (*Ménuisiers*), und den Kasten- und Kistenmachern (*Layetiers*), unterscheidet.

C.

gehen der Sonne ab, und bey ihrer ersten Einrichtung bereits, ist dieses Anzeigen bis auf das Jahr 1875 hinaus schon berechnet.

An eben der Uhr, ist ein, jeden Mittag durch ein sich an der rechten Seite öffnendes Pförtchen, zum Vorschein kommendes Christusbild angebracht; ihm folgen in Procession der Kayser und die sieben ältesten Kurfürsten. *) Diese gehen darum herum, und machen vor dem Bilde, das ihnen ihre Höflichkeit durch eine kleine Bewegung mit der Hand erwie-

*) Mercier hat diefs aus Hörensagen, oder vielleicht einer ungenauen Reisebeschreibung genommen. So viel ich weifs, sind es die Apostel, und diese weltkundige Uhr heifst defswegen die Apostеluhr. Aber so grofs ist die *Socordia* des Menschen gegen Schätze, die in unserm Erreichungskreise sind, dafs ich über ein ganzes Jahr, wie mein Vater Superintendent in Lübeck war, in der Superindentur, zwanzig Schritte ab von dieser Marienkirche, gewohnt, und mir hundert und dreymal vorgesetzt hatte, die Mittagsstunde wahrzunehmen, diese berühmte Uhr zu sehen, ohne dafs ich ein einzigmal wirklich dazu gelangt wäre und den löblichen Vorsatz in Ausübung gebracht.

C.

dert, einen tiefen Bückling; dann führen sie sich in derselben Ordnung, durch ein andres Pförtchen zur linken Hand, wieder ab und die Thüre schnappt hinter ihnen zu.

Im Jahre 1755 verfertigte Jaques Droz, aus Neufchatel, verschiedne Penduluhren von ziemlich verwickelter Zusammensetzung. An der einen brachte er ein Sonnensystem mit den Phasen desselben an, wo alle Bewegungen und der Lauf der Gestirne sehr genau bezeichnet war. Die Umwälzungen geschahen an einem sternbesäeten Himmel, der nur des Nachts sichtbar ward. Wenn nebelicht Wetter einfiel, bedeckte dieser Himmel sich mit künstlichen Wolken. Oben an der Uhr blies ein Schäfer verschiedne Melodien auf einem Haberrohre. Ihm zur Seite sah man einen kleinen Hund, der einen Korb mit Früchten bewachte. Rührte man diesen Korb an: so fletschte sein Schirmer die Zähne und bellte, bis man das daraus Weggenommene wieder an Ort und Stelle gelegt.

Ahmen wir die nach, übertreffen im Groſsen, in Gröſserem, diese mit Recht berühmten Künstler! In einer Stadt, in welcher so viele tausend arbeitende Menschen sich tummeln, müſste billig auf einem groſsen

Platze eine Uhr seyn, die dem Volke eine Art von Zeitvertreib verschaffte; die es an einem Festtage belustigte; vor der es, beym Klange eines harmonischen Glockenspiels, ein Tänzchen machen könnte. Hieſse es etwas Unmögliches verlangt, wenn man wünscht, daſs der innre Mechanismus einer solchen Uhr die Horen unter der Gestalt jener guten weiblichen Seelen sehen lieſse, welche ihre Liebe zu den Armen zum Gegenstande der öffentlichen Verehrung gemacht hat? Würde nicht alljährlich der abgelebte verdiente Krieger an der Wiederkehr des Tages, der uns Rettung gewesen ist, das allegorische Bild der Schlacht von Marengo an einer solchen Uhr mit Freuden erscheinen sehen?

Eine Triumphsäule wird das Gedächtniſs unserer Siege verewigen. Ich, meines Theils, wünschte auch eine Uhr zu sehen, aus der sich bewegende Grenadiere, von denen der berühmteste die Glocke anschlüge, hervorgingen; indeſs seine Gefährten-Waffenbrüder, wie sie vorbeywandelten, die Nahmen der Tapfern emporhöben, welche sich auf dem Felde der Ehre ausgezeichnet. Die Siegstrompete lockte dann die Landleute herbey, die lange gaffend davor stillstehen würden,

dem anreizenden mechanischen Schauspiele zuzuschauen. Die darauf blitzende Sonne machte die Uhr gloriestrahlend, und dieser Gnomon würde dem Volke stärker ans Herz reden, als die Scheibe von St. Sülpice, die nur Astronomen verständlich seyn kann. Jedermann macht, wie man weiſs, heut' zu Tage sein Projectchen. Ich gebe dieses zum Besten. Scheint's zu gewagt, so verzeihe man mir's zu Gunsten seiner guten Absicht!

Zwey und zwanzigstes Capitel.

(Von Pinkerton.)

Die Steinbrüche von Paris.

Die Aushöhlungen, die sich unter einem grofsen Theile von Paris und seiner Nachbarschaft befinden, liefs man beynahe gänzlich aufser Acht, bis ohngefähr ums Jahr 1778 herum, wo ein über die Strafse fahrender Fiacre einmal in einem dieser Schlünde versank. Dieser und andre Unglücksfälle erregten endlich die Aufmerksamkeit der Regierung; sie liefs Untersuchungen anstellen und verordnete, dafs die schwachen Theile dieser unterirdischen Aushöhlungen gestützt werden sollten.

Ich habe einmal in einer grofsen Gesellschaft, von der jeder Person zwey Kerzen bey

diesem Besuche in die Hand gegeben wurden, in diesen unterirdischen Gängen zugebracht. Andre waren mit Fackeln an den critischsten Theilen des Labyrinthes angestellt worden. Diese Gänge sind gewöhnlicher Weise nur weit genug, dafs zween Menschen zugleich hineingehen können; im Ganzen genommen aber so reinlich und trocken, als nur die Flur eines Hauses seyn kann; ausgenommen an einigen Orten, wo Quellwasser sie feucht macht. Man steigt auf einer engen, sich nahe beym Luxemburger Garten befindenden Treppe, von ohngefähr funfzig Stufen, hinunter, und die Nahmen der Strafsen und Gebäude, unter denen diese Schachte fortlaufen, sind an den Wänden derselben angeschrieben; sie bestehen aus einem feinen kalkartigen Bausteine, der oftmals mit Muschelschaalen untermischt ist. An einigen wenigen Stellen hat ihre Decke, von Nässe gelockert, nachgegeben und bildet dann einen gewissermafsen zirkelförmigen Dohm.

Herr Guilliaumot, Director der Werke zur Unterstützung und Reparatur dieser Gewölbe, und zu gleicher Zeit Verwalter der Gobelinsfabrik, schenkte mir ein kleines, von ihm über diese Steinbrüche aufgesetztes Memoire.

Er bemerkt darinn, dafs sie anfänglich, einer mit dem andern, keine Communication gehabt zu haben scheinen; sie machen vielmehr einzelne Theile alter Steinbrüche aus, die in neueren Zeiten durch kleine Gallerien mit einander, so weit es thunlich gewesen, verbunden worden sind, um die nothwendige Sorgfalt und Aufmerksamkeit, zu Verhütung ihres weiteren Verfalls, anwenden zu können.

Während man mit diesen vorläufigen Operationen beschäftigt war, haben plötzliche und unvorhergesehene Einstürze die drängende Gefahr dabey und die Nothwendigkeit schnell anzubringender Hülfe bewiesen. Man hat daher von der Lage dieser Gänge und der der Strafsen und Gebäude darüber, Plane aufgenommen. Sie erstrecken sich unter verschiednen Theilen des Bodens, von dem Dorfe Pierre-Fite nach Anthoni, nord- und südwärts, und von Creteil bis nach Nanterre, ost- und westwärts; laufen unter den hauptsächlichsten Gebäuden, Strafsen und Häusern von Paris fort, in den Vorstädten St. Jaques, St. Germain und St. Marcel.

Die dabey vorgenommenen Arbeiten haben zum Gegenstande, die Strafsen, Wege und öffentlichen Denkmahle zu befestigen, die auf

so zweifelhaften Grundlagen in einer so weiten Ausdehnung des Bodens gelegen sind. Es sind viele grofse Stützbauten gemacht worden; obgleich die dazu bestimmten Summen, wegen der Kriegsbedürfnisse, bisweilen zu anderm Gebrauche verwendet wurden; noch aber bleibt immer viel selbst an denjenigen Theilen zu thun nach, an denen schon Mängel entdeckt sind; von denjenigen nicht zu reden, was an andern noch nothwendig seyn mag, die bisher nicht haben untersucht werden können.

Das dabey angenommene Verfahrungssystem läuft hauptsächlich darauf hinaus, dafs Gallerien unter den Strafsen fortgeführt werden, vermöge deren man hinter alle noch geheimen inneren Aushöhlungen komme. Die Steine, die man durch solches Durchgraben gewinnt, werden angewandt, die schwachen und gefährlichen Theile auszumauern. Die grofse Anzahl nothwendig werdender Pfeiler wird aus trocknen Steinen, ohne dafs man sie durch Mörtel verbinde, aufgeführt und die Zwischenräume mit Gries (*platras*) ausgefüllt, die Strafsen und Gebäude zu stützen.

Bisweilen sieht man sich genöthigt, die gerade Linie zu verlassen, wenn es sich zuträgt, dafs die Decke zu einer zirkelförmigen

Wölbung gesunken ist; ein Vorfall, der, gewöhnlicher Weise, durch das sich durchsickernde Wasser entsteht; die französischen Steinbrucharbeiter nennen eine solche Wölbung eine *Cloche* oder Blase, wegen ihrer geründeten kugelförmig zulaufenden Gestalt. Man bezeichnet mit demselben Nahmen die heruntergefallenen Steine, welche eine ähnliche Figur haben. Bisweilen ist es gefährlich, sie wegzuschaffen; da es, wenn man der Luft Zugang liefse, den Verfall und Einsturz der Decke beschleunigen könnte. In solchem Falle werden die Steine durch ein darunter angebrachtes Mauerwerk, um das denn die Gänge herumgehen, bis man wiederum ohne Gefahr die gerade Linie einschlagen kann, gesichert und fernerem Einsturze vorgebaut.

Wofern dem Fortschritte dieser Senkungen nicht Einhalt gethan wird, neigt sich die conische Masse immer tiefer herab, bis endlich der obere Boden der Erdfläche zerreifst und die Ränder alsdann einen zirkelförmigen Schlund ausmachen, der sehr bedenklich ist, und ein *Fondis* genannt wird.

Bey diesen Schlünden ist um so viel mehr Gefahr, weil man sie nicht vorhersehen und

ihnen zuvorkommen kann; die Bauern und Feldarbeiter sind alsdann denselben Unglücksfällen ausgesetzt, als die auf den Landstrafsen Reisenden und diejenigen, die in der Stadt auf den Gassen gehen oder fahren.

Wenn sich ein *Fondis* zu zeigen angefangen hat, folgen gewöhnlicherweise viele andre in der Nachbarschaft nach. Der Schlund verschlingt immer mehr und mehr Erde, und der obere Boden sinkt wie ein Gewölbe ein, aus dem der Schlufsstein gerissen wurde. Es ist daher von der äufsersten Wichtigkeit, die *Cloches* oder Blasen zu entdecken und sie auszufüllen, wenn sie sich unter dem freyen Felde befinden, oder sie, wenn unmittelbar oder nahe dabey Gebäude darüber stehen, zu unterstützen, wozu alsdann die Hülfsmittel der Baukunst nothwendig sind.

Bisweilen finden sich gedoppelte Lagen von Steinbrüchen, so dafs der Fufsboden des einen zur Decke des andern dient. Diefs ist einer der gefährlichsten und schwersten Fälle, und erfodert ganz besondre Arbeit und Aufmerksamkeit. Oft müssen Baumaterialien aus einer grofsen Entfernung dazu hineingeschafft

werden, und die Ausgabe wird noch durch das vermehrt, was die Erhellung dieser unterirdischen Finsterniſs kostet. Ueberhaupt ist beständige Aufsicht und Ueberwachung unentbehrlich, und selbst die Reparaturen sind dem Verfalle wieder ausgesetzt.

Drey und zwanzigstes Capitel.

(Von Pinkerton.)

Das Museum der Nationalkunstwerke.

Diese jedes Ruhmes werthe Sammlung bringt den Bemühungen Herrn Lenoirs, ihres Stifters, sehr viel Ehre, der diese Denkmähler vor den Wuthangriffen der revolutionairen Barbaren in Sicherheit brachte. Der Catalog davon bildet einen Octavband von beynahe vierhundert Seiten, und man findet dabey zugleich eine Erzählung der Zerstörung der königlichen Gräber zu St. Denis, im October 1793; so wie eine Nachricht über den Zustand, in dem die verschiedenen Leichname gefunden worden sind. Die neugierigen Arbeiter öffneten unter allen zuerst Turenne's Gruft. Sein Leib und sein Gesicht hatte sich vollkommen

erhalten; der Anblick des Ganzen war der einer trocknen Mumie von hellbräunlicher Farbe. Er wurde eine Zeit lang der öffentlichen Schau ausgestellt, und nachher mit groſser Feyerlichkeit in die Kirche der Invaliden gebracht, wo er jetzt wieder in seinem ursprünglichen Grabe ruht. Da dieser Liebling der Nation unter Frankreichs alten Kriegern durch eine Kanonenkugel sein Ende gefunden, die ihm gerade durchs Herz gegangen war: so zeigte das Gesicht des Leichnams noch starke Spuren von Verzerrung, und der Mund klaffte weit auf; indeſs bemerkte man doch eine vollkommne Aehnlichkeit jenes mit den Portraiten, die noch von diesem Feldherrn übrig sind.

Des 1610 ermordeten Heinrichs IV. Leichnam fand sich gleichfalls auſserordentlich wohl erhalten, so wie auch der Ludwigs des XIII.; allein Ludwigs XIV. war durch ein bey der Einbalsamirung vorgefallenes Versehen so schwarz als Dinte geworden. Von den übrigen Gräbern der Bourbons läſst sich nichts besonderes bemerken; auſser, daſs alles Bley ihrer Särge (der hauptsächlichste Gegenstand dieser heiligen Expedition,) sorgfältig dem dazu verordneten Commissair überliefert

ward; zehn, mehr als gewöhnlich, in unseren englischen Bleyminen angestellte Arbeiter, würden in vielleicht kürzerer Zeit eine gröſsere Masse dieses zerstörenden Metalls aus der Erde geschafft haben; es ist aber nicht unwahrscheinlich, daſs den Vorstehern der Regierung Frankreichs zur Zeit der Herrschaft der Unwissenheit sowohl als des Schreckens, das Daseyn von Bleyminen in Engelland nicht einmal bekannt war *). Noch erzählt man, die ansteckenden Ausdünstungen und Gerüche der Gräber hätten den Arbeitern, zur gerechten Strafe für ihre Schandbemühung, Durchläufe und Fieber zuwege gebracht.

Ludwig XV. war 1774 an den Kinderblattern gestorben. Man fand demnach seinen Leichnam noch ganz frisch, da er in Lake aufbewahrt worden war, weil die Gefahr der Ansteckung verhindert hatte, ihn einzubalsamiren. Nach der Eröffnung des Grabes dieses

*) Ja! nur daſs man das Bley von dem Feinde hätte kaufen müssen, der es nicht an Frankreich feil hatte, und man es so umsonst bekam;.... womit indeſs dieser die Todten störende Barbarey keinesweges das Wort geredet seyn soll.
C.

Bourbons kam des 1680 gestorbenen Carls V. an die Reihe; man fand darinn manche reiche Arbeit von der Art, die die Franzosen *vermeil* nennen; das heiſst: von einem durch Zusatz von Kupfer röthlichem Golde ähnlich gemachtem Silber. In dieser Gruft, so wie in der Carls VI., waren nur noch Gebeine übrig. In den noch ältern aber steinernen Särgen wurden verschiedne Zierrathen jener alten Zeiten entdeckt, und man bedauert sehr, daſs sie nicht erhalten, oder wenigstens genau abgezeichnet worden sind, die Alterthümer der Mittelzeit zu erläutern.

In Dagoberts Grab, der 638, und dem seiner Gemahlinn, die 642 gestorben war, fand man wenig Merkwürdiges; da diesen König aber die Kirche, zum Danke, daſs er die Abtey gestiftet, unter die Heiligen versetzt hatte, waren seine Gebeine in Seide eingehüllt worden.

Franz I. muſs von einer auſserordentlichen Leibes-Länge und Stärke gewesen seyn, wie seine Ueberbleibsel zeigten. In den Gräbern Carls des Schönen, Philipp des Langen und Königs Johann, der in Engelland 1364 gestorben war, fand man gleichfalls viele merkwürdige Zierrathen. Die ganze Erzählung von

dieser scheufslichen Gräberumwühlung kann indefs den Grofsen der Erde als eine heilsame Lehre der Dehmuth und Kasteyung des „grofsen Hochmuths“ *) anempfohlen werden.

Da dieses Musäum auch verschiedne sehenswerthe Gemählde auf Glas, besonders zwey und zwanzig Stücke von dem berühmten Pallify, einem Arbeiter in Thon und zugleich Geologen des sechszehnten Jahrhunderts, aufweist, die die nach Cartons von Raphael gemahlte Geschichte Psyche's vorstellen, (Raphael, im Vorbeygehen gesagt, hat bey einigen dieser Zeichnungen eben nicht viel Zucht und Sittsamkeit bewiesen;) so hat Herr Lenoir bey dieser Gelegenheit seinen Nachrichten noch eine Abhandlung über diese Kunst hinzugefügt. Ohnstreitig verstanden die Alten auch, besagter Materie die zartesten Farben einzubrennen; und es erhellt aus verschiednen, unter den Trümmern des Herculaneums gefundenen Glasscheiben, dafs ihnen der Gebrauch der Encaustik, zum Schmuk von Fen-

*) Der grofse Hochmuth wird sich geben,
Wenn unsre Kriecherey sich giebt.
Bürger.

stern, nicht ganz fremd gewesen. Gleichwohl glaubt man gewöhnlich: der gegen das Ende des vierten Jahrhunderts lebende heilige Hieronymus habe zuerst ausdrücklich von gläsernen Fenstern geredet. Nach ihm findet man ihrer auch bey Gregor von Tours im vierten Jahrhunderte erwähnt, und gegen das Ende des nämlichen trifft man bey dem Dichter Fortunatus, in seiner Beschreibung der pariser Cathedralkirche, eine prächtige Nachricht von den auf Glas gemahlten Fenstern derselben an. Unser Beda, im achten Jahrhunderte, sagt: der Abt von Weremouth habe nach Frankreich geschickt, um Künstler herüber kommen zu lassen, sein Kloster auf diese Weise zu verzieren.

Die ältesten Gemählde auf Glas sind wohl diejenigen, die zu St. Denis, ohngefähr um das Jahr 1150 herum, auf Veranstaltung des Abts Suger, ausgeführt worden sind. —

Herr Lenoir nimmt an: zwanzig noch vorhandne Fenster im Tempel wären von Albert Dürer gemahlt worden, und, seiner Beschreibung nach, scheinen sie dieses Künstlers auch nicht unwürdig. Da das Glas davon sehr dick ist, sind die Augen der auf diesen Gemählden befindlichen Personen bisweilen

durch Vertiefungen ausgedrückt, damit es desto auffallender werde, daſs es Augen seyn sollen. Nur wünschte ich, Herr Lenoir hätte einige Beweise für jene seine Meinung beygebracht, da so viele steife Producte dieser Periode Albert Dürern grundlos zugeschrieben worden sind, und man täglich Nahmen von Künstlern entdeckt, deren Werke man mit denen dieses ersten Meisters der deutschen Schule verwechselt hat.

Die Capelle von Vincennes enthielt die schönsten Arbeiten dieser Gattung in Frankreich. Sie wurden im sechszehnten Jahrhunderte von Cousin mit meisterhafter Freyheit gemahlt; die Zeichnung davon gleicht der von Julio Romano, so wie ihr Colorit sich Correggio's seinem nähert. Auch einige Fenster zu St. Gervais sind von Cousin; andre derselben Kirche von Perrin, nach Le Sueur's Zeichnungen verfertigt. 1755 reparirte Leriel einige Fenster auf der Südseite der Kirche Notre-Dame, und gab zu gleicher Zeit schon ein Buch über die Glasmahlerey heraus, indeſs man in Engelland noch immer behauptete und glaubte: diese Kunst der Alten sey verlohren gegangen. Selbst die Niederländer bedienten sich ihrer zur Verzierung von Trink-

gläsern, Bechern und dergleichen; es kann vielleicht Wunder nehmen, dafs bey Wiederaufleben so vieler alten Moden, die Grillenhaftigkeit der Göttinn Phantasie diese reiche Art von Tisch-Decorationen nicht in Engelland wieder hergestellt und in Gang gebracht hat. Die chinesischen Gemählde auf Spiegel u. s. w. sind allgemein bekannt und werden auch wohl bewundert.

Im Grunde ist diese Mahlereyart keine andre, als die auf Email, da die Farben für das Blau aus Cobalt, für Roth und Braun aus Eisenocker, für Grün aus Grünspan, aus Gold für Purpur, aus Magnesia für Violett, bestehen; diefs letztere war ein sogar den Egyptern bekanntes Geheimnifs.

Das Musäum der französischen Monumente befindet sich in einem Kloster der Strafse: *aux petits Augustins*; allein die Anordnung derselben darinn kann man nicht sehr rühmen, obgleich das ganze Gebäude und der Garten für diesen Endzweck überaus geschickt war. Es wird für manche Müssige, besonders bey heifsem Wetter, zu einen angenehmen Verweilungsorte gewählt, da der Schatten, das Dunkel und die Kühle des Marmors, dieses Gebäude besonders angenehm machen. Die

Klostergänge schliefsen einen ziemlich kleinen Hof ein, und gegen Westen zu tritt man in einen Garten, mit babylonischen Weiden und andern Bäumen bepflanzt, zwischen denen verschiedene interessante Denkmahle angebracht sind. Sobald man in das Haus kömmt, ist man gleich in einem grofsen und weiten Saale, der ehemaligen Kirche oder Refectorio des Klosters, der aber jetzt mit so zahlreichen Monumenten prangt, als wohl keine Cathedralkirche aufweisen kann. Erstlich fallen einem hier die heidnischen Altäre in die Augen, die unter dem Fufsboden von der Notre-Damekirche gefunden worden sind, und deren griechische Inschriften anzuführen zu weitläuftig seyn würde, obgleich die vom Dichter Moschus herrührende (falls sie ächt ist,) Aufmerksamkeit verdient. In seiner Hand hält er eine Rolle oder Manuscript und hinter ihm steht ein Dintefafs. Diese parisischen, von den Bootsleuten dieser Stadt unter der Regierung des Tiberius errichteten Altäre, sind von einem feinen Sandsteine, dem ähnlich, der zu St. Leu gebrochen wird. Man entdeckte sie 1711; sie lagen unter dem Chore der Kirche Notre-Dame, sechs Fufs unter der Erde verschüttet. Einer stellt den Cereunnos,

eine Art von Pan, mit ein Paar Hörnern vor, die etwas einem Hirschgeweihe gleichen; manchen Pariser Beschauern drängen sich dabey gewisse omineuse und emblematische Ideen auf. Es wurde uns bey dieser Gelegenheit ein Anecdötchen von einem Ehemanne erzählt, der sich einmal in einer Gesellschaft von Damen der neuern Lebensart ins Moralisiren über die gute Zeit der Vorväter verlohren habe, wo die tugendsamen Hausfrauen noch ihren „*Menages*" ihre Sorgfalt widmeten und wohl gar ihren Männern die Kleider nähten. *Eh bien*, gab ihm eine lockere Schöne in dem Zirkel mit schalkhafter Naivetät zur Antwort: *convenez, que si nous n'habillons pas nos maris, nous les coëffons.*

Diese Begräbnifscapelle Dagoberts ist zwar nicht mit diesem Könige gleichzeitig, allein sie stammt doch aus dem zwölften Jahrhunderte her. Montfaucon glaubte das Grab Chereberts in der Abtey von St. Germain aufgefunden zu haben; allein da es 1798 geöffnet ward, fand sichs, dafs es das eines Abts, wahrscheinlich Morards, sey, (990) der die Abtey erbaut hatte, die durch die Normannen nachher beträchtlich beschädigt worden ist. Das Grab der Königinn Fredegonda, welches

ihr Sohn ohngefähr im Jahre 600 machen liefs, ist sicher das älteste der christlichen Monumente. Es ist eine sonderbare musivische Arbeit; allein das Gesicht der Königinn darauf ist nicht erkennbar; entweder, weil der Künstler sie mit einer Art von Schleyer vorgestellt, oder auch, weil er die Züge eines solchen weiblichen Ungeheuers nicht hatte ausdrücken wollen.

Der marmorne Sarcophag Carls des Grofsen ist aus Aachen hierher gebracht worden. Man wird ein Basrelief darauf gewahr, das roh nach einer alten Zeichnung verfertigt ist; es scheint den Raub der Proserpina vorzustellen; ein Mischmasch von Begriffen, eines barbarischen Zeitalters würdig.

Die kleine artige, zur Ehre Heloisens und Abailards errichtete Capelle, ist nicht wenig interessant, besonders da sie die Ueberbleibsel der beyden Liebenden aufbewahrt; allein die griechische Aufschrift daran steht gänzlich am unrechten Orte, und die darinn befindlichen Statuen sind von neuerer Arbeit. Es ist höchst wahrscheinlich, dafs keine ächten Portraite mehr von dem Paare vorhanden sind, ob man gleich sagt, dafs zwey roh gearbeitete Brustbilder, die sie vorstellen sollen, sich an

dem Frontispiz eines Hauses, nicht fern von der Kirche Notre-Dame, befinden, welches ehemals Fulbert, Eloisens grausamer Oheim, bewohnt haben soll; allein man giebt wenig darauf, und nicht einmal auf das Alter des Liebhabers ist bey diesen Bildern Rücksicht genommen worden, der damals schon acht und vierzig Jahr, so wie seine Geliebte nur achtzehn alt war. Auch kann ich nicht begreifen, wie ihre in diesem Musäo aufbewahrten Schädel Etwas für jene Brustbilder beweisen sollten. Selbst Abailards Grab scheint zweifelhaft zu seyn, ob es gleich von Chalons hierher gebracht worden ist, wo er beerdigt lag. Hätte man ihren Gebeinen lieber in eine zierliche, mit schicklichen Emblemen geschmückte Urne gethan: so würde weit mehr Wahrheit darinn gewesen seyn, und der Anblick derselben eine viel tiefere Sympathie erwecken, als diese Masse von Ungewiſsheiten.

Es wird der Aufmerksamkeit eines Lesers von Geschmack nicht entgehen, daſs die ganze Anordnung der Denkmähler hier verworren, ja oft grillenhaft und noch groſser Verbesserung fähig ist. Nichts von der unschicklichen Vermischung heidnischer Monumente mit den christlichen aus dem Mittel-

alter zu erwähnen, würde die natürlichste und lehrreichste Methode wohl die gewesen seyn: das Ganze nach der Stufenfolge der Jahrhunderte aufzustellen, in denen die Denkmahle errichtet worden sind, so daſs dadurch zu gleicher Zeit die Geschichte des Fortschrittes oder des Verfalls der Kunst gezeigt worden wäre. Statt dessen befinden wir uns sogleich mitten unter einem Haufen Denkmahle aus dem, wie man sagt, dreyzehnten, da die Bilder doch gleichwohl die Könige aus der ersten, zweyten und dritten Race vorstellen, und sich aus gar keiner bestimmten Anzeige oder Urkunde ergiebt, daſs sie in dem vorgegebenen Zeitalter errichtet worden sind. Es sollten also diese doch oft ihres Alterthums wegen sehr sehenswürdigen Ueberbleibsel nicht so in dem Zimmer, was den Nahmen des Saales des dreyzehnten Jahrhunderts führt, zusammen geworfen worden seyn, und es ist kein Grund vorhanden, warum man ihnen einen von der allgemeinen Sammlung abgesonderten Platz angewiesen hat.

Beym vierzehnten Jahrhunderte indeſs fängt eine bessere Anordnung an; allein der vorhergehende Theil der Sammlung müſste billig ganz umgestellt, die Ueberbleibsel aus

dem Heidenthume in ein anderes Zimmer gebracht und die übrigen genau nach der Zeitordnung gereihet werden.

Man nimmt z. E. an, daſs in dieser Halle des dreyzehnten Jahrhunderts das Grab von Clovis I. (der 511 starb,) im zehnten Jahrhunderte verfertigt worden, da doch einige der andern aus St. Denis hierher gebrachten Gräber, sicher ins achte und neunte Jahrhundert gehören, und beynahe nur von den Denkmählern des heiligen Ludwig und seiner Familie mit Bestimmtheit gesagt werden kann: man müsse sie ins dreyzehnte setzen. Dieser Monarch war vielleicht der talentvollste Heilige, der je gelebt hat. Bis auf dieses Denkmahl sind alle andern hauptsächlich aus Sandsteinen.

Der Marmor fängt erst mit dem vierzehnten Jahrhunderte an, gewöhnlicher angewandt worden zu seyn, als die Künste langsam wieder aus ihrem Schlafe erwachten, und alsdann das Papier, und etwas späterhin die Buchdruckerey erfunden ward. Duguesclins aus St. Denis hierher gebrachtes Grab ist eines der merkwürdigsten darunter.

In dem folgenden Jahrhunderte kann man von den Denkmählern schon ein beträchtli-

cheres Verdienst rühmen. Die Gräber des 1407 ermordeten Herzogs von Orleans und seiner Gemahlinn sind von einer guten Ausführung, und das von einem seiner Söhne hat ein gewisses Interesse auch noch für den jetzigen Zuschauer, da dieser Fürstensohn zugleich ein Dichter von damals nicht geringem Rufe war.

Aus dem sechszehnten Jahrhunderte ist das Denkmahl Philipps de Commines, dem Geschichtschreiber, sehenswürdig, und sollte billig in Kupfer gestochen werden. Die Statuen von Ludwig XII. und seiner Königinn Anna von Bretagne, in weissem Alabaster von Trebati, einem italienischen Künstler, ausgeführt, thun, ihrer genauen und schrecklichen Wahrheit wegen, Wirkung. Ihre Leichname sind vorgestellt, als nach der Einbalsamirung aufgeschnitten und wieder zugenäht; die Anatomie davon ist von der bestimmtesten Genauigkeit, und die Zusammenziehung der Muskeln aufs vollkommenste ausgedrückt. Die ganze aus St. Denis hierher gebrachte Begräbnifscapelle von Franz I., ist ein edles Denkmahl dieser Periode. Auch sieht man eine über das Grab herliegende Statue des Leichnams dieses Fürsten, in weissem Ala-

baster. Einige müssige Reisende haben ihre Nahmen daran gekritzelt; allein ein Gesetz des Convents hat für die Zukunft dreyjährige Kettenstrafe auf die Beschädigung dieser Kunstdenkmahle gesetzt. Die Statuen von Franz I. zeigen ihn als von einer langen schmächtigen Statur; ein Umstand, der, wie wir oben gesagt, bey Eröffnung seines Grabes sich bestätigt fand, so daſs also die vorgebliche, bey uns in Strawberry-Hill aufbewahrte Rüstung desselben, die sich nur für einen kleinen Knirps von Mann paſst, für unächt anerkannt werden muſs.

Die Statuen Heinrich II. und Catharinens von Medicis, in weissem Alabaster, stellen auch diese beyden Personen vor, wie sie nach ihrem Tode abgenommen worden sind. Das Gesicht und die ganze Gestalt der grausamen Catharina ist sehr schön, und bestätigen das, was die gleichzeitigen Geschichtschreiber davon erzählen. Noch finden sich viele andre interessante Denkmähler aus diesem Jahrhunderte hier, und die Memoiren der berühmten französischen Bildhauer Gougeton, Cousin und Pilon, sind von einer guten Erfindung. Die Statuen Heinrich IV. und einige andre, gehören in das siebzehnte Jahrhundert; allein im

Ganzen genommen ist die Anordnung hier doch erträglich, und die Monumente aus dem sechszehnten Jahrhunderte sind zahlreich und interessant.

In dem siebzehnten Jahrhunderte fingen die Künste an, eher wieder in Verfall zu gerathen, als Fortschritte zu machen, da Vouet einen falschen Geschmack in der Mahlerey und Le Gros in der Bildhauerey eingeführt hatte; (Ersterer verliefs die Antike, und Letzterer versuchte zu der Einfachheit derselben dasjenige hinzuzusetzen, was er vielleicht Grazie und Geschmack nannte,) so ist wahrscheinlich dadurch das Spielende und Flatterhafte entstanden, was die Künste in Frankreich so lange herabwürdigte. Unter den hierher gehörigen Denkmählern mufs man die Statue von dem 1611 gestorbenen Douglas bemerken, die aus St. Germain des Près in diese Sammlung gekommen ist, so wie auch eine andre mit No. 177 bezeichnete, von seinem Enkel, der im vier und zwanzigsten Jahre seines Alters in einem Gefechte bey Douay am 25sten October 1645 umkam. Bey dieser und andern Gelegenheiten sollten in dem Verzeichnisse von den vorgestellten Personen billig einige Nachrichten gegeben werden. Die Denk-

mähler der Cardinäle Mazarin und Richelieu sind auch merkwürdig; allein das von Heinrich, Prinzen Condé, in dem Garten, verdiente kaum aufbewahrt zu werden, da die Figuren in einem zerstreuten und unclassischen Stile hingeworfen sind. Das Portrait der Gattinn des Kupferstechers Sylvester von Lebrun, auf schwarzem Marmor gemahlt; das Lebrun von seiner Mutter gewidmete, in dem er als aus dem Grabe auferstehend vorgestellt wird, und mehrere andre aus diesem Jahrhunderte, verdienen gleichfalls Erwähnung.

Aus dem achtzehnten Jahrhunderte sieht man eine Statue des schändlichen Cardinals Dubois; ferner machen die Denkmähler des Marschall Harcourt, Maupertuis, des Mahlers Mignard und zahlreiche andre Statuen und Brustbilder, noch eine groſse Sammlung aus.

Im Ganzen genommen ist das Musäum der Nationaldenkmahle eines der interessantesten in Paris; es läſst sich mit immer erneuertem Vergnügen und Unterrichte besuchen; nur muſs, wie gesagt, bedauert werden, daſs die Anordnung des älteren Theiles davon so mangelhaft ist.

Vier und zwanzigstes Capitel.

(Von J. S. Mercier.)

*Die kleinen Augustiner *).*

Welch ein überraschendes Schauspiel bietet sich plötzlich dem Bürger dar, den die Neu-

*) Die Vergleichung dieses Capitels von Mercier mit dem vorhergehenden Pinkertons: das Musäum der Nationalkunstwerke, wird nicht ohne Interesse für den Leser seyn: hier Darstellung, dort Abhandlung; hier der Pinsel, dort die Feder; hier lebendiger Dichterflug, dort weise beobachtender Prosagang! — Man erinnre sich, was ich in der Einleitung von den verschiednen Manieren der Zeichner und Mahler der: Göttinn! gesagt.

C.

gierde in den Hof dieses hiebevor Klosters lockt! Man fragt sich: welche Macht, so mit Einem Zauberschlage beynahe, von so verschiednen Orten her, diese neue Welt von Statuen hat herbeyschaffen können? Man dankt dem wohlthätigen Genius, der so kostbare Ueberbleibsel der Wütereyen des Vandalisms rettete, und ihr Genufs würde vollkommen seyn, wenn, beym Anblicke dieser unbeseelten Schaar, sich uns nicht die Betrachtung aufdrängte: dafs in jener furchtbaren und gräfslichen Zeit man beynahe noch mehr der Statuen als der Menschen verschont hat..... Diese Scene, wo alle Jahrhunderte sich vermischen; sie, die die Classificirungsmanie in ihrem Uebermuthe nach dem Alphabete aufreihen möchte, thut eine mit Nichts zu vergleichende Wirkung; man glaubt den Donner des jüngsten Gerichts rollen zu hören; sieht die Engel, in Posaunen stofsend, die Wolken zertheilen; die Todten mit gefalteten Händen, mit zum Himmel — der letzten Hofnung der Menschen! — emporgerichteten Augen, gehen aus ihren Grüften hervor! Es ist das Thal Josaphat.

Verlohren unter diesem weiten Haufen von Königen, Heiligen, Kriegern, fällt mir

der schreckensvolle Anblick der einst symmetrisch in dem Gebeinhause des Kirchhofes der bethlehemitschen Kinder (*Cimetière des Innocents,*) aufgestapelten Schädel ein. Dieses erhabene Mausoläum war das Werk einiger Todtengräber, die man nicht mehr kennt. Oftmals warnte nützlich die schreckliche Beredtsamkeit des Monuments den Wollüstling; der bey ihm nachsinnende Philosoph fühlte sich das Auge mit Thränen füllen; hier aber hört die Täuschung bald auf. Bey dem Stein-Anblicke erstarrt schnell des empfindenden Mannes Herz, und die Urheber dieser Gestalten, jene rohen Nebenbuhler der Praxitelesse, sind ihm nichts weiter als . . Lügner!

Vorwärts indess! ... das Grab des Cardinals Fleury, eines der Minister, die noch am haushälterischsten mit dem Schweisse des Volkes gewesen sind, trifft vorzüglich auf meinen Blick. Ich sehe ihn den Geist aushauchen; die ihn als Zuthaten (*accessaires*) umgebenden Colossalfiguren sind von einem starkwirkenden Ausdruck; sie könnten vor einer egyptischen Pyramide aufgestellt seyn, so ungeheuer sind sie. Carl der Grosse und der heilige Ludwig haben beyde ihre Blenden

in dem Portal der Invaliden verlassen, jenem als Acolyten zu dienen.

Die heilige bufsfertige Monica findet man zur Seite des Generals Chevert, der sich blofs durch sein Verdienst erhob. Die heilige Cäcilia, die Musikerinn, steht neben Jesaias, wie er in prophetischer Entzückung ausruft: Siehe, eine Jungfrau ist schwanger!

Wie viel altes und neueres erhabenes Bildwerk! (*reliefs*) kein Winkel an einer Wand, der nicht damit berindet (*incrusté*) wäre! Hier sieht man ein Einhorn, dort ein Rofs mit schnaubenden Nüstern, das nicht mehr als drey Beine übrig hat; dicht dabey eine niedliche Caryatide, auf dem Haupte eine Todtenurne tragend; dann das Pfingstfest; die Jungfrau, wie sie dem Christuskinde die Brust giebt; Christus selbst im Grabe; dort schlafen unter dunkeln Gewölben, eine gegen die andre gedrängt, berühmte Personen, unter unlesbaren Grabschriften. Dort beten Villiers de Lille, Adam Carl Graf von Artainy und andre Krieger, knieend, gestiefelt, gespornt, ihre Schlachtschwerdter an der Seite, zu Gott, mit gefalteten Händen; dann liest man das Epitaph Boileau's des Satyrikers, Maupertuis's des Astronomen; sieht die Gräber in Wannen-

form, mit Engelköpfen oben, als Hähne (*robinets*) gebildet; ich gehe fürbaſs, ohne mich vor dem Bastarte Carls des Neunten aufzuhalten, gerührt, wie ehemals, Adelaide Felicité d'O's, Herzoginn von Branca's, Grabschrift wieder zu lesen, die in der Blüte ihrer Jahre, von den Armen beweint, hingerafft ward: *Ut flos ante diem flebilis occidit!*

Aber ich trete in die Kirche . . — Boileau, La Chaussee, Raynal, machen die Vorrede dieser neuern Catacomben aus. Vor ihnen treffe ich gleich auf ein Grabmahl, durch sein Alterthum merkwürdig. Der Graf Caylus hat seine enge Wohnung dem groſsen Descartes abtreten müssen, der dadurch verkleinert worden ist.

Zur Rechten entdecke ich, in einer Vertiefung, den Cardinal Dubois; er knieet auf seiner Gruft. Er hatte vergessen, wie die Messe zu lesen sey; man hat seine Briefe mit den flüchtigen Farben des Regenbogens verglichen. *) —

*) Mercier sagte mir, er hätte bey diesem Gleichnisse an den Umstand gedacht, daſs dieser Cardinal oft zwey, drey Briefe seinem Schreiber zugleich zu dictiren pflegte.

Einige Schritt weiter hin entdecke ich an seiner zierlichen Stellung, an seinem edlen und galanten Wesen, an seinem verliebten Auge, den Monarchen, welcher den *Parc aux Cerfs* *) einrichtete; aber auch zu einem ewigen Geheimnisse das unter seiner Regierung von Dupré erfundene griechische Feuer verdammte.

Weiter hin erkenne ich auf der nämlichen Linie, an seiner breiten und sorgenvollen **)

*) Ludwig XV. — Der *Parc aux Cerfs* war bekanntlich sein Serail von jungen Mädchen, das ihm die Pompadour in Versailles hatte zurecht machen lassen und bevölkerte.

C.

**) „Warum: sorgenvollen?" habe ich M. bey dieser Stelle gefragt. „Hätte man nicht eher bey Heinrich IV. eine heitere Stirn erwartet?" — „Wohl wahr!" antwortete er: „ich dachte mir indeſs Heinrichen, gegen dessen Leben immer Anschläge gemacht wurden und der unter Ravaillac's Messer wirklich fiel." — „Gut!" — Nur mag ich immer bey einem Schriftsteller, der weiſs was er schreibt, eine Rechenschaft geben können von jedem Wort!

C.

Stirn, an seinen lebhaften und zuversichtlichen Augen, seiner Habichtsnase, seinem sanften Antlitze, den Liebhaber der schönen Gabrielle; unter dieser Kriegerrüstung machte er einmal, allein, auf sieben Meilen in Feindesland hinein einen Ausflug, sie zu sehen.

Hier dehmüthigt sich Ludwig XIII. vor dem Ewigen, vor dem er seine Krone niederlegt. Coustou hat seine schwarze und harte Seele nicht verschleyern können; sie blickt durch seine heuchlerischen Augen hervor.

In gleicher Reihe liegt Ludwig XIV. auf den Knieen. Er ist in eine umwallende Allongenperucke (*à la Brigadière*) gehüllt; die Hand auf der Brust, scheint er sich anzuklagen, den Krieg zu sehr geliebt, Versailles erbaut und den Staat mit fünfhundert Millionen Renten beschwert zu haben; Coysevox hat in seine majestätischen Züge eine Schattirung von Aberglauben einfliefsen lassen; die Stirn des Bildes verräth die stolze Hartnäckigkeit, der Mund die Sinnlichkeit und die Nase die Wollust des Monarchen.

Ich gewahre Ludwig von Frankreich, Herzog von Orleans, den Barbette ermordete, und an seiner Seite Valentine von Mayland, seine Gemahlinn, die vor Gram starb. Sie scheinen

zu schlafen, und der sie betrachtende unbewegliche Zuschauer fürchtet beynahe ihren Schlummer zu stören.

An der Seite seiner Gemahlinn, Claudine von Lothringen, schläft ewig der an einer geheimen Krankheit gestorbene Franz I. —

Aber welch ein anderer Gegenstand bietet meinen Blicken sich dar! Eine Frau, den Tod zu täuschen und ihrer Jugend ewige Dauer zu erwerben, hat Germain Pilons Genius *) unter ihren üppigen Ehrgeiz geschmiegt. Sie ist auf ihrem Grabe voll Leben, Jugend und Gesundheit; ich bewundere Formen **), auf die die Natur jeden Schönheitsreiz gehaucht. Kann's einen schlankeren Wuchs, ein zarter gedrechseltes Bein, eine grübchenvollere Hand, niedlichere Finger,

*) Nicht das Talent Pilons, sondern auf dem Grabmahle, von dem die Rede ist, ist Catharine als Genius vorgestellt.

C.

**) Es ist jetzt fast allgemein schon in der eleganten und besonders Künstlersprache in Paris angenommen, dafs man nicht mehr von Busen, *Sein* etc. sondern von: *formes*, *belles formes*, spricht.

abgeründetere Arme wohl geben? Sie scheinen sich zu öffnen, mich zu umschlingen, mich zu drücken und den neuen Pygmalion an ihren wollüstigen Busen zu pressen. — Götter! was habe ich gesehen! Es ist Catharine von Medicis, die Erfinderinn der Bartholomäusnacht! Ueber meinen Irrthum empört, entfliehe ich vor dem scheufslichen Ungeheuer, und wage nicht einmal die drey Grazien anzusehen, die die Urne tragen, in der ihr Herz enthalten war.

Auch bleibe ich nicht stillstehen unter diesen engen Capellen, Isabeau von Bayern, Carl V., Carl VI. und den vor Hunger gestorbenen Carl VII. zu betrachten.

Ich dringe durch einen Wald von Säulen von Cejolui, aus schwarzem, aus geädertem Marmor, bis zum Grabe Mazarins, mit den vier Tugenden zur Seite, die er lebend nicht zu Begleiterinnen hatte, und komme zu Richelieu's, Girardom's Meisterstück. Der Cardinal hat die Religion in seine Arme genommen, wobey Traiville, sein Gardecapitain, sagte: „dafs, wenn Richelieu ins Paradies „gekommen wäre, der Teufel sich ihn unter„wegens müsse haben wegschnappen lassen."

Ich bewundre die viereckigte Pyramide des

Hôtel Longueville, den Amor Michel Angelo's Slotz's; er redet; er droht; er schiefst seinen Pfeil ab; er wird wegfliegen.

Gegenüber Helvetius und Moritz von Sachsen ruht der unglückliche Bailly, mit einer erstaunlichen Aehnlichkeit dargestellt.

Ludwig XII., als Sterbender abgebildet, ist von einer schrecklichen Wahrheit! Man fafst so zu sagen seinen letzten Hauch auf; man glaubt bey seinem entscheidenden Augenblicke gegenwärtig zu seyn, und erinnert sich mit Vergnügen daran: dafs er unentgeltlich Recht sprechen liefs, keine Subsidien vom Volke erhob und die Abgaben um die Hälfte verminderte.

Meine Augen irren eins ums andre, von der abgestutzten Säule des Connetable von Montmorency und dem Denkmahle Carl IX., zum Grabe von Biragues; zu der Jungfrau der Carmeliter; zu den Meisterstücken von Paul Ponce, denen der beyden Sarrasins und Auguiers, deren Kunstgestalten so lachend sind.

Hinter den Säulen entdecke ich das Gemählde vom Pfingstfeste, auf dem Le Brun sich selbst abgebildet hat; den auferweckten Lazarus von Boulogne; die Vermehrung der

Brodte von Stella, die Heimsuchung Maria's von Sorbes, die Sündfluth und eine Copie von der Verklärung.

Unter den Gewölben des Klosters geht man zwischen den so reizend auf Glas gemahlten Liebesscenen der Psyche, Gräbern und andern alten Merkwürdigkeiten einher.

Wer aber hat wohl nicht vor jenem halberhabnem Bildwerk in Bronze gezittert, wo der Tod, auf einen mit zwey feurigen Stieren bespannten Wagen, seine unvermeidlichen Pfeile auf seine Schlachtopfer herabschiefst?

Ich weiche der Gruft der verabscheuungswürdigen Fredegonde aus; ich bewundre den Meleager, den schönsten der Jünglinge; Juno mit den grofsen Augen und dem gebietrischen Munde; ich spaziere vor dem attischen, Jupitern durch den pariser Wasserhandel errichtetem Altare vorüber.

Endlich trete ich in die Gallerie des siebzehnten Jahrhunderts. Dort umgiebt Ludwig XIV. alle Glorie der grofsen Männer, die sein Jahrhundert hervorgebracht hat.

Turenne sinkt, vom Kriegesblitze getroffen, in die Arme des Siegs; Colbert beweint knieend die zerstreuten Flotten seines Monarchen; der Schmerz fällt in Ohnmacht bey

Le Bruns Grabe; man wird keinen bey Louvois Gruft gewahr.

Ich sehe unter den dunkeln Cypressen Duguesclin, der Frankreich von den es verheerenden Räubern befreyte und vom Volke beweint ward.

Ich bewundre die Mäſsigkeit im Gegensatze mit dem Kayser Heliogabalus. So findet mein auf allen Seiten herumwanderndes Auge reichliche Nahrung zum Tadel oder zum Preis. Aber so viele Gegenstände ermüden es und berauschen's, und dieſs groſse Mausoläum hinterläſst in meinem Herzen einen viel minder tiefen Eindruck als die Todtencapelle des Narrenhospitals. Auf einem mit Thränen gezierten Altare erscheint der Tod, in der einen Hand eine Sense und in der andern ein Buch, auf dem man die furchtbaren Worte liest: *Ich schone Keines!* Diese einzige Zeile ist schrecklicher als eine ganze Fastenpredigtensammlung von Bourdaloue; etwas philosophischer als Voltairens Pucelle; sie setzt mich nicht in Erstaunen, wie eine academische Grabschrift, und wie der Pomp der Gräber der kleinen Augustiner; aber sie

läſst mich gründlicher über das .. Nichts des menschlichen Lebens nachdenken! *)

*) Und der Mercier, der dieses Capitel schrieb, sollte ein Feind der Künste, ein es im Ernst meinender Iconoclast, (wie neun und neunzig von hunderten der Pariser, und das diesen nachschwatzende Deutschland sagen, wofern sie es auch nicht etwa denken,) seyn? Ja, so wie Rousseau, wenn er auf die Aufklärung loszog, wirklicher Feind der Aufklärung, und, wenn er das Leben der Wilden pries, Caraibe oder Irokese etwa war! Der selbst so sehr Bildner ist, von dem jede Zeile ein Leben und eine Darstellung enthält: der sollte als Feind irgend einer seiner Gebrüder, in welchem Zweige der Darstellung es sey, erscheinen wollen? Ich kann den Eckel nicht ausdrücken, den alle die Leutlein mir erwecken, so ganz von der Natur an dem Körnlein Salze verwahrlost, womit die, die nicht mit einem Brette vor der Stirne gebohren wurden, den Moralisten-Dichter verstehen sollten, aber leider so selten verstehen; ihn! der übertreibend Uebertreibungen straft, und von dem die schöne Mittelstraſse in allen Dingen demohngeachtet geprediget wird.

C.

Fünf und zwanzigstes Capitel.

(Von C. F. Cramer.)

Ausgestochene Augen.

Der gesunde Menschenverstand ist nicht allemal mit dem Genie und der Kunstfertigkeit verknüpft, wovon mich eine ganze Reihe sonst schön ausgearbeiteter Köpfe, von der Kayserinn, Madame Rodde und einer deutschen Marggräfinn, selbst in der dieſsjährigen Kunstwerke-Exposition, aufs lebhafteste überzeugt; Köpfe, durch die mein Sinn auſserordentlich geärgert worden ist. Doch befindet sich von Ersterer auch eine in schneeweissem Marmor verfertigte Büste, von dem zartesten Ausdruck und der charaktervollsten Darstellung darinn, wo ein anderer Künstler, der Wahrheit und dem Beyspiel der Antike getreu

bleibend, mich für jenen Verdruſs wieder entschädigt hat.

Bey Arbeiten aus dem Mittelalter befremdet die Anwendung eines so barokken Mittels den Blick, den man in Stein nun einmal nicht ausdrücken kann, ausdrücken zu wollen, wie das, was Pinkerton an jenen Glasgemählden bemerkt, wohl niemand. Daſs aber selbst itzt, in den blühendsten Zeiten der französischen Bildhauerey, noch einige bessere Künstler (und zwar einer ihrer ersten, der berühmte Houdon!) es bey . . Statuen und Brustbildern noch anwenden, und darinn so ganz und . . frech! (möchte man sagen,) die Sitte der Alten verlassen, wo die Augen, in denen sich der Stern nur durch die Farbe und durch keine Erhöhung oder Vertiefung anzeigt, glatt gelassen wurden, muſs billig jedermann, der Augen des Geistes wie des Leibes besitzt, in Erstaunen setzen und aneckeln. Nichts davon zu sagen, daſs ein solches *faire* ganz und gar der Natur der Kunst widerstreitet, die nur farbenlose Fläche darstellen kann: so thut es auch auf die Empfindung die allerwiderwärtigste Wirkung; weit entfernt, lebende und blickende, (bey Damen liebelächelnde)

Augen zu sehen, glaubt man von ausgestochenen angeklotzt zu werden. Es fehlte nur noch, daſs Houdon seine Büsten mit Oelfarbe, wie die eleganten Perückenstöcke anstreichen lieſs, die man hier vor den Glasscheiben der Friseursläden aufgestellt findet, und die, verglichen mit den in Deutschland gewöhnlichen, von einer Schönheit sind, daſs man sich manchmal darinn verlieben möchte; gerade das Widerspiel der abscheulichen Zerrbilder der holländischen *Gapers*, oder Maulaufsperrenden männlichen Fratzenbüsten, welche eine der sonderbarsten Nationalsitten oder Verkehrt- und Geschmacklosigkeiten, dort zum *Enseigne* aller Gewürzkrämerläden gemacht hat. Diese merkwürdigen *Gapers* wetteifern an Scheuſslichkeit, Verzerrtheit, platten, breiten etc. Nasen u. s. w., und ich machte mir, als ich mich vorigen Winter in Amsterdam aufhielt, den Spaſs, sie in einem ziemlichen Theile der Stadt mit einem Freunde zu durchmustern, um auszufinden: welchem zur Zeit vorhandnen dieser Kunstproducte die Prämie und Palme der gröſsten Execrabilität zuzuerkennen sey? Wir fanden endlich, daſs sie (zur Nachricht für alle nach Amsterdam reisenden *Amateurs* sey es

hier aufbewahrt!) einem *Gaper* zukomme, der auf dem *Rokin*, unfern der über die Gracht links gehenden Brücke aufgestellt ist. — Aber, im Ernst! — wenn es kein Sacrilegium wäre, darum zu bitten, — so sollte billig diese Mode durch die Schöppen abgeschafft werden, da wirklich ein batavischer Gleichmuth dazu gehört, solchen Anblick auszuhalten, und schwangere Ausländerinnen, von irgend ein wenig feuriger Imagination, davor in ein solches Schrecken gerathen können, daſs sie Gefahr laufen, auf der Stelle, wie die Athenienserinnen bey Erscheinung der Furien in dem Trauerspiele des Euripides, niederkommen und junge Mondkälber von Gapers zur Welt zu bringen.

Sechs und zwanzigstes Capitel.

(Von J. S. Mercier.)

Das Musäum.

In prächtigen Sälen hat man die alten Statuen aufgestellt; würdige Denkmahle der Siege unserer Heere in Italien. Ich habe sie besucht, und der erste Anblick dieser Wunder der Kunst hat in mir den Enthusiasm erweckt, von dem ich mich bey jeder Vorstellung einer gluckischen Oper ergriffen fühle.

Ich werde ihr Lob nicht wagen. Es wäre überflüssig. Ich glaube nicht das Recht zu besitzen, besser als alle die zu empfinden, die sie zu bewundern kommen. Ich habe einen gefühlvollen Mann vor dem Laocoon in Betrachtung versunken stehen gesehn. Ein Paar Thränen rollten seine Wangen herab. Welche

Worte könnten mit diesem Paar Thränen wetteifern?

Ich stehe vor dem Apoll. Ich sehe nicht den Marmor; ich schaue nur den Gott. Aus seinem eröffneten Munde geht eine Stimme hervor, die in den Lauf der entflammten Gestirne Harmonie redet. Sein majestätisches Haupt ist für mich die Sonne, wie sie in ihrem ganzen Glanze aufgeht. Sie läuft ihren Weg als ein Held. Venus zu Apoll's Seite, ist die Morgenröthe, die vor dem Tagesgestirn herstrahlt. Ich bleibe verstummt stehen, in Entzückung versenkt. Meine Einbildungskraft trägt mich auf den Gipfel des Bergs Cynthus:

Ipse jugis Cynthi graditur, molliquo ſluentem
Fronte premit crinem ſingens, atque implicat auro;
Tela sonant humeris.

Cynthische Höhn durchwandelt er selbst und in sanfter Umlaubung
Hemmt er und fügt das entwallende Haar; und umschlingt es mit Golde;
Hinter ihm tönt das Geschoſs...

(Voss nach Virgil. *Aen.* IV. 147—149.)

Lui, dans tout l'appareil de sa dignité sainte,
Il marsche; au gré des vents ſlottent ses longs cheveux;
Où le laurier divin serpentant avec grâce,
De son feuillage vert mollement les embrasse,

Et l'or d'un noeud brillant en captive les flots.
Il vient, un arc en main, un carquois sur le dos;
Sur l'épaule du dieu ses flèches retentissent.

DELILLE.

Ich sehe den Gott hinwandeln in seinem freyen und stolzen Gang. Ich höre die Pfeile in seinem Köcher ertönen. Die Musen umgeben ihn und folgen ihm, seine Siege besingend. Die Thore des Tempels öffnen sich. Er tritt hinein, in einem Chore junger Mädchen und junger Knaben. Diese und jene eilen, streuen Blumen in seinen Pfad, und die herumflatternden Rosen schweben, sich in den Wallungen seiner blonden Locken zu heften. Er setzt sich auf einen Goldthron nieder; er greift seine Leyer und singt die Glorie der Unsterblichen.

Von da steige ich auf blühenden Pfaden in ein geheimnifsvolles Thal. Beym leisen Geflüster des Laubes hat Venus ihr Haupt umgewandt. Anadyomene erhebt sich aus dem Quell, dessen reines Gewässer strömt, ihren Reizen zu liebkosen. Die göttliche Hand der Erröthenden will sie verbergen. Die Sänger des Hayns, ihrer Gegenwart froh, feyern sie durch ein liebevolles Gezwitscher. Praxiteles, entzückt, betrachtet die Unsterbliche durch

verhüllende Myrthenzweige. Bald bedeckt sie ein Schleyer; sie erscheint noch schöner!

Tief in einem beschattenden Thale kämpfen mächtige Athleten. Dieser hier beugt sich nieder, den Wurfteller in bewaffneter Hand. Er wird ihn schleudern. Ich trete seitwärts, ihn das Ziel erreichen zu sehen, das er ins Auge gefaſst.

Dieser andre, überwunden, zu Boden gestürzt, sieht ruhig sein Blut flieſsen. Sein Haar starrt auf seinem Haupte empor. Er erschreckt mich; der Tod ergreift ihn; *er* denkt nicht an den Tod.

Blumen sprieſsen unter Flora's Schritten auf. Die ganze Jugend der Flur strömt her, um sie zu tanzen. Ihr lieblicher Blick haucht Freude und unschuldiges Vergnügen.

Weiterhin steht Ceres der reifenden Erndte vor. Ruhe herrscht auf ihrem betrachtenden Antlitze. Der Ackersmann sieht auf sie mit heiterem Blick, und bringt in seine Hütte belebende Hoffnung mit sich zurück.

Hoch oben auf jenem lächelnden Hügel, läſst Bacchus seine Blicke über den Reben irren, die die Sonne mit ihrem Leben und ihrer sanften Wärme schwellt. Süſse Trunkenheit flieſst, mit der Wollust, in seinen

Adern. Er schwimmt in Wonne der Seeligkeit. Liebe hat sein Herz gerührt. Der Winzer, den sein Anblick lächeln macht, drückt die junge Winzerinn an die Brust, die bald ihr Schicksal mit dem seinen vereinen soll.

Ich höre den Schall der Hüfthörner und das weit hintönende Gebell der Hunde. Die erregten Nymphen stürzen durch die Wälder, nach Dianens Schritten zu. Leicht aufgeschurzt, aber das Knie mit einem Gürtel, trägt sie ihr Jagdgewand. Nachlässig gebunden auf ihren Scheitel das Haar, entfliehen in leichten Wellen seine Locken. Mit Einer Hand fafst sie am Geweih einen jungen Hirsch, der aufsprang, eilendes Laufs, ihr zu entfliehn. Ihre strenge Schönheit herrscht Bewunderung herbey, und läfst die Sinne in Ruh. Minerva schaut in der Entfernung auf sie. Sie stellt sie den Weibern und Mädchen zum Muster dar, die die Ehre den Gefahren der Verführung vorziehen.

Wie dein Anblick, o Phocion, mich rührt! Wie ehrwürdig ist dieser Mantel! An wie viele Tugenden erinnert mich deine Einfalt! Ach, auch du verherrlichtest deine Tapferkeit

in Kämpfen, und der Erringer merkwürdiger Siege trank den Schierling wie Socrates.

Ich beuge mich vor dir, Sophroniscus Sohn, du Weisester unter den Menschen! Die Grazien wurden gebohren unter deinem Meissel. Du opfertest diesen liebenswürdigen Göttinnen, selbst liebenswürdig zu seyn, und, wie sie, zu überreden. Aber du wagtest zu lehren von dem Einen Gott. Die starken Geister glaubten dir nicht; du fielst, ihr unschuldiges Schlachtopfer.

Ich bin im Olymp. Ich habe Homer und Euripides gesehen. Mitten unter ihnen thront Orpheus Musagetes. Welche göttliche Majestät in seiner Stellung! Wie sein Haupt von Begeisterung strahlt! Er vermählt seine Stimme mit den entzückenden Accorden seiner Leyer. Ich höre ihn; er singt den unsterblichen Lobgesang:

Ce Dieu, Peuple du Nil qui regne sur vos maitres,
Est lui seul la racine et la tige des êtres;
Sa main soutient le ciel, la terre et les enfers.
La matière et l'esprit partagent son essence;
Il unit les anneaux de cette chaine immense,
Qui de l'astre à l'atôme embrasse l'Univers.

De l'Etre organisé sa voix produit le germe ;
Il en est le principe, aussi bien que le terme.
Le sage de Memphis l'apperçoit tour-à-tour,
Dans le flambeau des nuits et dans l'astre du jour.
La terre de son sein deployant la parure,
L'onde qui raffraichit l'émail de la verdure ;
Le feu qui dans le sang entretient la vigueur,
Tout aux yeux éclairés peint son premier moteur.
Dieu vient comme un époux féconder la nature ;
Il s'annonce aux ingrats, mais en les foudroyant ;
Il parle et ses Decrèts font passer sans murmure
Ou du néant à l'être, ou de l'être au néant.

(De Lille de Salle.)

Sieben und zwanzigstes Capitel.

(Von J. S. Mercier.)

Das Medaillen - Cabinet auf der Nationalbibliothek.

„Die Wissenschaft der Medaillen!“ Man kann sich leicht vorstellen, was ich davon halte. Spanheim versichert uns: sie wäre ein Quell unaussprechlicher Wollüste. Ich will darüber nicht streiten; man muſs denenjenigen glauben, die solche Wollüste erfahren.

Von allen Manie-Behafteten dieser Erde ist Derjenige, den man an die Spitze stellen muſs, ohnstreitig der Mann, welcher an Zusammenlesen einer Medaillensammlung arbeitet. Ich habe mehr als Einen sein ganzes Leben nach Stücken, die in seinen verschiedenen

Folgen noch fehlten, mit unglaublichem . . unglaublichem! Kostenaufwande und Sorgen sich bemühen sehen. Unser Antiquar möchte so gern sich durch seine eignen Augen überzeugen, daſs dieser oder jener Kayser ein krauses Haar, oder eine Habichtsnase gehabt. Man nennt ihn einen . . . Neugierigen. Könnte man ihm eine bessere Benennung geben?

Derley trockne, so wenig zu Unterricht von wahrer Nutzbarkeit wesentliche Wahrheiten entdecken, Einsichten dieser Art für übernatürliche halten, sie laut die Gelehrsamkeit *par excellence* nennen, . . . ist Das nur bloſser Irrthum? oder Thorheit? oder nicht vielmehr wahrhaftige Leidenschaft? Es muſs freylich wohl Leidenschaft jeder Art, von allen Farben geben; ich weiſs es: allein der Antiquar setzt seine Neugier allen andern Neugierden des menschlichen Geistes an die Spitze — darinn hat er Unrecht und verdient, daſs wir über ihn lächeln.

Ich möchte wohl wissen: warum dieser Ort das Medaillencabinet heiſst? Sie sind's doch, was gerade am wenigsten beym Eintritte in dieſs Gemach ins Auge fällt. Rüstungen, Helme, Wurfspieſse, hetruscische

Vasen, Conges, (Arten großer Krüge, Flüssigkeiten zu beherbergen,) Trümmern von alten Altären, mit halberloschenen Aufschriften, bieten sich merkbarer den Blicken dar.

Eine egyptische Mumie mit ihren hieroglyphischen Fetzen sieht man am Eingange. Dieses Gebeingeripp war vielleicht einst einer der Herrscher jenes berühmten und fruchtbaren Landes. Schrecklicher jetzt, als alle hundert Schweitzer des weiland Königs, hütet er der Thüre, und die jungen Mädchen, die an Wiedergänger glauben, schaudern vor ihm zurück.

Dort unter einem Glasgehäuse sind noch ein Paar Beine einer Mumie, wohl erhalten; das Fleisch lebt gewissermaßen daran; man unterscheidet vollkommen die Nägel der Füße. Von allen den Erblichenen weiß man die Nahmen nicht mehr.

Hier sind Steine, die aus Babylons Trümmern stammen. Man könnte sich zu Tode bey ihnen fragen, ohne daß man erführe, wie das alte Babylon ausgesehen habe.

Dort der berühmte Isistisch, den unsre sämmtlichen Gelehrten nicht mehr zu entziffern verstehen; er ist in Italien verfertigt worden, so daß er egyptisch nur durch den darauf vorgestellten Gegenstand heißen kann.

Ich sehe eine Menge anderer Alterthümer, und an ihnen den ehrwürdigen Rest der Zeit. Man betrachtet sie mit Bewunderung, und gleichwohl ist ein Alpenfels älter als aller dieser Tand; ein Stern hat dreifsig solche Welten zerstiebt vorüberfliegen sehn. Was mufs Derjenige, der das Vergangene wie einen Leichnam anschaut, nur die Gegenwart studiert und sich mit seinem Blicke in die Zukunft schwingt, wohl für besondre Betrachtungen über die seltsame Liebhabereyschaft gewisser Menschen anstellen! Aber sie leben, sagt man, in unbekannten Genüssen; lafst uns ihre Seeligkeit in Ehren halten!

O, malabarische Gottheiten? — Der Mensch ist also zu allen Zeiten und überall gröblicher Abgötter gewesen! Diese garstigen Pagoden sind Götter! Wenn diese Götter nur ein wenig minder scheufslich wären!

Eherne, dreyeckigte Dolche, Menschenopfer abzuschlachten! Beile, eines von Eisen und das andere von Erz, sie todtzuschlagen; sechs Pateren, ihr Blut aufzufangen; ein *adspergillum*, den Tempel mit Lustralwasser zu besprengen! — Die Religion, welche die Erde trösten sollte, hat also bey allen Völkern ein mehr oder minder schreckliches Antlitz ge-

habt? O, arme Sterbliche! Es ist so! Stets bedürft ihr, und stets werdet ihr Priester bedürfen.

Folgen egyptische Gottheiten: — Isis, Osiris, Mithra, Serapis. Ich sehe sie alle, diese berühmten Embleme; aber die Wissenschaft und die Lehre, die unter ihrer Hülle fortgepflanzt werden sollte, sind und werden auf immer für uns verschleyert bleiben. Dreyssig geschriebene und verstandene Zeilen würden mehr werth seyn und mehr sagen, als alle diese Figuren. O, Wort! du bist die einzige Mahlerey.

Die christlichen Alterthümer ergrimmen nicht, sich zur Seite dieser heidnischen Gottheiten zu befinden. Alle diese Götter, die eins ums andre die Erde verheert haben; . . nun! sie ruhen jetzt in Frieden, jeder bey seinem Mitgott! Das Heidenthum hat ein stolzeres, gröſseres, entschiednere Aussehen; das Christenthum athmet Dehmuth und Zerknirschung. Ich habe einen Jupiter, in dem Rund einer Centime (Hellerstücks) enthalten, betrachtet; der, trotz seiner erstaunlichen Winzigkeit, ganz die Majestät des Donnergottes aussprach, und alle Heiligen unseres Paradieses sind dort von einem jämmerlichen, leidendlichem (*piteux*,

souffreteux,) Aussehen. — Die Alten hatten kein so bequemes Hausgeräth, als wir; . . . aber! . da seh' ich etwas, das meinen Blick auf sich zieht. Es ist eine Sammlung alter Schlüssel, die meisten mit zwey Köpfen, die einen rechten Winkel bilden; sie sind sehr kurz, und von eben nicht zarter Arbeit. Weil es Schlüssel gab, gab es also auch Schlösser, und ich sehe hinter jenen Schlössern einen dicken Gesetzcodex!

Was ich am meisten unter den Geräthschaften der Wilden bewundere, sind ihre Körbe, ihre sehr wohl geflochtenen Kisten, ihre Blasbälge, ihre Flöten aus Knochen. Diese sehr gut gearbeiteten Werke interessiren mich weit mehr, als ihre Streitäxte (*casse-tête*). Und mit besonderer Vorliebe heftet sich noch mein Blick auf der wollenen Tunica einer peruvianischen Vestalinn.

Man kann Das, was man uns aus der Insel Ota-heite hergeführt hat, als den ersten Anfangsgrund der Bildhauerey betrachten. Wir haben nicht einmal angefangen. Die Madonna von Loretto, ein grober Klotz aus schwarzbraunem Holze, der alle Fürsten Europa's sich zinsbar machte, beweist die unbegreifliche Herrschaft der tollen Meinung.

Welcher Geduld und subtilen Instrumente hat es nicht bedurft, alle diese so feinen, dünnen und harten Steine zu schneiden, und Köpfe unbekannter Könige und Weltherrscher daraus hervorgehen zu machen, falls diese lange, so mühsame, so beträchtliche Arbeit, auf weiter nichts hinausläuft, als uns die Züge des Gesichts eines Tiber's darzustellen! . . . Seit zehn Jahren habe ich nur zuviel Tiberiusse gesehen, als daſs ich noch nach dem alten hinblicken sollte.

Man steht vor jenem Alexanderkopfe aus Agath still; unterdeſs wird er für eine Arbeit neuerer Zeit gehalten; er ist von der seltensten und erstaunenswerthesten Schönheit. Wie der Helm den Character von Gröſse und Majestät erhöht, die dem männlichen Antlitze des Helden aufgeprägt ist! Wie kühn diese Stirn! Wie weitumfassend sein Blick, und wie beredt zugleich und gebieterisch der Mund! Indem ich diesen Alexander betrachte, denke ich an Bonaparte, wie er von dem Wege nach Wien zurückkehrt.

Lebrun hatte anfangs ein Minervenhaupt für einen Alexanderskopf genommen. Dann traue noch wer den Mahlern! Ulysses und Agamemnon sind auch da; sie machen mich

lächeln. Es sind Nachbildungen Homer's, der nie gelebt hat. *) Man hat eine Sammlung von Balladen für den Nahmen eines Mannes genommen. — Weiter!

Ich bewundre diesen Hercules, der den Cerberus niederschmettert. Er ist ein Wunder der Kunst. Ein Antinouskopf giebt an Arbeit diesem Meisterstücke nichts nach.

In verschiedenen Hadrianköpfen herrscht eine hervorragende Ausführung. Man kann nicht kundiger die Weichheit der Haare, noch jenen dickbuschichten Bart ausdrücken, der des Kaysers Kinn umschattet. Lange betrachte ich Cleopatra mit ihren Ohrgehenken; ja!

*) Dieser Ausspruch ist ein wenig rasch und zuversichtlich, selbst nach . . . Wolf. Indessen spiegelt sich Mercier's ganzer Character darinn, der keine hergebrachten Meinungen auf Treue und Glauben annimmt; selbst (ob er gleich darinn zu weit geht,) nicht im Fache der Astronomie, und gern Neuerern Ohr und Zustimmung leiht. — Sein leichter Glaube an die Wolfische Theorie contrastirt stark gegen die Antiquarhartnäckigkeit der St. Croix etc., die sogar gegen Wolf schrieben, ehe sie noch einmal seine Gründe kannten.

C.

sie war eine Schönheit, Cäsar's würdig. Bey der stolzen Agrippina heften sich die Blicke nur kurz; sie eilen von ihr weg, mit wonniglicher Empfindung auf der unvergleichlichen Faustina auszuruhn. Auch du bist da, Messalina! . . Welcher von den Damen, die man zu kennen die Ehre hat, mag sie wohl gleichen?

O Julie! Nahme, der Tugend mehr oder weniger gefährlich *), du bist mit Lorbeern bekränzt! Und warum? . . . Du hast Ovids Unglück gemacht.

Hier ist Berenice, mit den lieblichen Locken. Drey schöne Köpfe von Livia, August's Beherrscherinn; einen in Aqua-marin ungerechnet, der sie auch vorstellt. Der einfältige Claudius erinnert mich an zwey Könige Frankreichs, die ich gesehen habe, und mit denen sich auf immer die Monarchie schloſs.

Da wäre ich denn endlich vor den Medaillen. Gott bewahre mich davor, sie herzuzählen; das ist eine Sache für unsern neuen Phelibien. **) Da, die Züge aller macedonischen

*) Anspielung auf Rousseau's Julie. C.

**) Millin? Allein Millin ist, wie unser

Könige! Gut! Die Kenner, die Liebhaber, die Bewunderer sagen, daſs diese Medaillen, die man nicht sieht, die schönste, die reichste Folge ausmachen, so man nur kenne. Sie sind der Triumph der Numismatik. Desto besser für die Antiquarien und ihre unzählbaren Wollüste! Ihr gewahrt einen Socrateskopf aus Marmor mitten unter diesen Reichthümern, höchst zart gearbeitet, und ich glaube Gedanken auf seiner Stirn zu lesen. — Still! —

— Was die japanischen Minarets betrifft, und die kleinen chinesischen Puppenmänner: so ist Das für das Auge der kleinen Kinder und . . der groſsen! Bald hätte ich den Sardonyx übersehen, der August's Apotheose vorstellt; ein vollendetes Werk; seine Vortrefflichkeit übertrifft noch die Materie. Ich bewundre ihn, denn es ist eine Art von Vergnügen dabey, Kind zu seyn. Aber was hat

Böttiger, sein Freund, ein so herzlich guter und lieber Mann, daſs ich gewiſs bin, daſs er, anstatt Mercier miſszuverstehn und ihn zu zerreiſsen, der erste seyn wird, der über seine Ausfälle gegen die Antiquare lachen wird.

C.

das Stück für Nutzen? Ich will's euch sagen. Es ist einzig in seiner Art, und in Email mit Edelgesteinen besetzt, gefaſst.

Dieses kostbare, — das heiſst, sehr reiche — Stück, wetteifert mit einer Vase aus orientalischem Agath, von der man glaubt, daſs sie für einen Ptolomäer verfertigt worden sey; sie stellt ein Bacchusopfer vor; diese Vase hat, wie man sieht, viel Reisen gemacht. Ruhe sie denn in Frieden bey uns, nur wenigstens ein fünf bis sechs Jahrhunderte!

Endlich — wer hätte es erwarten sollen? — findet sich unter allen diesen Alterthümern auch etwas Neues, viel Bewundernswürdigeres, als alle diese Antiken; die sehenswürdigsten Stücke verschwinden vor diesem. Ich schaue es; ich betaste es, und habe Mühe, meinen Augen zu glauben! O! es ist viel wunderbarer, als der Isistisch. Dieſs einzige Stück kann drey Nachkommenschaften schwatzen machen. Ja, dieser unbegreifliche Stahl ist das Wunderbarste, was, seit die Welt Welt ist, erfunden worden! Ihr werdet es Alle mit mir zugeben. Es ist... ist... die Matrice zu der Platte... der.. Assignate! Welche Medaille!!!

Acht und zwanzigstes Capitel.

(Von Pinkerton.)

Gelehrsamkeit und gelehrte Gesellschaften.

Die von Ludwig XIV. berühmten Gelehrten in ganz Europa beygelegten Pensionen machen einen der auffallendsten Züge dieser freygebigen Regierung aus. Es war überdem eine Idee, die noch vorher in keinem Zeitalter einem Könige in den Sinn gekommen war und auch nachher in keinem Lande weiter nachgeahmt worden ist; wahrscheinlich, weil sehr bald der Einfluſs litterarischer Talente auf die öffentliche Meinung angefangen hat, den Ausspendern königlicher Gnaden allerley Besorgnisse zu erregen; da, wie man weiſs, den Dieben

eine natürliche Abneigung gegen die Lichtwerfer *) beywohnt.

Gleichwohl zeichnete sich fast immer die französische Regierung durch eine gewisse eben so edle als anderwärts seltene Freygebigkeit gegen Männer von Wissenschaft und Künstler aus. Indeſs bey uns die Mitglieder gelehrter Gesellschaften jährlich zur Bestreitung der Ausgaben zu ihrer Aufrechterhaltung zuschiessen müssen: so wurden und werden gegentheils in Frankreich diese Mitglieder von der Regierung besoldet. Auch brachte das Zuratheziehen von Geographen **), Chymisten und Anbauern

*) *Les voleurs craignent les réverbères* — bekanntes französisches Sprichwort. Der Engelländer springt gern mit den Ministern seines Landes ein wenig unbarmherzig um.

**) Der Uebersetzer konnte bey dieser Voranstellung des Geographen, vom Geographen Pinkerton, nicht umhin, ein wenig zu lächeln, und sich die von ihm selbst anderwärts erzählte Anecdote vom Schneider Johann einfallen zu lassen, der bey dem Anblicke des Riesen Gilly sogleich in die Frage ausbrach: wie viele Ellen Tuch der wohl zu seinem Kleide gebrauchen müsse?

noch anderer Kenntnifszweige, bey der Einrichtung der neuen Maafse, grofsen und dauernden Nutzen; da man hingegen in einer gewissen Insel wohl sogar Generale aussendet, ohne dafs sie Plane und Landcharten auf ihren Feldzügen mit sich führen, und alle Operationen, wobey es auf Chymie oder andre Wissenschaften ankömmt, von einem allwissenden Staatslenker projectirt und eingerichtet werden. Das erstaunliche Glück, was neuerlichst die französischen Waffen begleitet hat, kann in grofsem Maafse aus dieser Ursache hergeleitet werden; dessen gar nicht einmal zu gedenken, dafs oft die Heerführer Frankreichs selbst in den Kenntnissen ihres Metiers sehr wohl bewandert sind, und sogar in andern Wissenschaften oft nicht unerhebliche Einsichten besitzen.

Aus einem, noch von jenem verschiedenen, Gesichtspuncte betrachtet, wird der Fortschritt in Kenntnissen von einer beträchtlichen öffentlichen Wichtigkeit. Aufserdem, dafs diefs dem allgemeinen Ruf einer Nation zu Statten kömmt, der gar sehr auf dem blühenden Zustande einer Litteratur beruht, und dem Volke, so wie den Einzelnen darunter, nicht allein Ehrerbietung und Aufmerksamkeiten zuwege

bringt, sondern auch andre auf der Waagschale der Nationen sehr bedeutende Vortheile sichert, so entsteht auch grofser Handlungs- und Finanz-Gewinn aus einem solchen Uebergewichte, durch den Verkauf derjenigen Art von Fabricate, (wenn man sie so nennen will!) die Bücher heifsen. Aber, — indem die mechanischen Künste sicher dem Fleifse der Bürger überlassen werden mögen: so kann der Fortschritt der Litteratur, in welchem Lande es auch sey, nur durch Gehalte und Besoldungen, und durch zur Einrichtung und Unterhaltung gelehrter Gesellschaften bestimmte Fonds befördert werden. Die Ursache hiervon ist sehr einfach. In andern Künsten sichern die Talente und die Erwerbklugheit dem ihnen Obliegenden ein gewisses Gelingen darinn; auch erfodern sie nur eine verhältnifsmäfsig geringere vorläufige Erziehung und Bildung: so dafs nachher die tägliche Ausübung und Anstrengung von selbst nothwendig ihre Früchte mit sich bringt. Stofsen einem Solchen auf Einer Laufbahn Unglücksfälle zu: so kann er sich in eine andere werfen, ohne dafs der Uebergang ihm eine gewaltsame Zerreifsung seines Lebensschicksales werde. Allein einen wahrhaften Gelehrten und Wissen-

schaftsmann zu bilden, bedarf es einer langen vorhergängigen Erziehung, die oft seine Gesundheit untergräbt, und Derjenige, welcher es darinn zu etwas Ausgezeichnetem bringen will, sieht sich genöthigt, so sehr als nur möglich, sich aller Geldsorgen, mühsamen Schliche und Nachjagen von Beförderung zu entschlagen. Da dergleichen Sorgen, solch ein Nachjagen, den Enthusiasm des Forschers dämpfen, und anderseits den Genius, Besorgnifs vor Verarmung, in seinem genialischen Strome leicht gefrieren läfst, sollte man also wohl billig eine edle Freygebigkeit, ein mäfsiges Auskommen, seinem Eifer zugestehen. Wird in diesen Belohnungen kein Maafs gehalten; bestimmt man ihm zu grofse: so kann diefs ihn freylich, zum Schaden für die Mitbürger, denen seine geistvollen Arbeiten Vortheile bringen dürften, zur Unthätigkeit und Trägheit verleiten; wiewohl, wenn ihn der wahre, gewöhnlich hervorragende, Talente begleitende Eifer beseelt, auch diefs sogar nur selten zu befürchten seyn wird; Newtons Beyspiel, der eine sehr einträgliche Stelle bey der Münze bekleidete, und Voltairens, der des Jahrs ein Paar tausend Pfund Sterling Einkommens besafs; Männer, die beyde ihre Arbeiten unverdrossen

bis an das Ende ihres Lebens fortgesetzt haben, können hierüber ein Zeugniſs ablegen. Auf der andern Seite aber ist es noch weit mehr zu besorgen, daſs, wenn solchen vorzüglichen Anbauern der Wissenschaft ein gar zu kärgliches Auskommen angewiesen wird, sie sich genöthigt finden werden, um nur leben zu können, ihre Talente an Verfertigung von Werken zu verschwenden, die ihren hohen Beruf herabwürdigen und sie weniger leisten lassen, als man von ihrer Geschicklichkeit und Rufe erwarten konnte.

Indeſs in einigen europäischen Ländern der ungebührliche Geiz der Clerisey die Mitglieder dieses Standes getrieben hat, sich einer solchen Anzahl von Stellen und Gehalten zu bemächtigen, die schlechterdings mit ihrer Bestimmung, deren Pflichten sie schamlos nachlässig, zur groſsen Gefahr, (wie in Spanien) oder zu gänzlichem Verluste des Nationalruhms, versäumen: so wurden diese Uebel in Frankreich, sogar unter der Monarchie, durch eine urtheilsvolle Selbstverläugnung der Clerisey und durch diejenige Art von Patriotism, oder vielmehr Nationalism, gemäſsigt, welcher den Fortschritt in den Wissenschaften als eine Sache des Gemeinwesens betrachtet, der besonderer Vortheil

weichen muſs. Auch legte die Regierung oftmals Beweise einer guten Unterscheidungskraft dadurch ab, daſs sie Männern von ausgezeichneten Talenten gerade solche Stellen zuwandte, in denen ihre Talente am besten für die Ehre und zum Vortheile der Nation in Wirksamkeit gesetzt werden konnten.

Die hauptsächlichste gelehrte Gesellschaft in Frankreich ist jetzt das Nationalinstitut, das neuerlichst wieder auf den Fuſs der vormaligen Academien umgeformt worden ist, so daſs die eine Classe desselben die Academie der Wissenschaften, eine andre die der Inschriften, und eine dritte die der französischen Sprache vorstellt; eine vierte ist an die Stelle der Mahler- und Bildhaueracademie getreten. In allen diesen Classen sind, wie es immer bey solchen Einrichtungen zu gehen pflegt, Männer von hervorragenden Talenten, mit einer Hälfte oder einem Dritthel bloſser Marktschreyer vermischt, die durch kleine Intriguen sich eines lächerlichen Rufes anzumaſsen und sich durch Benutzung besonderer Zeiten und Umstände ans Bret zu bringen verstanden haben. Immer aber doch ist noch die diese Gesellschaft auszeichnende Masse von Kenntniſs und Freyheit der Untersuchung so überwie-

gend, daſs das Institut mit Recht als ein groſser Brennpunct von Aufklärung, besonders für die Mathematik und damit verwandten Wissenschaften, so wie für die Chymie und Naturkunde, betrachtet werden kann. Die Mitglieder desselben tragen eine besondre Uniform, die in dunkelbraunen mit grüner Seide gestickten Kleidern besteht. Die Meinung der Denker über die Vortheile und Nachtheile einer solchen äuſsern Unterscheidung sind sehr getheilt, da sie Vielen sich von den republicanischen Formen und der Gleichheit zu entfernen, und einen Beweis davon abzulegen scheint, daſs der französische Character sich, seiner Natur nach, im Nachjagen kleiner Auszeichnungen, von der dem Manne eigenthümlich seyn sollender Gröſse entfernt, und demnach auf keine Annäherung an das edelste Ziel der nur durch intellectuelle Vorzüge zu glänzen bestimmten Menschheit hindeutet.

Die Secretaire des Instituts werden jetzo auf Lebenszeit erwählt, die Präsidenten aber nur auf gewisse kurze Perioden. Diese Einrichtung führt den Vortheil mit sich, daſs der Präsident sich keines Einflusses bemächtigen kann, der entscheidend genug wäre, ihm eine überwiegende Einwirkung auf die Gesellschaft,

zu Begünstigung einer gewissen besonderen Wissenschaft, der er einen Vorzug zu geben geneigt wäre, zu verschaffen, und dafs er noch weniger im Stande seyn kann, sich der Gesellschaft als einer Maschine zu Erreichung von Zwecken selbstisches Ehrgeizes zu bedienen. Auf der andern Seite aber ist auch das Schlimme dabey, dafs dadurch das an der Gesellschaft zu nehmende Interesse bey ihm geschwächt, und er aufser Stand gesetzt wird, dauernde und immerfortwährend zu befolgende Plane zu stets wachsendem Nutzen des Ganzen ins Auge zu fassen und durchzusetzen.

Wahrscheinlich sind die Secretaire des Instituts defshalb auf Lebenslang ernannt worden, weil ihr Geschäft und ihre Lage eine gewisse practische Geschicklichkeit voraussetzte und nothwendig machte. Verwundern aber mufs man sich und bedauern, dafs manche litterarische Aemter in Frankreich ihren Inhabern nur so lange bleiben, als ihre Gesundheit ihnen die Verwaltung derselben zuläfst. Verliert ein Lehrer an den Lycäen oder öffentlichen Schulen diese, durch eine lange dauernde Krankheit oder Gebrechlichkeit: so büfst er zugleich seine Besoldung ein, und sieht sich auf den Bettelstab heruntergebracht; eine

traurige, und jedes Wohlwollenden Herz mit Recht kränkende Lage: vorherzusehen, daſs sich zu Krankheit noch Dürftigkeit gesellen wird! Die Stellen sollten durchaus lebenslänglich und uneinbüſsbar seyn, auſser in Fällen, wo ärgerliche Pflichtversäumniſs oder schlechte unmoralische Aufführung den das Amt Bekleidenden desselben unwürdig macht. Den Lehrern müſste bey einer langwierigen Krankheit das Recht beygelegt seyn, sich unterdeſs Stellvertreter zu ernennen. —

Noch giebt es in Paris mancherley andre litterarische, freywillig zusammengetretene Gesellschaften von geringerem Belange. Unter diesen ist das ehemalige Lycee, jetzige Athenäum, eine der vorzüglichsten. Es besteht durch besondere Subscriptionen, und jedes Jahr werden darinn Lehrer, in verschiedenen Zweigen von Wissenschaften Vorlesungen zu halten, besoldet. Zugleich findet man Zimmer für die Lectüre und Unterhaltung darinn, in denen auch wohl, an besonders dazu bestimmten Abenden, musicalische Concerte gegeben werden. Viele Personen, selbst weiblichen Geschlechts, können hier sich Kenntnisse in den Anfangsgründen mancherley Wissenschaften erwerben, und nützliches Unterrichtes ge-

niefsen, durch den ihr Umgang mehr Mannigfaltigkeit und Reiz gewinnt. Unterdessen wird von Vielen demohngeachtet an der wesentlichen Nützlichkeit solcher Vorlesungen gezweifelt, wofern sie nicht von Experimenten, Vorweisen von Maschinen, Modellen und andern Gegenständen, die, eine sinnliche und demonstrative Einsicht in die Wissenschaft zu erlangen, nothwendig sind, begleitet werden.

Zur Nachahmung dieser Einrichtungen, die Paris aufzeigt, giebt es auch noch unter verschiedenen Nahmen litterarische Gesellschaften in den hauptsächlichsten Städten Frankreichs, und alle diese tragen nicht wenig zu Ausbreitung allgemeiner Kenntnisse und des Wetteifers bey. Gleichwohl werden diese Gesellschaften vornehmlich mehr dadurch nützlich, dafs sie den Geschmack an Aufklärung befördern, und gewissermafsen einem Zurückschreiten darinn vorbauen, als dafs sie eigentlich die Erweiterung des Reiches der Kenntnisse befördern sollten, da, wie die Erfahrung es beweist, Werke oder grofse Epochen in den Wissenschaften und Litteratur, hervorzubringen bestimmte Erfindungen, gewöhnlicherweise nur aus den Anstrengungen ununterstützter Einzelner hervorgehen.

Neun und zwanzigstes Capitel.

(Von J. S. Mercier.)

Antikenmanie in den Meubeln.

Seit zehn Jahren hat sich die Form der Meubeln in den Zimmern gänzlich verändert. Künstler, von ihrer Einbildungskraft gequält und Eckels an dem einförmigen Style der Werke der gegenwärtigen Zeit voll, haben aufs Neue die Geschichte der Kunst der Antike befragt; sie haben die hetruscischen Medaillen der entferntesten Zeiten, die der Perser, der Egypter, der Griechen, der Römer, sich durch die Hände gehen lassen, um in der Bildung unserer Vasen, im Bau unserer Sitze, unserer Betten in Kanzel-Gestalt, unserer X förmigen Tische, unserer Tafel-Uhren in *Lyren*-Form, lächerlich ähnliche *Isis*- *Osiris*- *Anubis*-Köpfe,

geflügelte Thiere, Sphinxe, die unsere Kaminböcke (*Chenets*) bewachen, u. s. w. hervorzubringen. — Müssen wir nicht, als Folge dieser Neuerungen, es zu besorgen haben, daſs unsere Weiber einst einmahl mit kleinen egyptischen Göttern in die Wochen kommen dürften?

Die berühmten Tischler der Straſse Clery sind's, die die nach den von den Handhabern (*manipulateurs*) der eingeschnittenen Steine gemodelten Zeichnungen mit Hülfe des Hobels uns Betten *à la Pericles*, *à la Ciceron*, kurz alle die anderen symbolischen Artigkeiten (*gentillesses*) ausschnitzeln, die sie uns verkaufen, ohne den Schlüssel dazu weder zu haben, noch uns zu geben.

Dank diesen kühnen Wiederherstellern der Geräthschaften der Alten, besitzt jetzt die Weisseseidnestrümpfwäscherinn, so wie der Millionair-Kräutermann (*millionaire herbager*) Versorger der Cavalleriepferde unserer Republik, Candelabren, in Caryatidengestalt, Blumentöpfe mit Sperberhälsen, Comoden mit Greiffenfüſsen, Canapée's mit Arabesken verziert, deren aufgezogene Beine an den Figuren

davon, ihnen als Lectionen für die Bälle *à grand Orchestre* dienen *).

So erröthen wir über den Schemel, diefs bescheidne Erbstück von unsern Grofseltern her; wir finden unsere Kinder weniger schön, als die Käfer, die einen egyptischen mit Assignationen angefüllten Geldschrank (*secrétaire*) decoriren.

Unsre Tafeluhren haben dieselben Metamorphosen erfahren. Ihre Verzierungen sind Hieroglyphen von unerklärbarem Verdienste; denn — und das ist der Geist des Jahrhunderts! — wir haben Uhren, die man wahre Charaden nennen kann. Hat man nicht neulich auf dem Stilobat einer bey einem Uhrmacher in der Rue du Roule ausgestellten, einen Cupido gesehn, der mit der einen Hand eine Fackel, mit der andern ein Glöckchen

*) *Bals à grand Orchestre* sind, zum Unterschiede von kleinen Familienbällen, die das Ungefähr und Impromptu der Heiterkeit des Augenblicks zusammen bringt; diejenigen grofsen, wo blofs die Eitelkeit glänzen will, und auf denen die Damen, die es nicht bis zu einer gewissen Operntänzerinnenfertigkeit gebracht haben in ihrem Talente, sich nicht gern der Critik des Zuschauers preis geben.

schwang, und es über einer zu seinen Füſsen angebrachten Heuschrecke schüttelte?

Andre sind sich bewegende Lyren *), deren hin und her oscilirende Pendel, (*balancier*) von Diamanten widerstrahlend, das Licht der Sonne zurückblitzt, die Blicke verblendet, und ihnen die Stundenanzeige entzieht, nach der sie suchten.

Wieder andre giebt's, deren Mechanism man in den Rädern eines Wagens aufgedeckt sieht **), der, von einer Diana regiert, unter den hineilenden Schritten schneller Windspiele die Lüfte zu durchschneiden scheint. Diese ungestüme Unbeweglichkeit mit den innern Bewegungen im Contrast, macht den Erfinder davon selber lächeln.

*) *Des lyres mouvantes.* Was sind: „sich bewegende Lyren?" Das folgende: „deren hin und her oscillirende Pendel etc." erklärt's. Lyren, in denen man eine beständige Bewegung gewahr wird; obgleich die Lyra selbst sich nicht bewegt.

**) Nämlich das Zifferblatt der Uhr nimmt den Umkreis eines Hinterrades des Wagens ein, und zwischen den durchgebrochenen Scheiben desselben sieht man das sie treibende Räderwerk.

Schon will der kleinste Handwerker, durch den Glanz und die Seltsamkeit dieser Kunstwerke gelockt, der hölzernen Uhr und des ehebrecherischen Vogels, von Springfedern herausgetrieben, nicht mehr, der vordem ihm seine Stunden vorgukgukte. Es spriefst bereits in seinem Herzen ein Gelüsten nach dem Cartel-*) à-Carillon auf, der die boshaften Liederchen des Vaudeville nachorgelt, und sein stolzgewordenes Ohr zieht sie denen des Glockenspielers der Samaritaine vor. Er verschmäht den Wecker in breiter Schachtel, welcher mehr als Einmal dem begünstigsten Liebhaber zum Abzugswarner diente. Die Papier-Münze hat ihm Begriffe von Vermögen eingeflöfst, die ihm den Schlaf unterbrechen, worinn er sonst seinen guten Stiefel in eins weg fortschnarchte. Er gleicht jetzt einem Financier, zählt die Stunden der Nacht, anstatt sie zu durchschlummern, und läfst seinen ersten Geschäfts-Rathgeber eine Repetieruhr seyn.

*) Dieses technische Wort in dem Sinne, sucht man vergeblich in den Wörterbüchern. Ich selber hatte es nie eher gehört, als bis ich es in dieser Stelle las.

Eine Uhr ist heutzutage weniger ein Schmuckstück, als ein Handels-Regulator. Für ein Geld-Volk ist die Secundenuhr der Telegraph der Börse.

Wenn's eine Musikmanie, eine Tanzmanie giebt: so giebt's auch eine Uhrenmanie. Man trägt sie in Ringen, und diese Embryokleinode zeigen sogar richtig die Zeit an. Noch nicht genug das! Die Damen von hohem Fluge (*du haut parage*,) tragen sie am Halse als Geschmeide. Sie erneuern die Mode dererjenigen, die ähnliche Uhren gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts trugen, und die die Arbeit eines gewissen Myrmecide, nicht die Gröfse eines Mandelkerns übertrafen *). Waren aber diese Kunstwerke wunderbarer,

*) Da es mir wirklich gar zu unwahrscheinlich vorkam, dafs schon am Ende des funfzehnten Jahrhunderts so sehr kleine Uhren verfertigt worden seyen, und der griechisch klingende Nahme des Künstlers mir noch mehr Mifstrauen in die Wahrheit dieses Facti einflöfste: so habe ich Mercier ausdrücklich darüber befragt. Er sagte mir, er habe es aus D'Ohsons *Moeurs et usages des Français etc.* genommen, einem Buche, das viele andre solche interessante Details enthält.

als eine gewisse andre Uhr aus Strohhalmen, die einmal ein Gefangner in Bicêtre gemacht, und der der sinnreiche Künstler dennoch eine Bewegung mitzutheilen verstanden hatte?

Trotz der seltsamen Formen, die die Penduluhren neuerer Verfertigung auszeichnen, findet man noch bey verschiedenen Uhrmachern Zeitangeber (*horaires*), der Aufmerksamkeit von Männern von Geschmack würdig. Es sind gläserne Kugeln, die auf der Arcade ihrer stämmigen Rücken muskelnvolle Atlasse von Herculessen tragen; auf diesen Globen sind äufserlich, im Zirkel, die Zeichen des Zodiacus angebracht; im Innern desselben verrichten die Sonne und die sie umgebenden Planeten ihre tägliche Umwälzung. Aber was sind alle diese Anstrengungen der Kunst gegen die Sphäre des Archimedes? Dieser beynahe göttliche Mensch zeigte den Neugierigen seiner Zeit eine Welt im Kleinen. Er brachte ihnen durch dieses Wunder den vollkommensten Begriff von der Intelligenz des Schöpfers bey, der in seiner Hand die Gestirne und die Planeten wägt, und ihnen nur so viel Gewicht gab, als sie nothwendig haben mufsten, dafs die ganze Natur in ihrem Gleichgewichte sich bewege.

In einem sphärischen und aus verschiednen Stücken vereintes Glases gebildetem Umkreise, stellte der syracusanische Vaucanson die Erde, die Sonne und die andern Planeten vor. Diesen Körpern gab er unter sich eben die Verhältnisse, die sie im Groſsen in der Natur haben, und ihr Inneres war mit einer mehr oder minder dichten Luft ausgefüllt, je nachdem sie von dem sich im Mittelpunkte ruhendem Körper in gröſserem oder geringerem Abstande sich befinden sollten. Diese Verdünnung wurde vermöge einer immer gleichförmigen Wärme unterhalten. Der Mittelkörper war in einer Stange befestigt, die in das Gestell der Maschine ausging, und bewegte sich um sich selbst, von einem kräftigen Räderwerke getrieben. Dieses warf um sich her, durch eine Menge kleiner Oeffnungen, eine Flüssigkeit aus, die eine Art von Athmosphäre bildete, in welcher die Planeten, sich selbst überlassen, ohne eine andere Gewalt, als die des Anstoſses dieser Athmosphäre, nach Verhältniſs ihrer Schwere und ihres Körperinhalts, fortgerissen wurden.

Eines davon war bestimmt, den langsamen Gang des Saturns, und ein andres den schnellen Umschwung des Mercur vorzustellen.

So liefs Archimedes seine gläsernen Gestirne vermittelst eines Luft-Geistes sich bewegen, der leichter als die gewöhnliche Luft war; und durch Feuer gelang es ihm, sich diese Quintessenz von Luft, ein wahres Gaz zu verschaffen, von dem unsre neuern Luftsegler nur die Wiederhersteller gewesen sind. Nach der nämlichen Berechnung erhob sich auch des Architas Taube in die Lüfte. Dieses Kunstphänomen war wohl unsre Siebensächelchen von Antike werth. Uebrigens hat diese Wuth der egyptischen Alterthumskunde sich doch noch nicht unsers Porzellaines bemächtigt *), das die murrhinischen Vasen der Alten vorstellt; sie sind noch immer französischen Zuschnitts, und erinnern uns, so wie ehemals die hetruscischen Gefäfse, ihre Zeitgenossen, an unsre Gebräuche, an unsere Kleidungen und die characteristischen Züge unserer Physiognomien. Man hat wohl eher ein Caffèservice gesehen, das man

*) Jetzt, ein Paar Jahre später, als diefs Gemählde gemahlt worden, sieht man auch schon in den kleinsten Boutiken Porzellaingefäfse in allen diesen alten Formen.

ein Compendium der französischen Geschichte nennen könnte.

Was unsere Trinkgläser betrifft, so sind diese zur Zeit nur noch gut spanisches Geschmacks (*à l'Espagnol*). Eben so zierlich ciselirt, als der crystallne Weihkessel der Kirche der lieben Frauen zu Loretto, stellen sie neben geheimnifsvollen Ziffern Hirschjagden vor; oder Cupido's, die brennende davonfliegende Herzen parforcejagen. Ihre Form ist meistentheils die eines dünnen und hohen Trichters, der die kostbaren Tropfen der *Lacryma Christi* auf den gelehrten Lippen des Günstlinges des Gottes der Freude verlängert.

So weit wären wir also in dem Augenblicke, von dem ich rede, was die Antikenmanie in den Meubeln und andern Gegenständen dieses Luxuszweiges betrifft. Um mit diesen glorievollen Seeligkeiten zu strotzen, (*c'est pour se pavaner de ces glorieuses beatilles*) ist man so erstaunlich durchtrieben (*astucieux*) in den kleinsten Geschäften des Eigennutzes geworden. Man hat, die Republik auf eine ewige Grundlage zu errichten, uns wiederum in den Geschmack und die Einfachheit der patriarchalischen Sitten zurück versetzen wol-

len. Aber wie weit hat man die Nation nicht in der That und Wahrheit von jenen glücklichen Zeiten abgeführt! Viel angenäherter sehe ich uns denen der Römer; die, bereichert mit dem Raube der Welt und der besiegten Völker, dem unglücklichen Augenblicke entgegeneilten, wo ihr zu stolzes Reich zu Boden stürzen mufste.

Dreyſsigstes Capitel.

(Von Pinkerton.)

Der Zustand der Wildheit in Widerspruch gegen Rousseau's Lehrsätze betrachtet.

Hätte es mit Rousseau's Ideen in Absicht auf den Urzustand des Menschen seine Richtigkeit: so würde es unmöglich seyn, zu begreifen, wie sich die menschliche Gesellschaft nur einmal zu dem Zustande der Wildheit hätte erheben können, der, diesem Philosophen zufolge, die erste Abstufung der Gesellschaft, und gleichsam ihr erstes Stockwerk ausmacht. Denn — befänden, wie er es sich vorstellt, alle Menschen sich in einem Zustande von völliger Gleichheit, und würden sie bloſs von einem gewissen Instinkte getrieben: so läſst

es sich unmöglich erklären, wie sich in ihr je irgend eine aus äufsern oder innern Ursachen herstammende Veränderung hätte zutragen können; so wie wir auch sehen, dafs nichts ähnliches von Wandlung, z. E. mit Löwen oder mit Lämmern vorgegangen ist. Allein, ehe wir uns hierüber in weiteres Raisonnement einlassen, müssen erst kürzlich unsers Verfassers Hauptsätze über das Leben der Wilden aufgestellt werden.

„Unter den Wilden (sagt er,) läfst das „persönliche Interesse seine Stimme eben so „laut als unter uns Gebildeten hören; aber es „hat nicht eben dieselben Gegenstände zum „Ziel. Die einzigen Bande, welche die „Menschen alsdann vereinigen, sind: die „Liebe zur Gesellschaft und die Aufmerksam„keit auf ihre gemeinschaftliche Vertheidi„gung; das Wort: Eigenthum, welches „unter den Gesitteten zu einer Quelle so vieler „Verbrechen wird, hat bey den Wilden fast „keinen Sinn; es finden unter ihnen keine „Zwiespalt erregen könnende Erörterungen „statt; nichts treibt sie, einander zu hinter„gehen, an; die öffentliche Achtung ist das „einzige Gut, wornach sie streben, und was „sie alle verdienen. Es ist sehr möglich, dafs

„ein Wilder eine schlechte Handlung begehen „könne; aber nicht, daſs er zu einer Fertig„keit im Schlechthandeln gelange, weil diese „für ihn völlig ohne Nutzen seyn würde.... „Mit Leidwesen sage ich es, daſs der Mann „von Werth derjenige ist, der kein Bedürfniſs „besitzt, irgend jemand zu hintergehen; und „dieser Mann ist der Wilde."

Hätte Rousseau in dieser Stelle uns eine ironische Declamation gegen das Leben der Wilden zum Besten geben wollen: so hätte er es, glauben wir, wohl nicht besser anfangen können, als eine solche Reihe widersinniger Behauptungen hinzustellen. Wäre es wohl nöthig, sich hier in Gemeinplätze von Anführungen aus den alleralltäglichsten Reisebeschreibungen einzulassen, um jeden dieser hier von ihm gewagten Sätze über den Haufen zu stoſsen? Seine Paradoxen stehen, wie gewöhnlich, mit einander selber in Widerspruch; denn wenn alle Wilde Menschen von Werth wären, wozu würde es unter ihnen der Selbstvertheidigung bedürfen? Sicherlich hätten sie sich nicht gegen die wilden Thiere zu schützen, die gewöhnlich die Jagd in ihren Ländern ausrottet, und die überhaupt allerwärts vor der höhern Kunst

und Verstandesanwendung auch der rohesten Menschen weichen; also nur vor noch grausamern reissenden Thieren, andern Wilden! andern . . . „Menschen von Werth!“ Was das Eigenthum betrifft: so können ja da, wo Nichts dieses Nahmens Würdiges vorhanden ist, keine Versuchungen zu Dieberey, kein Antrieb stattfinden, irgend etwas, wär's auch nur ein Stück Holz, (das man ja von jedem Baume haben kann;) oder etwa ein nichtswürdiges Kleidungs- oder Schmuckstück, das jedes ihrer Weiber verfertigen kann; Gegenstände, die Jeder aus dem Stamme schon besitzt, zu entwenden. Ganz anders verhält es sich indessen in der Wirklichkeit. Man bringe unter diese Horden nur das geringste alltäglichste Waarenstück einer europäischen Manufactur: so wird man augenblicklich erfahren, wie jede Lust und Trieb des Wilden zum Diebstahl erwacht. Obiges ganzes Raisonnement läuft also auf weiter nichts als darauf hinaus: daſs Wilde niemals da stehlen, wo es nichts zu stehlen giebt, und das von diesen „würdigen Menschen“ so erworbene Eigenthum, ist so weit entfernt, ein Wort ohne Sinn zu seyn, daſs der Besitz desselben durch jede Art Trugs, Verraths,

Lüge und sogar durch Blutvergieſsen, beschützt wird. Statt also daſs keine Erörterung unter ihnen möglich seyn sollte, die Zwiespalt hervorbrächte, sind vielmehr ihre Streitigkeiten höchst wild und blutig; auf einen in freundschaftlichen Schmäusen von ihnen zugebrachten Tag, folgt oftmals eine Nacht, wo nichts als Angriff und Mord vorfällt. Statt daſs sie sich einander nicht hintergehen sollten, ist vielmehr Arglist und Verrath eines ihrer alltäglichsten Laster, und öffentliche Achtung wird bey ihnen nur glücklicher Grausamkeit und Räuberey zu Theil. Daſs ein Wilder schwerlich eine Fertigkeit im Bösesthun haben könne, würde eine eben so widersinnige Behauptung seyn, als wenn man von Thieren sagen wollte: das Eine habe keinen gröſsern natürlichen Trieb und Instinkt zur Grausamkeit, als das andre. Freylich ist die Verderbniſs unter den Wilden Etwas ihnen allen so Gemeinschaftliches, daſs wenigen darunter ein Vorzug hierinn über den andern beygelegt werden kann; indessen tritt doch oft noch genug der Fall ein, daſs Ein Wilder mehr zur Raubsucht als der andre aufgelegt, von verderbteren Gelüsten als der andre ist, seiner Wildheit in Verlängerung der Martern seiner

Schlachtopfer, die vielleicht ein Anderer schneller endigen würde, stärker nachhängt; wohl Hütten oder Dörfer anzündet, und Mütter, Jungfrauen, Kinder ermordet, wo sein Nachbar vor solchen Gräueln zurückschauderte. Es fällt Jedermann ins Auge, dafs Rousseau blofs sich diesen idealischen Zustand der Natur, und den eben so idealischen der Wilden, in seinem Gehirne erschuf, weil er diese Sätze als einen Standpunkt betrachtete, von wo aus er am besten die Pfeile seiner satyrischen Sophismen gegen den civilisirten Zustand abschiefsen könnte. Als Tacitus, ein wahrer practischer Philosoph, ein Mann, der wirkliche Lebensgeschäfte und Erfahrung kannte, die Tugenden der rohen Deutschen pries, um sie als ein Gegenbild der Laster des abgeschliffnen Roms aufzustellen, fafste er auf einem wahren geschichtlichen Grunde Fufs; er lobte weibliche Tugenden und strafte in der That vorhandene Laster; aber verfälschte nicht seine Sätze durch Vorbringung allzuverallgemeinernder Satyre oder Preises. Rousseau hingegen hat in dem ächten Geiste sophistischer Declamation, aus den Sümpfen seiner eignen Unwissenheit und Irrthums, ein hirngespinnstisches Gebäude, die

Geburt seiner eignen Zauberlaterne, angegriffen. Nicht allein vergifst er von den Lastern und Verbrechen zu reden, von denen es in dem Zustande der Wilden wimmelt, sondern er zeigt sich auch auf der andern Seite eben so blind gegen die hervorragenden Tugenden der civilisirten Gesellschaft. Der Geschichtschreiber Robertson pflegte bey dieser Materie zu bemerken: „er glaube, es gäbe „kein Thier in der Welt, das mit einem engli„schen Gentleman zu vergleichen sey.“

An einer andern Stelle *) behauptet Rousseau „zwey Principia entdeckt zu haben, „die vor aller Vernunft“ (welche er, wie alle andern Schwärmer, aufs herzlichste zu fürchten scheint) „vorhergehen, und wovon das „eine unser eignes Wohlseyn und unsre Selbst„erhaltung nahe angehe, das andere aber uns „einen natürlichen Widerwillen einflöfse, dem „Tode und dem Leiden irgend eines empfin„denden Wesens, vornehmlich unserer Neben„menschen, zuzusehen.“ Wenn er hierauf fortfährt, ernstlich anzunehmen: diefs letztere Principium äufsere seine vollkommenste Thätigkeit unter den Wilden: so könnten einige

*) Sur l'Inégalité. p. 282.

Leser geneigt seyn, solch einen auffallenden Widersinn lächerlich zu finden, und Andere vielleicht untersuchen wollen: wie weit ein Sophist in seiner Kühnheit gehen könne, Allem, was Menschen wissen, und der allgemeinen gesunden Vernunft, Hohn zu sprechen. Mögen die langsamen und künstlichst ersonnenen Martern, welche die Wilden ihre Gefangenen erdulden lassen; mögen ihre Menschenopfer und hundert andre solche höllische Liebhabereyen unter ihnen, ein Zeugniſs für die thätigen Wirkungen des Mitleids in dem Herzen der wilden Völkerschaften ablegen! Es würde sehr leicht seyn, den Leser mit umständlichen Erzählungen der Grausamkeit der Wilden zu ermüden, und ihm Schauder und Eckel zu erwecken, wäre es nicht etwas ganz Ueberflüssiges, eine Behauptung zu bestreiten, von der es allgemein bekannt ist, wie ganz es ihr an aller Wahrheit mangelt.

Selbst wenn wir aller gesellschaftlichen Tugenden, Alles dessen, was der menschlichen Natur Werth und Würde ertheilt, vergessen, und mit Rousseau annehmen wollten: Stärke sey die vorzüglichste Eigenschaft des Menschen; oder (mit andern Worten) der Elephant sey der wahre Herr der Schöpfung: so bliebe

immer seine Behauptung, von seinem Vorzuge des Wilden an Stärke vor dem Sohne der Civilisation, eben so unrichtig und täuschend, als alle seine übrigen es sind. Milo oder Broughton *) hätten sich mit hundert Wilden messen können, und würden sie mit ihren eigenen nackenden Waffen geschlagen haben. Die Siege der Spanier in America, die weniger Hunderte Europäer über mächtige und volkreiche Länder dieses Welttheils, waren nicht bloſs die Frucht besserer Waffen und gröſserer Geschicklichkeit, sondern auch vorzüglicherer körperlicher Stärke, Tapferkeit und Fähigkeit, die Strapazen des Krieges auszuhalten.

Rousseau's Vorstellungen von der Annehmlichkeit und überhaupt von der ganzen Beschaffenheit des Lebens der Wilden, gründen sich auf schlechterdings keine Thatsachen. Er nimmt z. B. an **): „die Weiber wären bey „ihnen gewohnt, zu Hause zu bleiben und der „Kinder zu pflegen, indeſs die Männer herum-„schweiften, sich ihren Unterhalt zu ver-„schaffen.“ Dieſs ist nur in Absicht auf ihre Beschäftigung mit der Jagd wahr, welche die

*) Ein berühmter englischer Baxer.

**) Ebendas. S. 354.

Männer unter ihnen als eine Belustigung, als eine Leibesübung, als einen Geschicklichkeitserweis betrachten; was aber eigentlich Arbeitsfleiſs heiſst, ist gänzlich bey ihnen den Weibern als Loos zugefallen, welche pflanzen, säen, erndten, weben; kurz, jede häusliche Arbeit bestreiten müssen, indeſs der Mann beym Feuer ausruht, oder sich sömmert, und mit einer — freylich andern Art — Jagd, der des . . Ungeziefers sich beschäftigt, das man auch wohl, in Rousseau's Sinn, ein Geschöpf von Werth nennen könnte, da es die beständige Begleitung des Lebens seiner Wilden ausmacht.

Nimmt er weiterhin an: die Annehmlichkeiten einer höheren Stufe der Gesellschaft zweckten alle darauf ab, den Menschen zu verweichlichen: so begiebt er sich wieder in ein Feld, aus dem man ihn sehr leicht vertreiben kann. Weichlichkeit kann vielleicht herrschen, und herrscht vielleicht wirklich unter einzelnen Wilden und sogar Stämmen derselben; wie die Entdeckungen in America und im südlichen Ocean jeden vorurtheilsfreyen Untersucher davon überzeugen können. Es würde eckelhaft seyn, der abscheulichen Laster und dessen, was wir unnatürliche Ver-

brechen nennen, zu gedenken, die unter den Wilden selbst da eingerissen sind, wo wir erwarten könnten, Rousseau's reinen Naturzustand *) anzutreffen. Auf einer gebildeteren Stufe der Gesellschaft fängt der Barbar schon an, die Laster des Wilden, der noch Kind ist, zu verachten; und Tugenden beginnen bereits unter ihm zu tagen. Die Germanier zu Tacitus Zeiten waren noch Barbaren und keine civilisirte Nation; vergleichen wir aber nur einmal die Erzählung, die dieser so sehr philosophische Schriftsteller uns von ihrem Character, ihrer Moral, ihren Sitten, in einer so hellen Abspiegelung darstellt, mit den Beschreibungen von Otaheite oder andern der noch im besten Rufe stehenden wilden Länder: so wird man leicht gewahr werden, wie die Barbaren selbst noch die Wilden an Tugenden übertreffen. Eine ähnliche Vergleichung liefse sich zwischen den barbarischen Stämmen der Tartarn und der Caraiben oder anderer Günstlige Rousseau's anstellen; allein der Unterschied fällt so handgreiflich zum Besten der schon gebildeter zu werden anfan-

*) Man sehe die Beschreibung der Natchez von Duprats.

genden Periode aus, daſs es eben so überflüssig seyn würde, über diesen Gegenstand sich in eine lange Untersuchung einzulassen, als in die eines anderen Paradoxes, in dem Rousseau Allem dem zuwider, was auf Reisebeschreibungen sich gründende Kunde des Menschen uns lehrt, behauptet: die Gesell-sellschaft und die Sprachen wären ursprünglich in Inseln entstanden, und hätten sich von daher über das feste Land ausgebreitet.

Daſs der Wilde mit Heiterkeit und ohne Widerwillen sterbe, wie Rousseau behauptet, kann wahr seyn; es ist sehr natürlich, da ein Leben, was ihm so wenige Genüsse darbietet, wohl eben nicht sehr schätzbar seyn muſs. Allein, werden nicht unter verschiedenen Stämmen die Eltern von ihren eigenen Kindern umgebracht, wenn und weil jene nicht länger für Anschaffung des Unterhaltes derselben sorgen können? Wer dürfte demnach der Behauptung wohl beypflichten: der Wilde fürchte nie den Tod, ob er sich gleich vor dem Schmerze scheue? Weit hiervon entfernt, achtet der Wilde es für einen wesentlichen Zug des männlichen Characters, Schmerz zu ertragen und zu verachten; und in weiter fortgerücktem Zustande der Gesellschaft haben

die alten Dänen und andre barbarische Nationen des Nordens, gleichfalls eine vollkommne Verachtung des Todes gezeigt. So gänzlich ungegründet, so blofs muthwillighin angenommen, sind die Behauptungen dieses Philosophen, dafs sie in beständigem Widerspruche mit den deutlichsten Erzählungen der Reisebeschreiber und den authentischsten Thatsachen stehen. Man kann diefs wohl als einen der wesentlichsten Unterschiede zwischen der ältern und neuern Philosophie betrachten.

Um gänzlich Rousseau's Vorstellungen in Absicht des Lebens der Wilden zu verstehen; Lehrsätze, die so beweinenswürdige Wirkungen hervorgebracht haben, finde ich es nothwendig, noch zwey Stellen zu übersetzen, die in seiner Schrift: über den Ursprung und die Gründe der Ungleichheit unter den Menschen, stehen.

„Sobald die Menschen angefangen hatten, sich gegenseitig einander zu würdigen, und der Begriff von Achtung in ihren Seelen aufgegangen war: so mafste sich ein jeder ein Recht darauf an; und es war nicht mehr möglich, es an diesen Aufmerksamkeiten gegen irgend Jemand ungestraft fehlen lassen zu kön-

nen. Hieraus entstanden die ersten Höflichkeitspflichten, selbst unter Wilden; hierdurch wurde jedes wissentlich Andern erzeigte Unrecht zu einer Beleidigung, und der beleidigten Person die von ihr erlittene Verachtung oft unerträglicher, als das Uebel selbst. Da so nun jeder an dem Andern die gegen ihn gezeigte Verachtung, in einem seiner eignen Selbstschätzung gemäſsen Verhältnisse, ahndete, sah man schreckliche Racheausübungen entstehen, und die Menschen blutdürstig und grausam werden. Man betrachte nur genau die Stufe, auf welche der gröſste uns bekannte Theil der wilden Völkerschaften gelangt ist. Eben deſswegen, weil manche Schriftsteller ihre Vorstellungen nicht hinlänglich bestimmt und angemerkt haben: wie weit diese Völkerschaften bereits vom ersten Zustande der Natur entfernt waren, haben mehrere unter ihnen geeilt, den Schluſs zu ziehen: der Mensch sey von Natur grausam, und Cultur erfoderlich, ihn sanft zu machen, da doch nichts so wild, als der Mensch in seinem Urdaseyn ist, wo er, durch die Natur in einem gleichen Abstande von der Dummheit der Thiere und den unglücklichen Verstandesvortheilen des civilisirten Menschen gestellt,

und gleicher Weise von Instinkt und Vernunft bloſs darauf beschränkt, sich selbst vor dem ihm drohenden Uebel zu bewahren, von dem natürlichen Mitleiden abgehalten wird, irgend Jemand Leides anzuthun, wozu er in der That auch selbst dann keinen Trieb besitzt, wenn er beleidigt worden ist. Denn, zufolge dem Locke's Axiome, kann keine Beleidigung da möglich seyn, wo es kein Eigenthum giebt."

„Allein, man muſs bemerken, daſs, da die Gesellschaft in ihrem ersten Anfange, und die bereits unter den Menschen eingerichteten Verhältnisse, von ihnen Eigenschaften verlangten, sehr verschieden von denenjenigen, die aus ihrer ursprünglichen Beschaffenheit herstammten; daſs, da die menschlichen Handlungen anfingen, Sittlichkeit zu erhalten und Jeder, vor Einführung der Gesetze, der einzige rächende Richter ihm erzeigter Beleidigungen war, die einem reinen Zustande der Natur eigenthümliche Güte nun nicht länger mehr die der itzt in ihrer Geburt sich befindenden Gesellschaft angemessene war, und alsdann die Nothwendigkeit um so viel strengere Strafen hervorbringen muſste, je häufiger die Gelegenheiten zu Beleidigungen wurden. Das

Schrecken der Rache mufste also den Mangel gesetzlicher Abhaltungsmittel ersetzen. Obgleich die Menschen weniger geduldig geworden waren, und mit dem natürlichen Mitleid sich bereits einige Aenderung zugetragen hatte: so mufs diese Periode der Entwickelung der menschlichen Geistesvermögen, die ein gerechtes Mittel zwischen der Trägheit des Urzustandes und der muthwilligen Thätigkeit unserer Selbstliebe ausmachte, die glücklichste und die dauerndste Epoche gewesen seyn. Je mehr man über diese Materie nachdenkt, desto mehr wird man entdecken, dafs besagter Zustand am wenigsten Revolutionen unterworfen, und der beste für den Menschen war; so wie, dafs nur irgend ein unglücklicher Zufall, der fürs allgemeine Beste niemals sich hätte ereignen sollen, ihn aus dieser Lage habe herausbringen können. Das Beyspiel der Wilden, die man fast immer in diesem Zustande gefunden hat, scheint die Thatsache zu erhärten, dafs er die wahre Jugend der Welt ausmache, und dafs alle weiteren Fortschritte, dem Anscheine nach, zwar eben so viele Schritte zur Vervollkommnung des Einzelnen, in der That aber zur Abgelebtheit der Gattung gewesen sind."

„So lange die Menschen sich an ihren ländlichen Hütten genügen liefsen; so lange sie sich selbst auf aus Thierhäuten mit Dornen oder Fischgräten zusammengehefteten Kleidern, und auf Schmuck, aus Federn oder Muschelschaalen verfertigt, beschränkten; so lange als sie weiter nichts thaten, als sich mit bunten Farben anzumahlen, ihre Bogen und Pfeile zu vervollkommnen und zu verschönern, arme Fischerböte mit geschärften Steinen zusammenzuzimmern, und etwa ein rohes musicalisches Instrument sich zu verfertigen, — mit einem Worte: so lange nur Werke, die Jedermanns Arbeit seyn können, und Künste, die nicht Verein vieler Hände erfodern, das Ziel ihre Kräfteanwendung war: so lange lebten sie so frey, gesund, gut und glücklich, als es ihre Natur erlaubte, und fuhren fort, unter einander aller Annehmlichkeit eines unabhängigen Verkehrs zu geniefsen; allein augenblicklichs, da irgend einem Menschen der Beystand des andern nöthig war, ward man inne, es sey für Einen nützlich, Vorrath zu besitzen, der für ihrer Zwey zureiche; die Gleichheit verschwand; Eigenthum ward eingeführt; Arbeit wurde nothwendig, und man sah jetzt die weiten Forste in lächelnde aber

mit Arbeitsschweifse benetzte Felder verwandelt werden, auf denen Sklaverey und Elend neben andere Erndten aufspriefsen und wachsen mufsten."

„Metallurgie und Ackerbau waren die Erfindungen, welche diese grofse Revolution hervorbrachte. In den Augen des Dichters ist die Civilisation des Menschengeschlechts durch Gold und Silber, in den Augen des Philosophen aber durch Eisen und Korn entstanden, dieses aber auch dadurch zu Grunde gerichtet worden. Jene und diese Metalle waren den americanischen Wilden unbekannt, die defshalb auch immer wild geblieben sind; selbst andre Nationen haben fortgefahren, so lange barbarisch zu bleiben, als sie nur Eine dieser Künste ohne die andre zugleich trieben; und als eine der triftigsten Ursachen vielleicht, warum Europa, wo nicht zuerst, doch gleichwohl fortdauernd und besser als die andern Theile der Welt civilisirt worden, kann man den Umstand angeben: dafs es vor den übrigen Theilen der Erde den gröfsten Ueberflufs an Eisen besafs und am ergiebigsten in Kornertrag war.

Diese entscheidende Stelle, dieser offene und bestimmte, dem Leben des Wilden vor dem

des gebildeten Menschen gegebene Vorzug, hat Rousseau's blinde Nachfolger bethört, und zu Grausamkeiten geführt, die man wirklich der Wilden würdig nennen kann. Wir haben nicht nöthig, uns wieder auf seinen idealischen Naturzustand einzulassen, von dem hinlänglich bewiesen ist, welch ein trügerisches Hirngespinnst er sey. *De non apparentibus et non existentibus eadem est ratio.* Der Nichtigkeit seiner Kenntniſs über Punkte, deren Untersuchung doch nur wenig Gelehrsamkeit erfodert, kömmt nichts gleich, als die rohe Unzusammenhängendheit seiner Begriffe, wo weder Kette noch Fortschritt eines genauen Raisonnements sich zeigt, und die vielmehr so wenig unter einander verbunden sind, daſs sie nur den augenblicklichen Ergieſsungen eines aus dem Stegereif Redenden zu gleichen scheinen. Rousseau gesteht ein: der Mensch sey in dem wilden Zustande blutdürstig und grausam, und gleichwohl erfoderte der ganze Faden seines Raisonnements, diesen Satz als einen Antrieb zu betrachten, zu diesem Zustande wieder zurückzukehren. Hätte er auf diese Weise seinen Naturzustand empfohlen: so möchte eine solche Vision Mitleiden erregt haben; allein da von uns eine Periode erlebt

worden ist, wo diese Theorie in Wirklichkeit hat gesetzt werden sollen, kann man sich der Aeuſserung des lebhaftesten Abscheues davon nicht enthalten. Warum indeſs sollte man sich mit einer förmlichen Widerlegung von Irrthümern abgeben, die sich von selbst widerlegen und gegen Beyspiele zu Felde ziehen, denen es an nichts als nur . . . an Wahrheit mangelt? Ist es wohl nothwendig, zu beweisen, daſs der Mensch, selbst, so wie er aus den Händen des Schöpfers hervorging, verschiedene Grade von Vorzug vor den ihn umgebenden Thieren gehabt haben müsse; und daſs, als das menschliche Geschlecht nur noch aus einem halben Dutzend von Personen bestand, diese auch verschiedene Eindrücke von Achtung unter einander empfunden haben müssen? Die dem Alter, das heiſst, der Weisheit und Erfahrung bezeigte Ehrerbietung, ist gleichzeitig mit der menschlichen Natur, und alle Wilden kennen sie; diejenige, welche höherem Muthe oder einem vorzüglichen persönlichen Aeuſserem widerfährt, müssen selbst in Rousseau's Naturzustande stattgefunden haben, wofern die Menschen nicht bloſse Klötze, und unempfindlicher als die unvernünftigen Thiere selber waren. Des Philosophen so obenhin

angenommener Satz: das Leben des Wilden sey von Freyheit, Gesundheit, Güte und Glück begleitet gewesen, ist ein Trugschlufs. Freyheit allein kann niemals die Hauptglückseeligkeit des Menschen ausmachen. Philosophen haben lautstimmig und mit Recht die Freyheit als die Hauptquelle der Glückseeligkeit von Nationen gerühmt; allein sie verwechselten nicht die Quelle und den Strom, und bildeten sich nicht ein, der Mensch könne durch blofse und nackte Freyheit glücklich werden. — Ein Sophist kann sich in das Gewand von Declamation einhüllen und den grofsen Haufen blenden, der immer die Folgen aus dem Gesichte verliert; allein der Weise fängt damit an, das Ende zu betrachten, und sieht noch mehr auf die Folgen einer Mafsregel, als auf die Mafsregel selbst. Die Freyheit eines Wilden, der Rousseau so lebhaften Beyfall zuruft, wurde von ihm selbst nie angenommen; und sogar Verbrecher in einem civilisirten Staate möchten sie sich wohl verbitten. Die Gesundheit der Wilden ist ein weniger bezweifelbares Factum; allein es herrscht ein solches Gleichgewicht zwischen den unter den Menschen in ihren verschiedenen Zuständen stattfindenden Vortheilen, dafs

dieses Leben und physische Wohlbefinden, eben so oft bey den Wilden durch von aussen hinzukommende Gewaltthätigkeit und Beleidigung gefährdet wird, als das der civilisirten Menschen durch Krankheiten. Würde die traurige Wahl uns überlassen, wer wollte nicht lieber in den Schmerzen des Podagra, als unter den Martern sterben, unter denen ein americanischer Gefangener umgebracht wird? Die Glückseeligkeit und Güte der Wilden haben wir bereits betrachtet, und gesehen, daſs die ganze Behauptung davon nichts als eitle Theorie ist. Wofern man irgend, bey einer genauen Ueberlegung, Rousseau's Verallgemeinerungen zulassen könnte: so würde man nicht anstehen, den Ausspruch gerade für den umgekehrten Satz zu thun, den: daſs die Wilden alle gleich böse und unglücklich sind.

Es ist nicht unmerkwürdig, daſs von Rousseau in seiner Schätzung des Wildenlebens, die Hauptzüge desselben, Krieg und Raub, gänzlich übergangen worden sind. Wenn er annimmt, diese Uebel seyen zuerst aus der Einführung des Eigenthums und aus der Begierde des Armen entstanden, sich der Habe des Reicheren zu bemächtigen: so baut

er seinen Schlufs auf eine beweisbare Abgeschmacktheit. Wäre unter neuholländischen, den rohesten und an Rousseau's reinen Naturstand am nähesten angränzenden Wilden, die man jemals entdeckt hat, auch ein richtiger Begriff vom Eigenthume vorhanden: so entstünden gleichwohl ihre beständigen Streitigkeiten gewifs nicht aus einem solchen Begriffe. Unter Wilden sowohl, als unter gebildeten Menschen, verwundet eine erlittene Beschimpfung tiefer als ein zugefügtes Unrecht. Unbedeutende Zwiste unter Einzelnen stehen immer in Verbindung mit der grofsen Ursache des Kriegs: dem Stolze und Ehrgeize der Volkshäupter, der wilde Stämme zu beständigem Blutvergiefsen anreizt. Die Paradoxen unsers Schriftstellers sind stets das Entgegengesetzte von dem, was der wirkliche Gang der menschlichen Begebenheiten uns lehrt, daher es denn auch kein Wunder ist, dafs er die Sünden der Grofsen auf die Rechnung der Armen schreibt.

Glauben wir den Erzählungen der ersten Bücher der Offenbarung: so müssen wir zur Schande der menschlichen Natur gestehen, dafs schon der zweyte Mensch auf Erden seinen Bruder ermordete. Befragen wir die

ächtesten Nachrichten der am besten unterrichteten Reisebeschreiber: so werden wir finden: die Kindheit der Gesellschaft sey ein Zustand häufiger Streitigkeiten und Gemetzels. Unter den wilden Thieren giebt es der Ursachen zu Kämpfen wenige; ihre Zwiste haben fast alle nur den Besitz eines Weibchens, das Erhaschen einer Beute zum Gegenstande, und sie entstehen fast immer durch ein zufälliges und eben nicht häufiges Zusammentreffen. Gerade weil der Mensch seiner Natur nach ein höheres Wesen ist, findet er in den Verhältnissen zu seines Gleichen häufigere Gelegenheiten zu Uneinigkeiten, die bald durch die verschiedenen Leidenschaften desselben, den Neid, die Eifersucht, den Geiz u. s. w. bald durch seine Einbildungskraft, die sich mannigfaltige Hirngespinnste vermeinter Beleidigung oder Vernachlässigung erschafft, oder sich aus Krieg entspringende Vortheile vorspiegelt; bald endlich durch sein Gedächtniſs, das Rache ernährt, die er sich als Gerechtigkeit denkt, hervorgebracht werden. Eben deſswegen sind bisher auch unter civilisirten Völkern Kriege etwas Unvermeidliches gewesen, so daſs bey Wilden, die sich von gar keiner Stimme des Gesetzes und der Ord-

nung zügeln lassen, und jedem Eindrucke der Leidenschaft offen stehen, es uns um so viel weniger Wunder zu nehmen braucht, wenn Streit und Kampf, so zu sagen, ihr halbes Daseyn ausmacht, und ihr ganzes Eigenthum beynahe in Schutz- und Trutzwaffen besteht. Ein Schriftsteller mithin, der eine richtige Schätzung des Lebens der Wilden anstellen will, ohne dafs er Krieg als den wesentlichsten Theil desselben betrachtet, verfährt gerade so weise als ein Physiker, der den Zustand des von uns bewohnten Planeten schätzen wollte, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, dafs es Etwas gebe, das wir Finsternifs nennen.

Indem Rousseau diesen Grund- und Hauptpunkt aus seiner Betrachtung ausliefs, hat er sein ganzes Gebäude selbst eingerissen; denn dieser Punkt ist nicht allein an und vor sich ein höchst wesentlicher, sondern auch die Folgen desselben verflechten sich mit jedem Zweige des Lebens und der Gesellschaft, in der der Wilde lebt. Selbst Dasjenige, was unter gebildeten Nationen Verhältnisse und Handlungen der Zärtlichkeit sind, nimmt unter manchen Stämmen der Wilden die Gestalt und das Aeufsere des Krieges an; so wird

z. E. bey ihnen um die Bräute nicht geworben, sondern von dem Manne und dessen Blutsfreunden mit Gewalt als eine Beute ergriffen und verführt. Das hauptsächlichste Eigenthum unter Wilden, von dem sich sagen läſst, es habe einen Werth für sie, besteht in Sclaven und Kriegsgefangenen, denen das Leben geschenkt worden ist, wenn die Sieger aufgehört haben, Geschmack an Genuſs von Menschenfleisch zu finden. In der That werden auch überhaupt unter den Wilden die Weiber nur als die vornehmsten unter den Sclaven angesehen; und auch Das ist noch ein Beweis von Rousseau's Inconsequenz, daſs er sich den Anschein giebt, dem schönen Geschlechte mit Innigkeit zugethan zu seyn, und dennoch (was durchaus, seinen Schlüssen nach, unvermeidlich ist,) dieses Geschlecht gern zu dem ehemahligen dehmüthigenden Zustande, aus welchem die Civilisation es herausgerissen hat, zurückgeführt sähe. Aber, dieſs auch beseitigt: so hat man wenige oder gar keine wilde Nationen entdeckt, die nicht Sclaven unter ihr Eigenthum gezählt hätten; welche sie entweder hielten, sie für sich arbeiten zu lassen, oder die sie zum Eintausch von Lebensbequemlichkeiten verhandelten; so daſs,

wenn man wahre Geschichte der Menschheit schreiben will, man nicht umhin kann, zu gestehen: das Verhältnifs von Herr und Knecht sey eben so alt als das von Vater und Sohn. Ich führe diefs nicht an, um den Gebrauch der Sclaverey in erleuchtetern und empfindendern Zeiten zu beschönigen, sondern nur als eine unbezweifelbare Thatsache, die bey keiner Untersuchung über den Ursprung und den Fortschritt der Gesellschaft aus den Augen verlohren werden darf. Eitle Theorieen hirngespinnstischer Vollkommenheit bey Seite gesetzt, ist das traurige Bedingnifs des Daseyns der Gesellschaft, allgemein und immer nur Wahl des kleineren Uebels gewesen. So wenig ist unsre gebrechliche und vermischte Natur fähig, das reine Gute zuzulassen, dafs jedesmal, wenn Theoretiker es bewirken zu wollen unternommen, nur immer mehr positives Uebel herausgekommen ist, als vielleicht, dem gewöhnlichen Gange der Dinge nach, entstanden seyn würde. So mufs man vielleicht, in einem wilden und barbarischen Zustande, Sclaverey sogar als etwas Lobens- und Wünschenswerthes betrachten, da sie das Leben des Gefangenen von der Streitaxt oder dem Opfermesser

errettet, und müssiges Räubergesindel in arbeitsame Hausgenossen und nützliche Glieder einer Gemeinde verwandelt.

Allein es ist unnöthig, daſs wir uns hier auf die unendlichen Verastungen von Krieg und Sclaverey einlassen, und eben so überflüssig kann es vielleicht seyn, über den wahren Zustand und das Thun und Treiben der Wilden mit einem Schriftsteller zu streiten, der ganze Bände über diese Materie schreiben, und es dennoch auſser Acht lassen konnte, auf wesentlichste Umstände — und man kann sicher hinzusetzen, — die wahre Beschaffenheit und Grundlagen jenes elenden Zustandes der menschlichen Natur, Rücksicht zu nehmen.

Ein und dreyſsigstes Capitel.

(Von J. S. Mercier.)

Der künstliche Arm.

Ich habe in meinem Werke dem Tempel des Gedächtnisses alle Hervorbringnisse des Genius gewidmet.

Die Bewunderung, verbunden mit der Erkenntlichkeit, macht mir's zur Pflicht, das Modell des Ersetzungs-Arms drein niederzulegen, den der Schreibmeister Bernard erfunden hat.

Sein, den des natürlichen Armes nachahmender Organism, setzt denjenigen in den Stand, zu schreiben und selbst seine Federn zu schneiden, der das Unglück gehabt, diese seine Arbeiten leitende Gliedmaſse zu verlieren.

Die Absicht dieses kostbaren Ersetzungs-

mittels ist Bonaparte's Blicke nicht entgangen; und damit dieses Exemplar der erzeugende Typus vieler andern werde, hat er gewollt, dafs der berühmte Sabbathier, dessen scharfsinniges Auge so trefflich das Einanderentsprechen und die Wirkungen der Muskeln des menschlichen Körpers zu unterscheiden gewufst hat, durch eine genaue Vergleichung, der Wichtigkeit dieser merkwürdigen Erfindung das Siegel der Bewährung aufdrücken sollte.

Wer konnte besser ihren ganzen Werth empfinden, als der Held, der stolz darauf ist, zu seinen Waffengefährten so viel berühmte Krieger zu zählen, welchen das Loos der Schlachten — ach! nur die Hälfte Ihrer Selbst übrig liefs, von seinen Lorbeern beschattet!

Tröste dich, junger Krieger! Wenn du streitest aus Liebe zum Vaterlande, so arbeitet der Genius im Stillen, deine ehrenvollen Wunden dir minder empfindlich seyn zu lassen, zu schaffen, dafs dir so wenig als möglich sichtbare Zeugnisse deiner Kühnheit und Tapferkeit übrig bleiben.

Von nun an wirst du durch diese, deinen Gedanken, den Bewegungen deines Herzens, deinen zärtlichen Eingebungen hülfreiche Hand, „dafs du noch lebest!“ schreiben können dei-

ner geliebten Gattinn und deinen dir so theuern Kindern, denen du die Ehre zum Erbtheile versprichst.

Durch den Frieden an deine väterliche heimische Esse zurückgeführt, wirst du, erlauchter Krieger, doppelt stolz auf den Arm seyn, welcher dir den ersetzt, der nicht mehr ist; weil, indem er dich jeden Augenblick an eine glänzende That erinnert, er dir auch dient, deine Erzeuger an dein Herz zu drücken, sie, die glücklich des Arms nachahmende Aehnlichkeit täuscht.

Zwey und dreyſsigstes Capitel.

(Von Pinkerton.)

Gemählde - Ausstellung von 1804.

Alle zwey Jahre findet hier die Ausstellung der Werke der lebenden Künstler statt. Die von 1802 muſs vielen meiner Leser schon bekannt seyn, da Paris dazumal mit besuchenden Engelländern überschwemmt war; allein es ist nur Wenigen verstattet worden, nach der von 1802 in ihr Vaterland zurückzukehren. Bey dieser Ausstellung genieſsen Fremde keines besonderen Vorrechts; die Sammlung steht jeden Tag dem ganzen Publico offen, und es wimmelt in den Sälen von Soldaten, Arbeitsleuten und Poissarden, deren ordentliche und anständige Aufführung beym Besehen dieser

Kunstwerke ihnen zwar Ehre bringt, die aber nichts destoweniger die Zimmer so anfüllen, daſs sie der ruhigen Beobachtung richten wollender Kenner dadurch sehr hinderlich sind. Die Ausstellung begann den achtzehnten September, bey damals noch äuſserster Sonnenhitze; es wäre folglich vielleicht besser, diese Schau auf eine gemäſsigtere Jahrszeit hinauszuschieben. Um dem Gedränge und Schwalle zu entgehen, riethe ich den Liebhaber, diesen Saal lieber in Stunden zu besuchen, in denen der gemeine Mann seine Mittagsmahlzeit hält. Vielleicht wäre es auch als zweckmäſsige Einrichtung anzuempfehlen, daſs, zu gröſserer Bequemlichkeit für die gebildeten Kunstkenner, etwa vierzehn Tage lang vor dem Anfange oder Ende der Ausstellung eine kleine Summe für den Eintritt gefodert würde, damit auserlesene Gesellschaften über das Verdienst der Gemählde ihr Urtheil fällen könnten, ohne den Unbequemlichkeiten, die das Gedränge von Zuschauern mit sich führt, ausgesetzt zu seyn.

So wie das schönste Stück der Kunstausstellung von 1802 Geuvins Phädra und Hippolyt war: so erhielt in der von 1804 ein groſses Gemählde von Le Gros, einem Schüler Davids, vor allen den Vorzug. Der Gegenstand dessel-

ben war Bonaparte, als Heerführer der französischen Armee im Oriente, in dem Augenblicke, wo er das Spital der an der Pest in Jaffa Krankliegenden besucht.

„Durch die Verheerungen, welche diese furchtbare Seuche unter der Armee verursacht hatte," (sagt das über diefs Gemählde erschienene Programm,) „war seit Eröffnung des Feldzuges nach Syrien allgemeine Unruhe entstanden. Die Wirkungen dieser Landesplage wurden in ihrer ganzen Stärke, hauptsächlich nach der Belagerung des im Sturme eroberten Jaffa, verspürt."

„Der Oberbefehlshaber Bonaparte wünschte der allgemeinen Muthlosigkeit ein Ziel zu setzen, die eine übertriebene Furcht vor dieser Seuche in der Armee erwecken könnte, und öffentlich einen Beweis davon zu geben, dafs ihre Wirkungen minder schrecklich wären, als die erhitzte Einbildungskraft sie sich vorstellte. Zu dem Ende begab er sich in das Spital von Jaffa, und untersuchte selber die kleinsten Umstände der darinn einquartierten Kranken. Nachdem er für alle mögliche Hülfe gesorgt, und selbst einen Theil der für seine Tafel bestimmten Lebensmittel hingesandt, trat er eines Tages, von seinen Stabsofficieren

und den vornehmsten Aerzten der Armee begleitet, in den Krankensaal, und nahm, wie sehr man ihm auch rieth, sich nicht lange darinn aufzuhalten, dennoch jede Kleinigkeit selbst, mit genau untersuchender Beobachtung, in Augenschein. Durch jede Art von Ueberredung tröstete er die Kranken, ermunterte diese zu Hoffnung auf baldige Erleichterung, Andere zu gewisser Genesung, und flöſste überall Zutrauen in die Kraft der angewandten Heilungsmittel ein. Die furchtbare Vorstellung plötzlicher und unheilbarer Ansteckung zu schwächen, befahl er sogar, einige der ärgsten Pestbeulen vor ihm zu öffnen, und berührte verschiedene derselben. Indem er sich solchergestalt der Gefahr selber preisgab, legte er das erste Beyspiel eines bis dahin ganz unbekannten Muthes ab, der aber auch nachher nicht ermangelte, Nachahmer zu finden.“

Diesen schönen moralischen Anblick, mitten unter einem Schauder und Ekel erweckenden physischen, hat der Künstler zu Hervorbringung eines sehr pikanten Effectes gewählt, und mit äuſserst kühner Zeichnung und glänzendem Pinsel ausgeführt. Vielleicht könnte man die Menge der Gegenstände des Schreckens und Grausens auf dem Gemählde tadeln

und wünschen, anstatt der fünf oder sechs todten und sterbenden Krieger auf dem Vordergrunde, möchten wenigere vorgestellt seyn, da dem Zuschauer immer noch Eindrücke genug von Gefahr und Entsetzlichem der Scene übrig bleiben würden. Die Hauptgruppe des Stückes: der die Pestbeule unter dem Arme eines vor ihm stehenden Kranken berührende Feldherr, und der Arzt, der mit Aengstlichkeit dessen Hand zurückzuhalten sucht, zieht das Auge mit vielem Interesse an; man glaubt in Jenes Gesichte ein Erröthen edler Schaam vor der ihm angemutheten Furcht zu lesen, indeſs sein Muth in der vorgenommenen Untersuchung sich nicht stören läſst. Der hier aufgeführte Arzt ist der berühmte Desgenettes, und sein Kopf nach dem Leben gemahlt; auch hat ganz Paris die treffende Aehnlichkeit des Bildes mit dem Originale anerkannt. Die orientalische Architectur und noch andre Localitäten, die dieses Gemählde aufstellt; die Vertheilung des Lichtes und Schattens; die Luftperspective darinn, — Alles ist sehr wohl behandelt und gehalten. Dieses Werk war ohnstreitig das beste in der ganzen Ausstellung.

Auf der entgegengesetzten Wand sah man

eine sehr groſse und lächerliche Vorstellung der Schlacht bey Quiberon; es war ein Gemählde, in dem nichts als Chaos und Verwirrung herrschte. Anstatt daſs der Künstler uns Gruppen, oder wenigstens hervorstechende Hauptfiguren hätte zeigen sollen, irrte der Blick des Zuschauers in nichts als dem ungeordnetsten Getümmel umher. —

Einer meiner Freunde, Nahmens Bacler d'Albe, Verfasser der Carten zu Bonaparte's Feldzügen, hatte auch ein sehr braves Gemählde der Schlacht von Arcole geliefert, in welcher der Künstler selbst als Adjutant des Oberbefehlshabers zugegen gewesen war. Es wird selten der Fall eintreten, daſs ein Adjutant eine Schlacht zu mahlen im Stande seyn sollte; der Verfasser dieses Gemähldes hat sich aber bey acht und zwanzig Treffen und Scharmützeln befunden, ohne eine einzige Wunde zu erhalten, doch aber viel an Flüssen, die man sich leicht im Felde zuzieht, zu leiden gehabt. Da er aber, ehe er Kriegsdienste nahm, Landschaftsmahler gewesen war: so hatte der Umstand vornähmlich in Allem, was auf seinem Gemählde in dieses *genre* einschlägt, seinem Stücke Werth ertheilt. Man übersieht in demselben die ganze Scene *à vol d'oiseau*;

der im Gefechte abgebildeten Figuren sind ohngefähr viertausend an Zahl. Durch die Mannigfaltigkeit der Details und die Wahrheit der Landschaft ist es eine sehr interessante Arbeit; die Regierung hat diefs Gemählde an sich gekauft, und es, wo ich nicht irre, mit zwölf tausend Franken bezahlt.

Auch war unter den Portraiten des Saales das des Vaters des Kaysers; auch der seiner moralischen und Häuslichkeitsscenen-Darstellungen wegen so bekannte Greuze, hatte verschiedene seines alten Ruhmes nicht unwerthe Stücke aufgestellt. Swebachs kleine Schlachtenstücke verdienen gleichfalls erwähnt zu werden. Ein junger americanischer Artist, Vandelyn, hatte auch eine Probe seiner Talente abgelegt. Unter den Statuen sah man den für den Saal des Senats bestimmten Phocion von Delaistre, und eine Statue von Poussin, von Julien. Unter den Kupferstichen war einer der besten die heilige Jungfrau im Garten, von Audouin nach Raphael, die aber, so viel ich weifs, noch von der denselben Gegenstand vorstellenden Abbildung von Desnoyers übertroffen wird. Jauffroi, der Hauptkupferstecher in Paris für das Gemmen- und Münzenfach, hatte zehn Stücke im Saale,

alle mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit ausgeführt. Ein auffallender Unterschied zwischen den französischen und unsern englischen Ausstellungen, ist der: dafs man in jenen nur sehr wenige Portraite findet. Die Sammlung französischer, selbst in der Nationalbibliothek befindlichen Bildnisse berühmter Männer in Kupfer, ist sehr weit davon entfernt, vollständig zu seyn; und es hält schwer, sich von Kupferstichhändlern selbst, von sehr bekannten Personen, als z. E. der Pompadour, Dubarry und andern Maitressen der Könige Frankreichs, die oft so grofsen Einflufs auf die Schicksale und Geschichte dieses Landes ausgeübt haben, Portraite zu verschaffen.

Drey und dreyſsigstes Capitel.

(Von J. S. Mercier.)

Die Abtragung der Kirchen.

Noch einige Jahre, und man wird nicht mehr wissen, wo die Kirchen der Barfüſser, der Jacobiner, der Augustiner, der Carmeliter, der Bernhardiner, der heiligen Opportuna, des heiligen Johannes *en Gréve*, des heiligen Germain, lagen. Die von *St. Jaques la Boucherie*, deren Ursprung sich in die Nacht der Zeiten verliert, und die mit ihrem hohem wolkennahem Thurm stets den Zorn des Donners herausfoderte, ist schon unter der Macht des Hammers gesunken. Diese Kirche wird abzutragen weit mehr kosten, als sie zu bauen erfodert hat.

Man las auf der Grabschrift eines an einen Pfeiler derselben gelehnten Steins: dafs ein Tagelöhner damals 19 *sols* 8 *deniers* für neun Tage Arbeit erhielt.

Ein Sack voll Gyps kam nicht ganz einen Sol zu stehen, und die Marc Silber galt damals nur 7 oder 8 Livres.

Wenn man in den Kirchenbüchern dieses Kirchspiels blättert, findet man sehr aufserordentliche Nahmen darinn Eingepfarrter; als: *Guillemette Hausse-cu; Perrette Gaudété!* u. s. w.

Zwey Chor-Sänger hiefsen, der eine: *Jean Carmen*, und der andre: *Jean Flagéolet.*

Diese gothischen Tempel, unter deren Gewölben die Spinnen ruhig ihre Erbwohnungen spannen, senden nicht mehr verpestete Leichengerüche aus. Sie hallen fürder nicht von dem schüchternen Gesange der Chorkinder wider, noch von dem abgemessenen der Nonnen. Man wird die Bräute Christi nicht mehr mit zimperlich-lieblicher Stimme den Vers aus dem Hohenliede: *Veni mea Colnmba! Columba mea veni!* anstimmen hören.

Und diese einsame *) Glocke, die ganz

*) Einsame — weil der (itzt auf Mercier's Rath

Paris in dem Schweigen der Nacht vernahm, ruft nicht mehr zu ihren Metten jene berühmten Mönche, die aus lauter Geist der Buſse die Todten ihren Leckertafeln zinsbar machten; nur ihren Flaschen zusprachen, Zahnstocher schnitzten; Zeisige pfeifen lehrten (*sérinvient leurs oiseaux*); Gesichterchen in Wachs gossen, und, Achtzigjährige, ein Crucifix in der Hand, starben.

Die Serails der Groſsvisitatoren haben sich in Tanzörter für die *Bals champêtres* *) verwandelt. Die triumphirenden Amoretten flattern über den Trümmern der verhaſsten Bastillen, in denen die unschuldige Schönheit, wie die Rose vor dem Tage, verwelkte.

erhaltene) Thurm der Kirche *St. Jaques la Boucherie*, etwas abgelegen von der Kirche stand.

C.

*) „*Bal champêtre*" liest man als Ueberschrift über allen Lusthäusern, wo in den *Faux-bourgs* oder sonst das gemeine Volk tanzt, und bastringuirt.

C.

Vier und dreiſsigstes Capitel.

(Von Pinkerton.)

Mineralogie der umliegenden Gegenden von Paris.

Man besitzt zahlreiche Floren, Faunen und Entomologien der umliegenden Gegenden von Paris; allein es muſs bedauert werden, daſs noch kein ähnliches Werk über die gleichwohl sehr interessante Mineralogie derselben erschienen ist, gegen welche die um London herum verglichen, höchst unfruchtbar ist. Unter Hauptstädten Europa's kann vielleicht Edinburg und Neapel allein mit Paris, in Merkwürdigkeit der in seinen Gegenden befindlichen Mineralogie, wetteifern.

Man kann hier über diesen Gegenstand nur eine sehr leichte Skizze zu geben versuchen; —

reden wir zuerst von Mont-Martre, der den Vorzug hat, von Herrn Sage beschrieben worden zu seyn. Dieser Hügel erhebt sich ohngefähr vierzig Ruthen über das Ufer der Seine. Die wenige vegetabilische Erde darauf bringt nur dürftige Garben Roggen, Weitzen und Gerste hervor; unter der fruchtbaren Erde befindet sich eine Schichte von Sand, mit Rollkieseln mannigfaltiger Farben untermischt, die aber nicht so dick, als in vielen andern Theilen der umliegenden Gegenden von Paris ist, wo diese Schichten bisweilen zwey bis drey Fuſs halten, da sie hingegen im Mont-Martre selten über sechs oder acht Zoll Tiefe haben. In diesem Sande trifft man auch oft Muschelschaalen verschiedner Arten Seethiere an; auf sie folgen Mergelschichten verschiedener Farbe und von verschiedener Tiefe, in denen hier und da Klumpen von Sulphate von Strontian gefunden werden, die bisweilen kleine Crystalle enthalten, von denen man vermuthet, daſs sie kalkartiger Spath sind.

Die Arbeiter in den Steinbrüchen von Mont-Martre betrachten den Hügel, als sich in drey Theile zerscheidend. Der erste derselben hält etwa funfzig Fuſs in der Dicke,

und giebt besondere Schichten von Gyps, die auf einer Schichte von blauem Leim ruhen, der bisweilen weis marmorirt und mit Mergel vermischt ist. Die zweyte Abtheilung ist ohngefähr vierzehn Fuſs dick und ruht auf Mergel; indeſs der darunter liegende Steinbruch eine andre Masse von Gyps, auch ohngefähr vierzehn Fuſs dick, bildet, aber in sechs Betten von Streifen Mergels sich scheidet. Diese letzte senkt sich bis zur Ebene herab, und ruht auf Thon. Herr Sage setzt hinzu: daſs die andern, auf der Nordseite von Paris eine Kette von acht bis zehn Lieuen bildenden Hügel, gröſstentheils von der nämlichen Art sind; eine Behauptung, die gleichwohl noch einigem Zweifel unterworfen seyn mag.

Der Gyps zeigt sich oftmals in der Gestalt von Seleniten; oder, zierlich in verschiedenen Formen crystallisirt. Eine der gewöhnlichsten gleicht einer breiten Pfeilspitze, und läſst sich leicht in Blätterchen spalten; es wurden vormals mit ihnen kleine hölzerne Heiligenbilder überzogen; daher denn die ehrlichen Steinbrucharbeiter ihn *Pierre de Jesus*, Jesussteine, nennen. Bisweilen ist der dichte Gyps mit kleinen aufrechtstehenden Crystallen von groſser Schönheit und die wie Seide glän-

zen, bedeckt; allein diese Beschaffenheit findet sich doch nur selten. Die gewöhnliche Masse des Gypses sieht wie roher Baustein aus, und ist mit Salz- und glänzenden Theilen untermischt.

Bisweilen findet man auch kleine Eisenstufen, besonders an einer Stelle der einen Seite des Hügels, wo einst einmahl etwas basaltartigen Säulen Aehnliches beobachtet worden ist; wie denn auch da allerdings Eisen zu Hervorbringung desselben erfoderlich zu seyn scheint. Infiltrationen von diesem Eisen bilden hier oftmals Figuren, die zierlich die Gestalt von Bäumen oder Gesträuch nachahmen, und die man auf dem schwarzen oder oder weissen Mergel abgedrückt findet. An einer oder zwey Stellen ist der compacte Alabaster sehr schön mit weissen und blauen Wallungen geadert; allein solche Stellen pflegen zu dünn zu seyn, als daſs sie zu zierlichen Arbeiten angewandt werden könnten.

Im Jahre 1778 fand man dort einen versteinerten, mit kieselartiger Rinde incrustirten Baumstamm, der ohngefähr vierzig Fuſs lang war und neun Zoll im Durchmesser hielt; er lag horizontal von Norden nach Süden zu, ohngefähr hundert Fuſs tief unter dem Gipfel

des Hügels und zwischen zwey Gypsschichten. Die Risse in dem Holze waren mit kleinen Bergcrystallen von groſser Schönheit und Regelmäſsigkeit überzogen. Dieſs veranlaſst mich, hier anzuführen: daſs, als der Grund zu der berühmten Brücke von Neuilly gelegt wurde, man dort in dem Fluſs auch eine kleine Schichte von Bergcrystallen fand, die von groſser Schönheit, aber so klein waren, daſs sie nur von dem gewaffneten Auge gesehen werden konnten. Vielleicht rührte dieses Phänomen von einem ähnlichen unter dem Strome gelegenen Baume her, der allmählich zerstört worden war, so daſs nur die härtesten und reinsten Theile davon übrig geblieben.

In der Nachbarschaft von Belville sowohl, als nahe bey Menil-Montant, befindet sich in einer Tiefe von zwölf oder funfzehn Fuſs eine Schichte grünes Thones, der an Farbe und Aussehen genau dem Moder gleicht, welchen man aus den Thuillerien-Bassins zieht, und der offenbar in der gleichen Farbe der Seine, nachdem sie sich mit der Marne vereinigt hat, ihren Grund besitzt. Könnte dieſs nicht als ein Beweis betrachtet werden, daſs der Fluſs sich in alten Zeiten so weit erstreckt

habe? so wie man auch sagt, daſs die Farbe und das Aeuſsere gewisser Felsen jenseits Fontainebleau anzeige, die Seine sey ehedem in einer Höhe von sechszig Fuſs über ihrer jetzigen Wasserwage geflossen?

Bisweilen nimmt der Gyps die Gestalt eines feinen Mehles von blendender Schneeweisse an, wofern man diese Substanz alsdann nicht lieber für kalkartig erklären will. Oft findet man ihn alsdann mit schönen Crystallen von weissem Selenite untermengt, die dann und wann die Gestalt einer Rose ausdrücken.

Unter die sonderbarsten Entdeckungen gehörte ein Stück, das einen Theil eines Pferdehufeisens ausmacht, in dem man noch drey Löcher für die Nägel sieht, und das in Gypse, in der Tiefe von sechszig Fuſs, in der Gegend von Clignantcourt gefunden worden ist. Da die Entstehung dieses Hügels nicht so neu, als die Erfindung des Pferdebeschlagens seyn kann: so läſst sich nicht anders als annehmen, daſs diese Reliquie in irgend eine Ritze sich verirrt haben müsse, die nachher durch Tropfenfall ausgefüllt worden sey; so wie man bemerkt hat, daſs ein ähnlicher Fall mit gewissen in dem Felsen bey Gibraltar

entdeckten Knochen sich zugetragen haben müsse.

Allein die sehenswürdigste Entdeckung auf dem Mont-Martre sind ohnstreitig die in dem Gypse gefundenen Knochen verschiedener Thiere, die sich sehr vollkommen erhalten, jedoch eine gelbe, oder vielmehr bräunliche Farbe angenommen hatten. Zufolge Cuvier sind es Knochen von Thieren verschiedener Gröſse, die ohngefähr dem Gesclechte des americanischen Taxir angehört haben müssen. Auch ward ein versteinerter Vogel 1781, in einer Tiefe von hundert und zwanzig Fuſs, vom Gipfel des Hügels an gerechnet, gefunden. Dieses seltene Fossil, von dem indeſs Einige haben bezweifeln wollen, ob es auch wirklich ein Vogel gewesen sey, war in die Sammlung des Herrn D'Arcet gekommen. Gegen jene Zweifler könnte ich anführen: daſs ich in Paris 1804 einen andern versteinerten und vollkommener ausgedrückten Vogel gesehen, der hier auch im Gypse gefunden worden war, und den man für ein Wasserhuhn hielt, da vorher auch ein Fuſs eines Vogels aus demselben Geschlechte gefunden und von Cuvier beschrieben worden war.

Auch hat man Vögelschnäbel in Bausteinen

bey Bath angetroffen, so dafs kein Zweifel mehr, wie ihn manche Mineralogen hegen, über das Daseyn solcher Ueberbleibsel von Vögeln, stattfinden kann.

Zu Pantin, nordostwärts von Mont-Martre, findet man gleichfalls sehr besondre Sehenswürdigkeiten dieser Art.

Das Dorf St. Ouen, nordwärts, hat flintensteinartige Versteinerungen; und ähnliche Producte trifft man in dem Walde von Montmorency an. Südwärts von Paris liefern die Steinbrüche von Montrouge Bausteine, die auch mit Muschelschaalen untermischt sind, und bisweilen in der Form dünner zarter Scheiben oder Blätter erscheinen. In Vaugirard findet man schöne Kiessteine, in dünnen Schichten; sie nehmen Politur, wie der Onyx an. Auch der Wald zu Meudon enthält Betten von breiten, im Sande vergrabenen Kieselsteinen. Diese in den Gegenden um Paris ganz gemeinen, scheinen gewissermafsen Bruchstücke alter vorhanden gewesener Felsen, und sind ganz anders, als die feinen Kieselsteine gestaltet, die im Sande angetroffen werden. Gleichwohl nehmen auch letztere, wie es sich in Margate bemerken läfst, die Gestalt fortlaufender dünner Schichten oder flacher Bruch-

stücke an. Auf gleiche Weise findet man den Quarz, den gewöhnlichen Petrosilex, oder Hornstein der Deutschen (denn der Wallerius und Dolomieu's Petrosilex ist compacter Feldspath,) in breiten Schichten, in Felsen von Thon. Allein die Entstehungsart des Kiesels ist überhaupt eines der schwersten Probleme in der Metallurgie, und wir könnten mit dem gelehrten Henckel über ihn ausrufen:

O silex! silex! quae te matercula gessit? *)

Sicherlich wirken die Dünste des Seewassers darauf, und lösen selbst den Granit auf; wie man es, wenn ich mich recht erinnere, in Brest oder Cherbourg beobachtet hat, wo die Theile des Granits aufgelöst und in der Form eines After-Granits (*secondary granite*) im Grunde bey einem der Kegel, abgelegt befun-

*) „O Kiesel! Kiesel! in welch einer Mutter „hast du gelegen?" — Eine Parodie des bekannten Virgilischen Verses:

O Corydon, Corydon, quae te dementia cepit?

„O Corydon! Corydon! welch ein Wahnsinn hat dich ergriffen?"

G.

den worden sind. Zu Menil-Montant trifft man eine besondre Varietät von Kiesel, der seinem Aussehen nach dem Pechsteine gleicht, und dem der Nahme Menilit gegeben worden ist. Er liegt in Schichten von weissem Schieferthon; nur mufs man ihn nicht mit dem Polier-Schiefer der Deutschen, wie einige französische Mineralogen, verwechseln, sondern er besteht aus Blätter-Schiefer (*leafy schistus*), welcher sich in Blätter so dünn als Papier spalten läfst. Das besondre Aussehen dieses Kiesels scheint von der Substanz herzurühren, in der er sich bildet.

In dem Mont-Valerien finden sich ebenfalls viele Varietäten von in Sand gebetteten Schiefer, der gewöhnlich mit Eisen imprägnirt ist; einer grofsen Menge Bruchstücke von Sandsteinen nicht zu gedenken. Es ist nicht unwahrscheinlich, es dürften noch Eisenminen in der Nachbarschaft desselben entdeckt werden.

Wir wollen diesen unvollkommnen und flüchtigen Abrifs mit einer kleinen Nachricht von den Fossilien-Entdeckungen beschliefsen, die vor wenigen Jahren zu Grignon, ohngefähr

drey Lieues, westwärts von Versailles, gemacht worden sind. Wenn man durch den Park des Dorfes Villepreux gekommen, gelangt man auf einem rauhen und unangenehmen Landwege nach dem Schlosse oder Landsitze Grignon, der jetzt einem Reichsmarschall zugehört, von dem ich den Nahmen vergessen habe; dessen Gemahlinn ich aber, wegen ihrer so sehr freundlichen Aufmerksamkeit gegen Fremde, zu gedenken nicht unterlassen darf. Ich bin zu zwey verschiedenen Malen mit Freunden nach diesem Landgute gefahren; das erstemal leisteten in Abwesenheit der besagten Dame (denn ihr Mann war beyde Male unsers Dortseyns in seinen Berufsgeschäften bey der Armee,) ihre Bediente uns alle mögliche nöthige Handreichung zum Nachgraben der Muschelschaalen, die unter einem kleinen Sandflecken im Garten gesucht werden müssen. Bey meiner zweyten Fahrt dahin ertheilte uns die Besitzerinn nicht allein vollkommne Erlaubniſs, unsere Untersuchungen anzustellen, sondern lud uns auch ein, ihr Haus zu besehen, Erfrischungen anzunehmen, und hernach bey ihr zu Mittage zum Essen zu bleiben; ob sie gleich auf keine Weise erwarten konnte, daſs ihrer Güte gegen ganz

Fremde — und diese Fremden waren noch dazu Engelländer, während eines grausamen Krieges, — jemals so öffentlich gedacht werden würde.

Tritt man hier in das Gartenthor, und wendet sich links: so kömmt man an oben erwähnten Sandfleck, der ohngefähr sechszig Fuſs im Durchmesser halten mag. Er ist in eine kleine Anhöhe gegraben, und nur zwey oder drey Fuſs auf der Seite tief, von der man sich ihm nähert; aber gerade gegenüber erhebt er sich auf zwölf Fuſs. Rechts liegt eine Masse von dichter Thonerde, sechs oder acht Fuſs, oder etwas drüber an Tiefe, unter der obiges Sandbette fortläuft. Dieser Thon zeichnet sich durch Adern von weissem Guhr oder Kalkmehl aus, das die alten Mineralogen *lac lunae* nennen. In den obern Theilen des Sandbettes scheinen die Muschelschaalen überhaupt klein, oder auch durch die Wirkung des Wassers zermalmt worden zu seyn; allein wenn man in dem Mehle des Sandflecks in den Theilen fortgräbt, die noch bisher nicht untersucht worden sind, findet man eine unendliche Mannigfaltigkeit von aufs Vollkommenste und Schönste erhaltenen Muschel-

schaalen darinn, von denen einige sogar, obgleich selten, noch ihre ursprünglichen Farben und Striche, doch mit der Veränderung zeigen, dafs die braunen darunter vielleicht anfänglich wohl roth gewesen seyn mögen. Man sagt, die bereits hier entdeckten Arten belieſen sich schon über hundert und achtzig an Zahl; und von diesen sind einige, der Meinung der Conchyliologen nach, nur noch in der Südsee anzutreffen. Fauches de St. Fond, in seinem letzten über die Geologie herausgegebenem Werke, hat einige schöne Gattungen derselben in Kupfer stechen lassen; und es befindet sich jetzt (einer kleinen von mir gemachten Sammlung nicht zu gedenken,) eine sehr interessante Suite davon in dem grofsen Cabinette meines trefflichen Freundes, Robert Ferguson, Esq. von Raith in Fifashire, den ich das Vergnügen hatte, auf meinem ersten Ausfluge nach diesem Orte hin zu begleiten.

Es drängt sich einem, bey Untersuchung an Ort und Stelle, sehr natürlich der Gedanke auf, dafs man, den Gesetzen der Gravitation zufolge, so wie man tiefer gräbt, immer auf breitere Muschelschaalen treffen mufs; nur ist zu bedauren, dafs hier nicht auf Unkosten

der Regierung eine noch gröſsere Aushöhlung vorgenommen wird, da es nicht unmöglich wäre, einige sehr merkwürdige Entdeckungen an dieser Stelle gemacht, und vielleicht sogar das berühmte Ammonshorn in seinem natürlichen Zustande aufgefunden zu sehen.

Dieser interessante Fleck befriedigt nicht allein aufs höchste die Neugierde durch die Entdeckung schöner Arten, (man kann sich hier in ein paar Stunden eine hübsche Sammlung auflesen;) sondern führt auch den Untersucher auf die erhabensten und sonderbarsten geologischen Ansichten überhaupt. Voltaire hat in seiner blinden Feindschaft gegen die Schrift *), die Vermuthung geäuſsert: diese

*) Nicht sowohl Voltairens Feindschaft gegen die „Schrift" und die hieroglyphisch-poetische Vorstellung der Mosaischen Bücher von der Entstehungsart der Erde, (die doch wohl jetzt endlich von den Naturforschern und Geologen (als Urkunden) ganz aus dem Spiele gelassen werden sollten,) sondern seine Abneigung gegen Büffons nicht minder poetische Phantasien darüber in seinen *Epoques de la Nature* u. s. w., brachten Voltairen auf diese einmal unstatthafte Erklärung unter den vielen

ausgegrabenen Muschelschaalen könnten wohl in alten Zeiten von Pilgrimmen hier verlohren worden seyn, die sie von ihren Wallfahrten nach dem heiligen Lande hin, mitgebracht hätten; ein merkwürdiges Beyspiel, wie ein Mann, selbst von dem hellesten Verstande, auf die abgeschmacktesten Vorstellungen gerathen kann, wenn er sich der Systemsucht überläſst. Hätte er jemals diesen Ort besucht: so würde er vor Verwunderung des Todes gewesen seyn. Man kann schlechterdings nicht daran zweifeln, daſs diese Schaalen, eben so wie die von Courtagnon in der Champagne, und die von Faluns in der Tourraine, durch die See abgesetzt worden sind; und das Vorhanseyn eines festen Thonfelsen zu Grignon über dem Sandbette muſs zeigen, daſs es das Werk von Jahrhunderten und nicht von Jahren gewesen. Allein wie ging es zu, daſs dieser reine, zerstreute und aufs vollkommenste erhaltene Muschelschaalen in sich begreifende

andern tausend richtigen Ansichten über so unendlich viele Gegenstände des *Scibile* in der Welt, von denen seine so vortrefflichen Schriften einen so reichen Ueberfluſs enthalten.

C.

Seesand, nur an einigen kleinen besondern Stellen abgesetzt worden ist?

Jede denkbare Theorie leistet hier gleich wenig Genüge, und der Urheber der Natur hat über seine Wirkungen einen Schleyer verbreitet, den der Mensch, dieſs kleine Würmchen, dessen Dauer nur die eines Hafts ist, mit seinem im Dunkeln tappenden Geiste, vergebens aufzuheben sich bestrebt.

Fünf und dreyſsigstes Capitel.

(Von J. S. Mercier.)

J u w e e l e n k r a m.

Trösten sich die Auflagen-Einnehmer! — Der Diamantenverkäufer (*Diamantaire*) hat den Stein der Weisen gefunden. Bald wird er die Juweelen mit Scheffeln messen, und wir, wie Harlekin, sammt und sonders, uns Könige im Monde träumen. Freundschafts-Souvenirs, Freundschafts-Geschenke, Pfeile, Caducäen, Strahlen, goldne Nadeln mit Brillanten Alles ist Diamant, Schmaragd, Rubin, Topase, oder feine Perle.

Eine Juweeliersboutik enthält viel bessere Projecte von Eroberungen, als das Portefeuille unserer jungen Versmänner. Ein diamantener Nahmenszug ist weit mehr werth, als alle

Sonnette oder Madrigale der Erde; und Racine's zärtlichster Vers findet nicht so geradezu den Weg zum Herzen, wie er.

Das Volk, das den Adel umgestürzt hat, Gleichheit an seine Stelle zu setzen, bedient sich jetzt keiner andern als Goldnadeln mehr. Schon steckt der Karrenführer seinen Kittel (*blouse*) damit zu. Arme, wie Reiche.. jedermann hat sein Juweel!

Man sehe die Hand einer Dame *de la Halle* an, in dem Augenblicke, wo sie aus ihrer Fischwanne eine plätschernde Karpfe herausnimmt, die die Luft mit ihrem Schwanze peitscht: euer Auge wird, vor dem Fische, das Firmament an ihren fünf Fingern gewahr werden, wie es mit seinen Sternen darinn widerblitzt; und die vertatterte Köchinn glaubt eine Kayserinn vor sich zu haben.

Seitdem wir wieder gut römisch-apostolisch geworden sind, hängen Kreuze, an Glanz und Reichthum denen ähnlich, die weiland vor den Sitzen der Sacristeyen die Huldigung und den Weihrauch der Anbeter des wahren Gottes empfingen, bey den Goldschmieden, unter

Oeillieren *), Fischmessern, Monstranzen, Kelchen, Gieſskannen *à l'Artemise* und *à l'Amphitrite.* Eine Bäurinn, ihren Erdbeerenkorb auf dem Kopfe, schielt mit begierde-entflammtem Blick nach jenem ehrwürdigen Zeichen unsers Glaubens hin, und findet ihr groſsbucklichtes goldenes nicht mehr so schön.

Bis jetzt tragen gemeinschaftlich (*concurrément*) mit den Frauen der Gesandten nur die Schauspielerinnen brillantene Diademe. Die Pfauen-Aigrette erblaſst vor diesem stolzen Federbusche (*pannache*) der Eitelkeit. Er blendet nur den Narren, der ihn für eine einzige Ballnacht bezahlt oder miethet; allein der Weise erblickt deutlich durch diese gefärbten Crystalle die Schiffbrüche, die betrügerischen Bankerotte, die Processe, die falschen Speculationen, die Veruntreuungen von anvertrautem Gut, die ungestümen Zudringlichkeiten des Elends, die Gier der Lustdirnen, das Schuldenmachen junger Ausschweiflinge, und die Flüche verhungerter Unglücklicher, die sich auf die Landstraſsen verstreuen,

*) Reiche Art von Suppenterrinen, für das spanische Gericht: *Olla* genannt.

C.

geschicktern Räubern als sie den ... „Beutel oder das Leben!“ *) abzufodern.

Der Zuckerkuchenbecker hat sichs einfallen lassen, die ganze Naturgeschichte in Croquignollen **) zu bringen; der Steineinfasser façonnirt gleichfalls Spinnen in halbgetriebner Arbeit. Wir haben in dieser Gattung nur noch erst die hängende Spinne (*araignée pendice*); die langarmige (*l'araignée longimane, Phalangium*,) wird nicht zu erscheinen säumen. Ein glücklicher Vorwand, das Busentuch einer züchtigen *Madame* ein wenig in Unordnung zu bringen! —

Man beobachte einmal die Frauenzimmer in der Oper; sie, deren Blicke so begierig die

*) Der gewöhnliche Ausdruck, mit dem sich französische *Highwayman's* an Reisende adressiren. — Ein Gaskogner rettete sich bey so einer Gelegenheit einmal durch einen witzigen Calembourg. „*Pour la vie*“ sagte er, „*le meuilleur (l'avis) que je vous puisse donner, c'est de quitter votre métier; sans quoi vous sérez pendu; et pour la bourse* (den Haarbeutel) *je n'en ai pas, parceque je porte un cadogan* (Zopf).

C.

**) Eine Art von Zuckernüssen.

der Männer suchen. Die Rubinen, die Perlen, die *Lapis Lazuli*, haben die Form von Schmetterlingen angenommen, und die blendenden Flügel dieser Zweyfalter machen den einzigen Busenschleyer der Züchtigen aus.

Wer sollte es glauben? Die Fliege und das niedliche Marienwürmchen (Gotteskuh, *la jolie bête à Dieu, coccinella*,) haben sich auch in Kleinode verwandelt. Aber welche Feder könnte unter allen ihren Gestalten jene glänzenden Kinderklappern des Stolzes beschreiben? Welche Geduld gehörte zu ihrer Ausführung, welche Zartheit zu ihrer Arbeit, wie viel Geschmack zur Zusammenreihung ihrer Accessoirs, und vornehmlich, welche Fruchtbarkeit der Einbildungskraft! Hier ist es eine Repetiruhr, in einen Ring eingefafst; dort findet man auf einer Dose den Korb Florens, mit dem genauest nachgeahmten und schattirtem Gefieder des Colibri geschmückt; weiterhin die geschickte Verschlingung eines verliebten Nahmenzugs, Nadeln mit blauen Mäuse-Oehrlein-Knöpfen (*fleurs de souris*, Vergifsmeinnicht); noch andere, mit Hähnen, kleinen Papchen und Papagayen, in Filigramarbeit; auf dieser Spuhle sind, zwischen Nattern und Ottern, Pfeile, Dolche

und goldne Schlüsselchen mit Hängeschlössern angebracht (*piquées*); anderwärts schnäbeln sich Täubchen auf einem Schildchen *en Parmentine*; an den Ohrgehängen *à la Eve* seht Ihr einen Apfel, den eine kleine hineinbeissende Schlange umwindet; auf denen *à la Pizarre* ein Altärchen, an dem ein Köcher voll kleiner Pfeifchen angelehnt steht; wieder auf andern, Spiegel, mit Portraiten in Migniatur und von Karfunkeln blitzenden Sautoirs *).

Soll ich von jenen goldnen Kämmen reden, gewichtiger mit Steinen beschwert, als Kronen von Monarchen sind? Auf ihrer Ründung hat der Artist tausenderley Schnirkel gebildet; bald ein mit blähenden Seegeln einher schwebendes Schiff; bald einen Alcibiadeskopf nach Raphael; bisweilen einen egyptischen Käfer, oder auch eine liegende von Amoretten geliebkoste Liebesgöttinn.

Wenn man in neuniger Zeit einen Lieb-

*) *Sautoirs* — heifsen die Seile nachahmenden Perlenhalsbänder, die auch wohl noch mit sehr kostbaren Edelgesteinen besäet sind.

C.

haber aller dieser Niedlichkeiten (*jolivétés*) *) fragt: „was die Uhr sey?“ zieht er euch aus

*) Ich habe schon anderswo, glaube ich, meine Sitte im Uebersetzen gerechtfertigt, nach der ich, wenn ich im Original auf besonders bedeutsame, von keinem Puristen genau verdeutschbare, mit eben der Kraft und Genauigkeit von Nuance wiedergebbare, — selbst Teutonen unwiedergebbar! die doch unter allen Zungen am meisten wiedergeben kann, — Worte treffe, ein Sacrilegium an meinem Verfasser zu begehen glauben würde, wenn ich seinen Ausdruck nicht zu Beschämung des meinigen neben dem übersetzten in Parenthese aufstellte. Bey keinem französischen Stilisten aber als Mercier, geräth man öfter in Versuchung zu solch einer Gerechtigkeit, weil es keinen neuern oder ältern und neuern dieser Nation giebt, der mehr als er die genaue *vim verborum*, mehr den immer zur Sache gehörigen Ausdruck kennte, und Boileau's Vers:

Sans la langue mon fils, l'auteur le plus divin
Est toujours, quoi qu'il fasse, un mauvais écrivain;

mehr beherziget hätte; keinen, der das Gebiet seiner neuern und ältern Sprache mehr durchackert, ihren — trotz der geglaubten Armuth

der Tasche eine *en colimaçon* hervor; und die Seltsamkeit dieser Schneckenform wundre Euch

— unendlichen Reichthum zu erforschen; keinen endlich, der, mit Verachtung der academischen Schnürbrustregeln, kühneres Geistes, sie mit guten und trefflichen Goldscherfen bereichert hätte; wofür denn auch ihm, und seiner Praxis, und seinem trefflichen Buche: *Neologie*, von jenen Schnürbrustregeln-Anhängern auch der gewöhnliche Stank statt Dankes, in vollem Maafse dargereicht worden ist. — „Allein, gehört denn obiges in Paren-„these gesetzte Wort: *jolivétés*, wirklich zu „den unwidergebbaren? und drückt das: „Niedlichkeiten, es nicht vollkommen „aus?“ — O ja, was den Sinn und die analoge Ableitung betrifft, vollkommen! aber.. es fehlt ihm die Nuance des ... Neuen. — Keinem Deutschen wird das Wort: Niedlichkeiten, ein auffallendes seyn, wie dem Franzosen: *jolivétés*, das er vor Mercier nicht gehört hatte. Das Adjectiv: *joli*, ist so gänge und gebe, wie unser niedlich; ein anderer kühner *Mercier ante Mercierium* hatte darnach das nicht häufig vorkommende, aber doch schon angenommene Verbum: *enjoliver* (verniedlichen) gemacht; Mercier erhebt sich wieder auf eine neue Stufe von Neologie, indem er das Substantiv: *jolivétés*, erschafft, und .. hier

nicht, denn es giebt andre, in Gestalt von Muscheln, Eicheln, Birnen, Aepfeln, Beuteln und Opernlorgnetten.

in einem Capitel, das von lauter Niedlichkeiten handelt, in denen jeder Bijoutier alle Tage Neolog wird, mit welchem adequaten zur Sache gehörigem Urtheil!! Hätte ich diese Nuance von Neuheit beybehalten wollen: so hätte ich vielleicht: Hübschigkeiten schaffen müssen; aber das wäre wieder aus einer andern Ursache ein . . böhmischer Stein und kein *Diamant* gewesen; weil das Adjectiv hübsch um einen Grad weniger hübsch, als: *joli* und niedlich, ist. Die Franzosen haben: *bien*, *beau*, *joli*, *mignon*, *agréable*, *aimable*; wir: schön, hübsch, niedlich, artig, angenehm; wenige dieser Wörter entsprechen einander genau . . . o Eigensinn der Sprachen! Nur aus dem Umgange in Paris, aus keinem Wörterbuche lernt man diese genaue Kraft der Wörter; und ich, nach vierzig Jahr Studium dieser Sprache, zehnjährigem Aufenthalte in Paris, und nachdem ich sogar zu einem Lexicographus darinn geworden bin, lerne täglich noch, und bekenne: nur ein Idiot darinn zu seyn. So fragte ich vor ein Paar Tagen einen Franzosen über Madame Roland: *Mais, dites-moi, est ce qu'elle étoit*

So ist in dem Augenblicke, wo ich das Bildchen unserer prächtigen Tandnichtswür-

en effèt *belle?* — *Non pas* .. *belle*, *mais elle étoit* . . *bien.* — Es ist unglaublich, wie fein das Gefühl der Pariser selbst in den geringern Ständen über diese Nuancen ihrer Sprache ist; wie sehr viel cultivirter als bey uns; wie sie oftmals durch den feinsten Scherz die spitzigsten Zusammenstellungen und Gegeneinanderstellungen, eines trefflichen Schriftstellers würdig, diese Kraft hervorspringen zu machen verstehen. Ich fragte einmal einen meiner Setzer, wie es, bey dem Mangel an Arbeit, so viele von der hiesigen Unzahl der Buchdrucker anfingen, auch nur das trockne Brodt bey ihrem Handwerk zu haben? — *Monsieur*, erwiederte er mir: *Ils vivent de leurs fonds, et ils vivottent de leur travail.* (Sie leben von ihrem Capital, und sie lebeln von ihrer Arbeit.) — Noch Ein Beyspiel: Ich hatte vor einigen Jahren eine Köchinn; Elisabeth, ein feines gescheutes Mädchen, vom gebildetsten Aeuſsern; (man hätte sie nur in Pompons setzen dürfen, daſs sie in Deutschland in jeder Standesdamengesellschaft figurirt) . . . und so voll von *petits soins* für ihre Herrschaft — und . . . obschon ich nicht weiſs, ob sie vielleicht schreiben konnte (hier, bey dem erbärmlichen Volksunterricht eine viel seltnere

digkeiten entwerfe, (*où je trace l'apperçu de nos pompeuses futilités*,) der Zustand des Juweelen- und Kleinodienwesens (*de la jouaillerie et de la bijouterie*). — Wenn der Bauer (*manant*) nach einem *solitaire* (ein Ring mit nur

Sache, als in Niedersachsen z. E.) ... im Reden eine Grammatikerinn von Haus aus! Villers, der ihren Mutterwitz auch gern leiden mochte, wie ich, sagte ächtfranzösisch einmal zu ihr: *Elisabeth, vous avez pris mon coeur.* — „*Votre coeur, Monsieur? Vous ne l'avez donc plus?*" — *Eh .. mais .. non!* — „*Eh bien!* (schnippisch) *je n'aime pas les hommes sans coeur!*" — So schnell wuſste sie Herz und Herzhaftigkeit zu verwechseln, und schlug dem weiland Artillerieofficier, der Beydes besitzt, ein Knipschen für seine Galanterie. Mamsell Arnou, die Sevigné und Ninon hätten nicht feiner rispostiren gekonnt als Elisabeth; und ich sie „embrassiren" mögen für die Repartie. — In diesem *Genre* nun und Allem, was dahin gehört, dominirt — auf ihn zurück zu kommen — Mercier; „*par Dieu!*" sagte einmal Riouffe zu mir über ihn: „*il n'y a personne à Paris qui ait de l'esprit que Mercier!*" — und .. kurz: er ist ein wahrer Juweelenhändler in dem Fach; *le grand bijoutier* des Stils!

C.

Einem grofsen Diamant) seufzt, was wird aus der Redlichkeit und Rechtschaffenheit? Und auf welcher Tugend ruht, in den andern Bürgerclassen, die Treue bey übernommenen Verbindlichkeiten? Wir schwimmen im Golde; aber auch steht das Geld auf zehn Procent *). Die Verführer säen Diamanten und Perlen aus. Kinder werden immer gebohren werden; manche Väter einmal aber, ohne es zu wissen, (*faute de le savoir*,) ihre Töchter heirathen.

Ich darf nicht unterlassen, hier zu bemer-

*) Zehn Procent? — Hier ist Mercier zu *un*übertrieben. Man gab sehr gewöhnlich $1\frac{1}{2}$, 2 *per* Monath; ich habe der Zeiten gekannt, wo 3 nichts ganz Seltenes waren; macht im Jahr 18, 24, 36 Procent. Und die nicht etwa gegeben von Verschwendern, durchlöcherten Körben, (*paniers percés*), sondern von sehr rechtlichen Bürgern, die aufopferten, um zu leben, zu lebeln, zu bestehen, um . . nicht unterzugehen; manchmal auf sehr gutes Unterpfand, (*nantissement*) — zehn Procent auf gute Hypothek von Häusern und liegenden Gründen war was . . Alltägliches! — Itzt nimmt das freylich sehr ab.

C.

ken: dafs die Diamanten nicht anders als bey vernachlässigtem Anzuge getragen werden *).

*) Das kann von einigen superraffinirten Zirkeln wahr seyn; in hundert der besten und reichsten Gesellschaften ist es indessen nicht; da sind auch die Abende voll Sternglanz; man kann sich vorstellen, dafs die Damen das tausenfältig reflectirende Kerzenlicht für ihre Brillanten nicht verschmähen. Für die Oper ist es indefs grofsentheils auch wahr; da unterterscheidet sich gerade die höhere Classe der *bons* durch nicht schimmern wollen von den *vilains*. — Was für ein Luxus übrigens mit Diamanten getrieben wird, kann man leicht sich vorstellen, wenn man weifs, was nur schon die erzmittlere Classe daran wendet. In jenen Zeiten der allgemeinen Noth noch, wo man, kaum den Assignaten, Rescriptionen und Mandaten echapirt, erst so eben *Ecus* wieder ansichtig ward, und noch an einer kleinen *Queue* der Epoche der Schreckenszeit unter dem Directorio krankte, erinnere ich mich, auf einem Familienbällchen eines Juweliers, auf dem *Quay des Orfevres*, gewesen zu seyn, auf dem eine Dame *R-b-d* glänzte, die Frau eines Tobacksfabricanten, deren Mann ihr, wie gesagt wurde, ein ganz kleines *Cadeau* zu ihrer *Fète* (Geburts- oder Heiligen-Nahmens-Tage) von einem *Ecrin* gemacht hatte, der ein

So fodert eine vornehme Dame (*grande Dame*), die in ihrem Bette *à la Grecque*, zwischen Laken schläft, mit den prächtigsten Valenciennes *) umrandet, bey ihrem Aufstehen ihr Juweelenkästchen; wählt die Ringe der Jahrszeit, und, zum halben Anzug, eine Spitzenrobe. Sie erscheint dann, strahlend wie das Morgenroth, den Kopf mit Blumen von Rubinen und Sapphiren geschmückt.

Gegen Abend .. völlige Veränderung der Toilette! Das Diadem, die Diamanten und Spitzen verschwinden. Das Gesetz des Anzuges will alsdann, daſs die Nebenbuhlerinnen der Prinzessinnen sich im Zirkel nicht anders

Sümmchen von 80,000, schreibe Achtzig-Tausend Livrechen, gekostet. — Shawls, Masulipatons und Cachemirs zu hundert Louis-d'ors das Stück; und Damen, die solcher Schultern-Enveloppen zu funfzigen haben, um .. abzuwechseln, sind Kleinigkeiten, wovon man nicht spricht, und gar kein Aufsehens einmal macht.

C.

*) Valenciennerspitzen — noch kostbarer als brüsseler Kanten.

C.

zeigen, als in Gewändern, die nur ein einzigmal dienen, und an denen der Flor, die Blonden und die Bänder die hauptsächlichsten Accessoirs ausmachen. –

Ein Putzunternehmer (*metteur en oeuvre*) in Paris, so bald er sich durch irgend eine vorzügliche Geschicklichkeit unterscheidet, kann sich vor Bestellungen nicht retten. Neben seiner Schmiede und Werkstatt (*forge et attélier*), wo Ihr den so leichten Schall seines Hammers und den noch sanftern seiner Feilen *) hört, findet Ihr eine Zimmerreihe (*appartement*), durch die seltenste Intelligenz mit seidenhaften chinesischen Papieren und zierlichen Arabesken decorirt. Auf einem antiken Sopha ruht eine Mandolin neben einem Piano mit vier Pedalen des berühmten Erard. Am Morgen fährt der Künstler aus, seine Werke und die Subjecte seiner Erfindung den Goldschmieden mitzutheilen. Er macht

*) Nicht als ob diese *metteurs en oeuvre*, Hämmer oder Feilen brauchten, wenns nicht Juweliere und Goldschmiede etwa sind, sondern weil der Dichter seinen mit Fleiſs ein wenig starken Tropus: *forges*, fortsetzen muſste. —

C.

sich hinwiederum mit den Bulletins und Tracé's (Mustern) von Denen bekannt, die erscheinen und als Urbilder der Ausführung aufgestellt werden.

So entstehen jene Kleinode der Grille (*bijoux de fantaisie*), jene Etuis, Mignonetten, Uhren und güldenen Dosen, von denen das „*champ-levé*," durch die Kühnheit der getriebenen Arbeit, die vollkommne Ausführung und die Zierlichkeit der Vollendung, „die Bewunderung der Kenner *)" und den Neid der Neugierigen ausmacht. Von diesen liebe ich allenfalls einen prächtigen Ring an dem Finger eines empfehlungswürdigen Mannes u. s. w. zu sehen, der ihn von irgend einem Gewaltigen der Erde als Belohnung für eine nützliche Erfindung erhalten hat....

Unter den Kleinoden-Nadeln (*bijoux-épingles*), erblickt man jetzt, (wie oben bemerkt worden,) Kellerspinnen, halbe Monde

*) Die unterstrichenen Worte sind wahrscheinlich aus einer der ernst-lächerlichen pomphaften Ankündigungen solcher Modewaaren in Bulletins und Zeitungen entlehnt.

C.

von Perlen, Mandolinen, Uhren in Lyren-, in Anker-, in Lorgnettenform.

Ich habe eine Taschenuhr von gewöhnlicher Gröfse gesehen, die genau das Aufgehen und Untergehen der Sonne und die Mondeswandlungen anzeigte; eine andre, auf deren zirkelndem Zifferblatt der Calender mit den Heiligennahmen und Hauptfesten des Jahres erschien, und der Zeiger auf den Nahmen des Schutzpatrons, des jedesmaligen Tages des Monds, wies.

Sechs und dreyſsigstes Capitel.

(Von Pinkerton.)

Betrachtungen über den französischen Nationalcharacter.

Ein aufrichtiger Beobachter kann nicht umhin, die Anmerkung zu machen, daſs eine gewisse Kurzsichtigkeit und Unüberlegsamkeit bey Unternehmungen, einen Theil des Nationalcharacters der Franzosen, dieſs Volk im Ganzen genommen, ausmacht; und der hauptsächlichste Grund hiervon liegt wohl darinn, daſs ihre lebhaften Leidenschaften sie immer treiben, künftige auch noch so groſse Vortheile dem Genusse des Augenblicks aufzuopfern. Deſshalb ermüden sie leicht bey kleinen sich zeigenden Schwierigkeiten, und sind so aus-

nehmend zum Wankelmuth und zur Veränderlichkeit geneigt. Schon im sechszehnten Jahrhunderte bemerkte der ehrliche Lery, in seiner Nachricht von dem unglücklichen Zustande der französischen Colonie in Brasilien, sehr naiv: „die Franzosen fingen immer jedes „Ding sehr gut an, endigten es aber immer „sehr schlecht;" ein Erfahrungssatz, der auch zu unsern Zeiten nur allzuvollkommen sich bestätiget hat.

Der immer, wenn er sich nicht in Gesichten über die Alterthümer verliert, sehr richtig denkende und geistvolle Volney, hat eine so lebendige und unpartheyische Parallele der so ganz verschiedenen und sich einander entgegengesetzten Charactere eines französischen und englischen oder deutschen Colonisten aufgestellt, dafs ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, sie meinen Lesern mitzutheilen. „Der americanische Ansiedler, sagt er, englischer oder deutscher Herkunft, von Natur kalt und phlegmatisch, macht ganz ruhig seinen Plan, wenn er ein Landgut anlegen will. Er richtet jeden Gedanken, nicht feurig, aber unablässig auf Alles, was ihm zur

Anordnung oder zu Verbesserung desselben dienlich seyn kann. Wenn er (wie einige Reisende ihn dessen beschuldigt haben,) sich dem Müssiggehen ergiebt: so geschieht das nicht eher, als bis er den von ihm verfolgten Gegenstand erreicht und so viel sich erworben hat, dafs er sein beschieden Theil zu haben glaubt.

„Der Franzose hingegen, mit seiner unruhigen und herumflatternden Geschäftigkeit, läfst sich durch den Enthusiasm oder irgend eine Grille des Augenblicks, immer zu Planen und Entwürfen verleiten, wobey er weder die nothwendige Auslage, noch die zu erwartenden Schwierigkeiten berechnet hat. Geistvoller vielleicht, als sein deutscher oder englischer Nebenbuhler, spottet er über ihre Langsamkeit und Schwerfälligkeit, die er mit der eines Ochsen vergleicht; allein der Deutsche oder der Engelländer könnten ihm mit ihrem schlichten gesunden Menschenverstande antworten: die Geduld eines Ochsen sey vielleicht besser für die Geschäfte des Pfluges gemacht, als das Feuer des rascheren Rosses; und in der That wird man auch oft gewahr werden,

dafs der Franzose, nachdem er das, was er angefangen, wieder umgemacht, verbessert und verändert, und sich in seinem Geiste mit Hoffnung und Furcht abgemattet hat, zuletzt an der Sache einen Eckel bekömmt und das Ganze liegen läfst."

„Der langsamere stille americanische Colonist steht nicht sehr früh auf; ist er aber einmal aufgestanden: so verwendet er den ganzen Tag in einer ununterbrochenen Reihe nützlicher Arbeiten. Beym Frühstücke giebt er ganz kalt seiner Frau seine Befehle, die sie auch mit Kälte und Schüchternheit annimmt, aber ohne Widerspruch ihnen gehorcht. Ist das Wetter schön: so geht er aus, pflügt, fällt Bäume, macht Zäune u. s. w.; tritt Regenwetter ein: so beschäftigt er sich daheim, Inventarien von den Geräthschaften seines Hauses, seiner Scheune, seiner Ställe aufzunehmen; bessert die Thüren, die Fenster, die Schlösser aus; schlägt fehlende Nägel ein; macht sich Stühle oder Tische; kurz, hat immer etwas Nützliches vor, seine Wohnung dicht und bequem für sich zu machen, oder für Reinlichkeit darinn zu sorgen. In solcher Gemüthsbeschaf-

fenheit sich selber genügend, wird er, falls eine Gelegenheit sich darbietet, nicht anstehen, seine Güter wieder zu verkaufen, und dann ein sechszehn oder zwanzig Meilen weiter in die Wälder nach der Gränze hin zu ziehen, ein neues Gut anzulegen, wo er abermals einige Jahre zubringt, Bäume zu fällen; sich erst eine Hütte, einen Stall, eine Scheune baut; den Boden urbar macht, ihn besäet u. s. w. Sein Weib, geduldig und ernst wie er selbst, unterstützt ihrerseits seine Bemühungen; und so lassen beyde sich es nicht verdriefsen, bisweilen halbe Jahre lang auf Einem Flecke auszudauern, ohne eines Fremden Angesicht zu sehen; allein nach Ablauf von ihrer fünfen oder sechsen, sind sie denn auch zu einem Besitzthume gelangt, das ihnen und ihrer Familie ein hinlängliches Auskommen sichert.“

„Der französische Colonist hingegen steht des Morgens in aller Frühe auf; vornehmlich wenn er weifs, dafs davon gesprochen werden wird. Er fragt seine Frau über Alles, was er sich zu thun vornimmt, um Rath, und horcht auf ihre Meinung. Ein grofses Wunder müfste

es seyn, wenn die beyden Gatten immer einig wären; gewöhnlich raisonnirt die Frau, macht Einwendungen, streitet sich mit ihrem Eheherrn; der Mann besteht auf seinem Sinne, oder giebt nach; ärgert sich, oder verliert auch den Muth. Oft wird ihm sein Haus zu eng und zur Last; dann nimmt er seine Flinte, geht auf die Jagd aus; macht eine Reise, oder besucht seinen Nachbar, mit ihm zu plaudern. Andremale bleibt er zwar zu Hause, aber verschwatzt und verscherzt die Zeit mit seiner lieben Ehehälfte, wenn er sich nicht mit ihr zankt und herumkabbelt. Die Nachbaren kommen und statten Gegenbesuche ab; denn Besuche zu geben und zu erwiedern, um zu schwatzen, ist einem Franzosen so durchaus, durch Gewohnheit, zweyte Natur geworden, dafs man, die ganze Gränze von Canada oder Luisiana entlang, nicht Einen Colonisten von dieser Nation finden wird, aus dessen Hause man nicht die Wohnung eines Andern erblicken, oder wenigstens sie sehr bald erreichen könnte. An verschiedenen Orten, wenn ich mich erkundigte: wie weit es bis zum fernstabliegenden Nachbar sey, erhielt ich zur Antwort: „Oh! der lebt mit den Bären! auf

„eine halbe Meile weit hat er kein Haus und „keine menschliche Seele, mit der er umge„hen könnte.“ —

„Alles dieſs bildet einen der unterscheidendsten und characteristischen Züge der beyden Nationen; ich bin daher, jemehr ich über diese Sache nachgedacht, immer überzeugter davon geworden, daſs die natürliche Schweigsamkeit der Americaner eine der wesentlichsten Ursachen ihres Fleiſses, ihrer Thätigkeit und ihres Gelingens im Ackerbaue, im Handel und den Künsten ausmache; und dasselbe läſst sich auch von den Engelländern, den Holländern, so wie überhaupt von allen andern Nordländern sagen, von denen jene abstammen. Diese combiniren und concentriren in aller Stille ihre Vorstellungen, und nehmen sich Zeit, Alles zu überdenken, genau ihre Ausgabe und Einnahme zu berechnen; dadurch gelangen sie zu mehrerer Deutlichkeit in ihren Begriffen; es entsteht mehr Bestimmtheit in ihrem öffentlichen und häuslichen Benehmen; Alles trifft darinn mehr und schneller zum Flecke und zum Ziel!“

„Der Franzose hingegen, mit seinem beständigen Schwatzen, läſst seine Gedanken verdunsten; unterwirft sie Widerspruch; erregt um sich das Geplauder der Weiber; zankt sich mit seinen Nachbaren herum, und findet am Ende zu spät, seine Zeit ohne Nutzen für sich und seine Familie verschleudert zu haben. Diese Umstände dürfte man vielleicht für etwas Kleines und Unbedeutendes halten; allein zusammengenommen machen sie die Anwendung der Zeit aus; und die Zeit, wie Franklin gesagt hat: „ist der Stoff, aus „dem das Leben besteht.“ Diese moralische und physische Zerstreuung trägt auch besonders noch sehr werkthätig dazu bey, dem Geist eine gewisse Oberflächlichkeit zu ertheilen; auch ist dieſs nur allzusehr in der Wirklichkeit der Fall; und oftmals, wenn ich bey Bewohnern an den Gränzen Canada's mich nach Entfernung und Abständen von Orten, oder darüber: wie viel Zeit man brauche, von einem zum andern zu kommen, oder nach Maaſsen von Gröſse oder Inhalt, erkundigte, habe ich gefunden, daſs sie allgemeinhin keine klaren und deutlichen Begriffe darüber hatten; daſs sie Empfindnisse annah-

men, ohne darüber nachzudenken; daſs sie keine nur irgend etwas verwickelte Berechnung darüber anstellen konnten. Sie antworteten mir dann etwa: von diesem Orte zu dem hin, ist so weit, daſs man eine Pfeife ausrauchen kann; Sie können ihn, oder Sie können ihn nicht von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang erreichen, oder etwas dergleichen. Dahingegen aber giebt es keinen americanischen Ansiedler, der nicht mit Genauigheit die Zahl von Meilen oder Stunden, von Maaſsen und Gewichten an Fuſsen oder Ruthen, an Pfunden oder Centnern, angeben und nicht mit Leichtigkeit jede Berechnung anstellen könnte; oft selbst schwerere, wo es auf verschiedne wirkliche oder zufällige Gröſsen ankömmt. Diese Art practischer Wissenschaft ist aber (wie wohl niemand in Abrede seyn wird,) von den wichtigsten und ausgebreitetsten Folgen für jede mögliche im menschlichen Leben vorfallende Operation; und es dürfte manchen meiner Leser vielleicht wundern, hier zu erfahren, daſs sie weit weniger gemein unter den Franzosen, und sogar in Europa ist, als man es sich gewöhnlicher Weise vorstellt*."

„Man kann sagen, wie ich es oft habe behaupten hören: dieses unumgängliche Bedürfnifs, Unterhaltung zu pflegen, oder zu kakeln, sey eine Wirkung der Lebhaftigkeit des Bluts und der Ergufs-liebenden Fröhlichkeit des Geistes und Temperaments bey uns; allein wenn ich aus meiner eignen Erfahrung urtheilen darf, ist die Sache weit mehr ein gemachtes Product der Gewohnheit und Meinung; und an meiner eignen Person habe ich es erlebt, dafs, da ich nach der Türkey, damals noch eben so redselig als nur irgend ein anderer meiner Landsleute, gereist war, ich, nach einem Aufenthalte von drey Jahren daselbst, so stumm wie nur ein Mahomedaner zurückkam. Bey erneuertem Leben in Frankreich nahm ich bald meine natürlichen Angewohnheiten wieder an; kaum aber war ich späterhin wieder wenige Monate in den vereinigten Provinzen gewesen, als ich aufs neue zu der americanischen Schweigsamkeit gelangte, die ich abermals bey meiner Rückkehr nach Paris bald wieder ablegte.“

„Meinen Bemerkungen demzufolge, werden diese Nationalgewohnheiten um so viel mäch-

tiger bey uns, und bemeistern sich unserer um so viel mehr, je mehr sie sich auf dem Vorurtheile der Eigenliebe gründen, und wir uns durch die Mode dazu hinreiſsen lassen. Unter den Türken und Americanern ist: viel zu reden, ein Zug, der die niedre Classe characterisirt, und ein Zeichen von schlechter Erziehung; dahingegen bey uns Schweigsamkeit für eine Art von Morgue und Hochmuthsziererey — so wie Gesprächigkeit für Witz und Artigkeit gilt; und das Gespräch fallen zu lassen, als ein Zeichen betrachtet wird, daſs es uns entweder an jenem oder an dieser gebreche."

Diese Bemerkungen von Volney sind gewiſs sehr richtig; allein nach einer unpartheyischen und billigen Würdigung des französischen Characters, glaube ich fest behaupten zu dürfen, daſs bey einer weisen Leitung der obrigkeitlichen Anstalten, und vor allem durch eine gründliche Erziehung, etwas sehr Vortreffliches vermittelst jener Eigenschaften gewonnen werden könnte. Ein französischer junger Mann sollte aber immer zwey oder drey Jahre auf das Studium der Mathematik

zu wenden angehalten werden, damit sein Geist gleichsam sich verdichte, und der Flatterhaftigkeit, der Ideenausdünstung bey ihm vorgebaut werde, die so leicht in eine solche Ungenauigkeit im Denken und Handeln ausartet *). Eine französische Dame von grofsem Witze sagte einmal, als sie darauf ertappt

*) Nun — wenn denn Das ist, (und es kann wirklich unter gewissen Umständen etwas Heilsames in dem Rosse liegen,) so mufs man gestehen, dafs Pinkertons Wunsch schon sehr in Erfüllung gegangen ist. Denn seit der Revolution macht in den meisten Schulen das Studium der Mathematik und anderer sogenannten exacten Wissenschaften, so sehr beynahe die Hauptsache in der Erziehung aus, dafs verständige Ueberblicker des gesammten Reiches der menschlichen Erkenntnifs nur allzuhäufig darüber klagen: man sey in Absicht auf diesen, den reinen Verstand beschäftigenden und das Herz ganz leer lassenden Zweig derselben, nun zum andern Aeufsersten übergegangen; da es doch so unendlich viele Berufe im menschlichen Leben giebt, die mit Arithmetik und Mathematik durchaus Nichts zu thun haben, und defshalb ein solches blofs propeudeutisches Studium, von drey

wurde, eine Unwahrheit vorgebracht zu haben: „sie hätte nur einmal ihre Einbildungs-„kraft mit ihrem Gedächtnisse verwechselt.“ Solche Verwechselungen aber fallen unglücklicher Weise nur allzuhäufig vor, und daher ist auch die Rechtschaffenheit eben so selten hier, als die Wahrheit geworden. Gar sehr ist es zu bedauern, daſs das Studium der Moral nicht mehr, als geschieht, auf das tägliche Verkehr der Menschen unter einander angewandt, und auf die Vortheile, die aus der Rechtschaffenheit in dem langen Laufe des menschlichen Lebens entspringen, ein gehöriges Gewicht gelegt wird. Es ist gar nichts Seltenes, gegenwärtig auf Leute zu stoſsen, die mit aller möglichen Geistesanstrengung das Vorhandenseyn eines solchen Wunderthiers (*rare and nondescript animal*), als ein ehrlicher Mann, gar nicht begreifen und sich es nicht denken können. Jeder Anspruch darauf: ein solches Ding seyn zu wollen, wird als bloſse Ziererey betrachtet,

ganzen Jahren, vielleicht als eine doch gar zu groſse Versplitterung von Zeit und Kräften betrachtet werden dürfte.

und edle Einfalt im Handeln als sich leicht überlisten lassende Pinseley angesehen, so daſs in Fällen, wo, nach wiederhohlten Versuchen, ein Mann doch im Grunde rechtschaffen befunden wird, er nur darauf rechnen kann, verspottet und lächerlich gemacht zu werden. Ein guter Mann erhält nur Achtung, wenn mit ihm der Begriff von Geld sich verknüpft; allein in dem Munde eines Franzosen ist ein solches Lob nichts weiter, als ein starker Ausdruck für den glimpflichern: Thorheit! *)

Brächte es die Mode mit sich, daſs die Waffen des Lächerlichen einmal gegen Schurkerey gekehrt würden: so müſste diese flat-

*) Zu allgemein, zu bitter ausgedrückt! und höchstens auf einen nicht kleinen Theil einer gewissen Classe der geschliffenern höhern Welt in solcher Allgemeinheit anwendbar; wie auch gern jeder einräumen wird, der diese Nation nicht bloſs aus dem Geschwätze der Gesellschaften, sondern auch aus wirklichem mit ihr gepflogenem Verkehr in Dingen und Geschäften des menschlichen Lebens kennt.

terhafte Göttinn der bessern Sache unendlichen Nutzen schaffen, und vielleicht die edelste der Revolutionen hervorbringen, die die Geschichte des Menschen nur aufzeigen kann. Wenn wir, anstatt den Betrogenen, den *Dupe* (ein Wort, das aus der Sprache der Diebe und Straſsenräuber zu stammen scheint,) lächerlich zu machen, und nur spöttisch zu bemitleiden, lieber einmal anfingen, unsre Verachtung gegen den Schurken laut werden zu lassen: so würde das Glück der Gesellschaft dadurch auf eine unberechenbare Weise befördert werden, und man, anstatt jetzt beständig gerüstet seyn und seinen Geist mit Argwohn quälen zu müssen, seine Tage in gegenseitigem Zutrauen und einer erfreulichen Ruhe zubringen.

Die Gesetze müſsten aber auch mit auf einen so wohlthätigen Zweck hinarbeiten, und ein jeder Versuch, den andern zu täuschen und zu überlisten, sogar mehr noch als Gewaltthätigkeit, Gegenstand einer rechtlichen Ahndung werden. Man kann indeſs Dieſs wohl auf alle Länder anwenden, und fragen: ob es nicht lächerlich ist, Verordnun-

gen über die Heilighaltung des Sonntags ergehen zu lassen, und kleinliche Einschränkungen in dem Umgange der beyden Geschlechter mit einander einzuführen, wenn man sieht, dafs in einem Lande jedermann auf nichts denkt und sinnt, als wie er aufs Gescheuteste seinen Nachbar hinter das Licht führen könne, und erfährt, wie ein Solcher, weil es dem Beleidigten an Muth gebricht, so leicht der Strafe entrinnt. Es geschieht immer das Gegentheil von dem, was der Vers unseres guten Hudibras uns widerräth, und was wir nicht thun sollten; — zu

„*Compound for sins we are inclin'd to*
By damning those we have mind to" *)

Die Bücher der Offenbarung haben daher nicht Unrecht, wenn sie die edelste Würde des Menschen in *Gerechtigkeit* setzen, und den Tugendhaften, das heifst, den Mann, der in allen Verhältnissen des Lebens mit seinen Mitgeschöpfen Rechtschaffenheit herr-

*) „Mit Sünden sich abzufinden, zu denen wir geneigt sind, indem wir diejenigen verdammen, zu denen wir keine Lust haben."

schen läſst, den Gerechten nennen; der gekrönte Weise, dessen Sprüchwörter uns noch jetzt so edle Lehren dazu mittheilen, steht dieser Gemeintugend wegen nicht minder in verdientem Rufe, weil er ein Harem von hundert Weibern und siebenhundert Kebsweibern besaſs *). Allein man weiſs wohl, daſs die ersten Begriffe unserer Gesetzgeber auf mönchischen Grundsätzen beruhten, und daſs die Compilatoren unseres Codex gewöhnlicher Weise mit allen menschlichen Leiden-

*) Als wenn nicht der Begriff der Gerechtigkeit sich auch auf das Verhältniſs des Mannes zum Weibe anwenden lieſse? und es nicht eine entsetzliche Ungerechtigkeit wäre, siebenhundert Kebsweiber zum Dienste oder Vergnügen eines einzigen Mannes brach liegen zu lassen! — Manchmal, muſs man gestehen, ist denn doch die Philosophie unsers Verfassers nicht weniger leichtfüssig, als die französische Rousseau's seyn soll, dem er so hart darüber zusetzt, und ihn mit einer wahrhaftig unsanften brittischen, obgleich mehrentheils gesunden Faust, antastet.

C.

schaften und Geschäften unbekannte Geistliche waren. Daher hat ihre ganze Gesetzgebung denn auch bisweilen eine irrige Richtung genommen, und sich mit Gegenständen beschäftigt, die, aus einem moralischen und politischen Gesichtspuncte betrachtet, von sehr winziger Wichtigkeit sind; derweil andre von dem theuersten Belange für die Gesellschaft ihrer Aufmerksamkeit entgingen und vernachlässiget wurden. Man kann den Geist dieser Gesetze aus einem Auftrage des Papstes an die Missionarien in Congo kennen lernen, worinn dieser sie berechtigte, für alle möglichen Verbrechen Absolution zu ertheilen, nur nicht für *Bigamie* und Mord! Ein überaus *weises* Gesetz; besonders da es für ein Land gegeben wurde, in welchem die Vielweiberey herrscht, und wodurch also nicht nur eine Sitte jenes Königreichs als unverzeihlich verdammt, sondern *sie*, die fast unter drey Viertheilen des menschlichen Geschlechts eine eingeführte Gewohnheit ist, durch die Veranstellung der Bigamie, für noch strafbarer als selbst Mord erklärt ward. Solche unpolitische und widersinnige Begriffe haben denn auch zur natürlichen Folge ge-

habt: daſs der Glaube der Christen in Japan und andern Ländern, wo er gänzlich mit den Sitten des Volkes unvereinbar war, ausgerottet worden ist, da doch der eigentliche christliche Codex, wie ihn uns die Schrift aufstellt, nichts als die mildeste und duldsamste Menschlichkeit athmet.

Bayerische Staatsbibliothek München

de la Hay

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pinkerton, John, / Mercier, Louis Sébastien, / Cramer, Carl Friedrich,

Ansichten der Hauptstadt des französischen Kayserreichs vom Jahre 1806 an

Bd.: 1

Amsterdam (1807)

Gall.rev. 701-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10423503-5